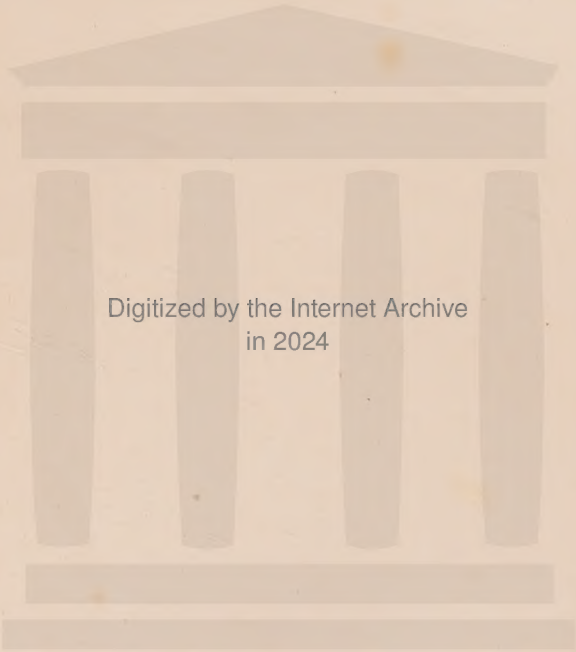
Rudolf Presber
Aus der Jugendzeit

MEHR LICHT
EX LIBRIS
RICHARD C. SCHIEDT

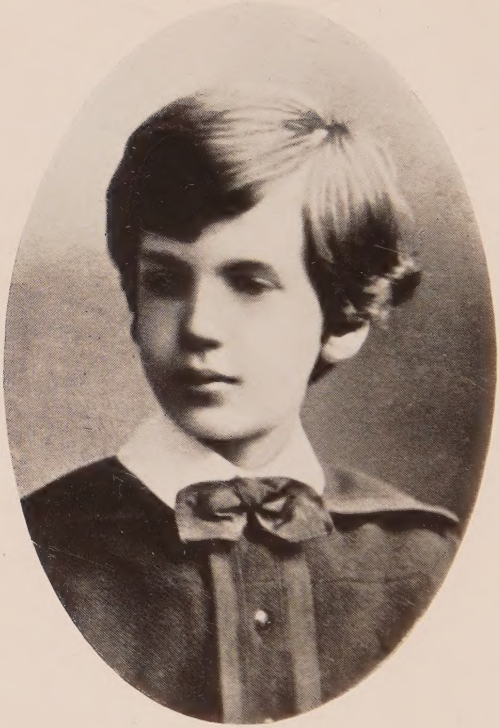
·LIBRARY·OF·
·FRANKLIN & MARSHALL·
·COLLEGE·
WITHDRAWN


Digitized by the Internet Archive
in 2024

https://archive.org/details/presberdersilber0000unse_q6x2

Für 6. Kriegsweihnacht
1944

Erich



Rudolf Presber als achtjähriger Junge

Rudolf Presber

Aus der Jugendzeit . . .

Mit 16 Abbildungen

Deutsche Verlags-Anstalt Stuttgart
Berlin und Leipzig
1928

PT
2631
R35 Z5
1928

Alle Rechte vorbehalten
Printed in Germany
Copyright 1928 by Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart
Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart
Papier von der Papierfabrik Salach in Salach, Württemberg

Vorklang

„Wo warst du, Freund?“ ... Geliebter Unverstand,
Und sag' ich dir's, wirst du die Fahrt begreifen?
Ich war — tief, tief in meiner Jugend Land,
Das sonst der Nächte scheue Träume streifen.
Ich ging mit toten Freunden, Hand in Hand,
Sah längst verwehter Herbste Früchte reifen;
Und Klang trug bergwärts mir der Abendwind
Von Glocken, ach, die längst geschmolzen sind!

Wo sich vergrämte Alte mürrisch mühen,
Mit welken Wangen, die der Gram zerstört,
Sah ich im Gold der Mädchen Scheitel blühen,
Die lachend mir das junge Herz betört;
Ging unter Kindern, die in Morgenfrühen
Der Finkenschlag aus reinem Schlaf gestört;
Und sah den Frühling mir zu Füßen liegen,
Der einst mein Glück getragen und verschwiegen.

Ich stieg zum Wissensquell die schart'gen Treppen
Und gab den Gläub'gen schweigend das Geleit;
Sah frohe Burschen alte Weisheit schleppen
Im Bücherkäfig der Gelehrsamkeit.

Aufrauſchen hört' ich mächtig und verebben
Der letzten Fragen nie gelöſten Streit;
Und großen Lehrern voller Zuverſicht
Schaut' ich, wie einſt, ins edle Angeſicht.

Ich griff nach Bechern, die — wie lang! — zerſchellten,
Und ſang das Lied, das nie mein Herz vergißt;
Und war dem unerforſchten Geiſt der Welten
So nah, ſo nah, wie nur die Jugend iſt.
Ihr mögt mich „Träumer", mögt mich „Narren" ſchelten,
Ihr habt nicht mich, ich hab' nicht euch vermißt.
Ein Pilgersmann in ſtaubigem Gewande,
Komm ich zurück ... Aus einem heil'gen Lande.

L'éducation de l'homme commence à sa naissance ...
L'expérience prévient les leçons.

J. J. Rousseau („Emile").

Nicht mein Leben will ich schildern. Aus meinem Leben will ich erzählen. Zunächst nur aus meiner Kindheit, aus meiner Jugend.

Ich bilde mir nicht ein, daß Tausende von Lesern mit heißen Augen darauf gewartet haben. Ich bin nicht töricht, nicht eitel genug, mir vorzustellen, daß es nur einem einzigen unter ihnen geht wie den hundert Bürgern von Riga, die damals in einer Adresse an den Prinzregenten bekannten, nicht sterben zu können, ohne Possart noch einmal als Shylock gesehen zu haben.

Und wenn es erschienen ist, dieses schlichte Buch, wird es gewiß nicht in den Staatsbibliotheken dicht zu den großen wappengeschmückten Memoirenwerken rücken, die als Geschichtstafeln und Nachschlagwerke so wichtig für den emsig forschenden Enkel sind, weil sie Kunde geben von großen Geschehnissen und überragenden Helden; weil sie einer ganzen Epoche den Spiegel eines Temperamentes vorhalten. Weil sie große Tote, die längst ein Schatten, ein Schall und ein Name wurden, noch einmal lebendig werden lassen, gesehen aus dem Augen-

winkel eines Liebenden oder eines Hassenden, beleuchtet von einem Parteigenossen oder einem prinzipiellen Gegner.

In einem zweiten Band — nicht in diesem, der kaum die Frühzeit meines Lebens fassen wird — mag an Namen und Begebnissen wohl Wissenswertes und Bedeutenderes enthalten sein als in diesem ersten. Vielleicht wird auch sein Ton ernster, schwerer, wie es eben die Zeit, die Schicksale meines Vaterlandes, mein Wachsen in die Welt und mein Lebensweg so mit sich brachten. Aber auf meiner Jugend — von der dieser Band Zeugnis ablegt — lag, das macht dem Zurückschauenden heute die Seele noch froh, so viel lachende, wärmende Sonne! Und Natur und Wesensart — die nicht mein Verdienst ist, nein, die mir meine Ahnen und Eltern im Kleid eines gesunden Körpers mitgaben — entwickelte in mir viel Lust und Begabung, das Fröhliche zu finden, das Freundliche zu sehen, das Helle in sich aufzunehmen und sich am Düsteren und Bösen oft, vielleicht allzu willig, vorbeizuschleichen. Am Düsteren und Bösen in der Welt, in den Menschen und manchmal wohl auch im eigenen Schicksal und in der eigenen Brust.

So dürfte ich wohl auch — nur etwas ehrlicher und freier von diplomatischen Hintergedanken als der Geheime Kriegsrat Questenberg — bei Schilderung der dunkler bewölkten Partien meiner Jugend sagen, was der Abgesandte des Wiener Hofes von seiner ernsten Mission gesagt hat: „Anklagen ist mein Amt und meine Sendung — es ist mein Herz, das gern beim Lob verweilt."

Auch ein Kunstwerk im strengen Sinne werden, können und sollen diese Erinnerungen nicht sein. Ich muß springen und verweilen dürfen, wie der Blick des von hoher, lange nicht be-

tretener Warte Spähenden überspringt und haften bleibt, wenn er ins Land seiner Jugend schaut. Wie lachende, sonnenbeschienene Wolken zieht das vorüber am Horizont meines Gedächtnisses. Bald ist ein Berggipfel beleuchtet, bald eine Wiese, bald eine staubige Strecke Wegs. Vieles ist gewiß genau wortwörtlich so gewesen, wie ich's guten Willens schildern will. Zu manchem haben später Traum und verweilende Phantasie eine leuchtende Farbe, eine klingende Weise getragen, die ich oft in ehrlichsten Stunden nicht mehr ganz trennen konnte von der reinen Wahrheit in Farbenspiel und Klang einer schöneren entschwundenen Welt. Auf den Lebensweg toter Menschen, die wir geliebt haben, läßt unser Erinnern verklärenden Schein fallen. Warum soll er nicht auch freundlich ruhen auf den Teilen des Weges, den unsere eigenen jungen Füße gegangen sind, in dem unser erwachendes Auge noch das wichtigste Stück der Welt sah?

Aber bevor ich rückschauend in diesen Blättern von anderen rede, die mein Leben kreuzten, förderten, hemmten, von ihrem Leben, ihren Verdiensten, ihren Tugenden und Mängeln — das habe ich mir vorgenommen —, will ich streng sein im Prüfen des Überlieferten und nicht einfach darauflos „mich erinnern" auf anderer Kosten. Damit nicht ...

Richard Voß, der ausgezeichnete Erzähler dunkler Menschenschicksale, berichtet in seinen Memoiren, wie im Jahre 1881 eine Dramenkonkurrenz zu Ehren Goethes in dessen Vaterstadt stattfand. In diesem Wettbewerb erhielt sein Römerdrama „Die Patrizierin" den ersten Preis. Zur Aufführung des Werkes kam er nach Frankfurt und stellte sich, wie er schreibt, dem dortigen Intendanten Alfred Claar vor. (In

Wirklichkeit hieß der Intendant Emil Claar.) Wörtlich fährt er dann fort: „Ich wurde in den verschiedensten Häusern Frankfurts eingeführt. In besonderer dankbarer Erinnerung ist mir das Haus des großen Epikers Wilhelm Jordan, des Dichters der neuen ‚Nibelungen', ebenso das Rudolf Presbers, eines der schönsten und ehrwürdigsten Greise, deren ich mich entsinnen kann."

So geschehen im Jahre 1881!

Seitdem bin ich fünfundvierzig Jahre älter geworden, eine Zahl an Jahren, die auch die „schönsten und ehrwürdigsten" Greise allmählich beträchtlich abbauen läßt. Aber ich war in Wirklichkeit damals — 1881 — gottlob erst dreizehn Jahre alt, und die „Patrizierin" von Richard Voß war das erste Stück eines Dichters, das ich heimlich — auf dem Schreibtisch meines Vaters, der Preisrichter war und mit dem mich der Memoirenschreiber später munter verwechselt hat — im Manuskript las. Mein damals wenig über fünfzig Jahre alter Vater aber war der schöne ehrwürdige Greis. Obschon mich Voß später recht gut kannte, mein Tischgast in Berlin war und mir auf sein Bild schrieb: „Also auf gute Freundschaft, lieber Rudolf", hat er mich, Memoiren verfassend, mit meinem Vater verwechselt; wie den Frankfurter Intendanten Emil Claar mit dem Berliner Gelehrten und Theaterkritiker Alfred Klaar. Et voilà justement comme on écrit l'histoire.

So wäre diese Geschichte meiner Kindheit und Jugend im anti-vossischen Sinne auch eine Rechtfertigung dafür, daß ich überhaupt noch da bin.

Mein Leben — kluge Freunde haben es mir oft bestätigt — hat der Romanstoffe manche enthalten. Und ich habe der Ver-

lockung nicht ganz widerstanden, aus diesem Leben mancherlei Motive in meinen Büchern zu verwenden und viele Personen, denen ich, dankbar für ihr Andersſein als das Dutzend, begegnet bin, unter Masken mitspielen lassen in dem Spiel meiner Phantasie. Aber an den Schicksalsproblemen, die mich am tiefsten berührten und verwundeten, bin ich schildernd, fabulierend meist scheu vorbeigegangen und habe auch hier nicht vor, sie aufzurollen. Vielleicht entdeckt und verwertet sie ein späterer Kollege einmal, und ich bleibe in seinem Werk länger, als ich's im eigenen Leben darf.

Denn der „Roman" — und jedes Leben kann, wenn es seinen rechten Erzähler findet, ein Roman sein — wird, gleichviel, was die Zeiten für ungewohnte Wandlungen durchmachen, nie aus dem Interessenkreis derer, die die Kunst noch oder wieder pflegen, ganz verschwinden. Ich glaube, daß die Menschen immer Menschen bleiben. Gebunden an ihre Körperlichkeit, das Pumpwerk ihres Herzens und das Ganglienſystem ihres Gehirnes. Und das wird für die Kunst das Entscheidende sein, gleichviel, wohin die Technik noch führt und was sie alles — in dreißig oder dreihundert Jahren — dem Menschen noch erleichtert, abnimmt, erschwert oder unmöglich macht. Es werden deshalb die Beziehungen der Menschen untereinander nach wie vor noch Romanstoffe im alten Sinne genug liefern.

Und dieses wird auch der Fall sein, wenn diese Zeit, die die meine war — als die Kindheit des Automobils, des Flugsportes, des Radios und der Theosophie —, schon im „historischen" Roman behandelt wird. Radio und Film werden für den gebildeten Menschen — und davon wird's immer mehr geben — das Buch nie ganz verdrängen. Denn erstens gibt

der Leser für sich selbst das Tempo des Genusses an. An einigen Stellen beeilt er sich, überschlägt sogar vielleicht, an anderen möcht' er zum Augenblick sagen: „Verweile doch — du bist so schön!" Dies aber kann er *nur* im Buch. Und zweitens — das Buch als Besitz wird dem ernsten, wertvollen Menschen wertvoll bleiben. Neben dem Plattenschrank fürs Grammophon und dem Tisch mit dem Lautsprecher wird auch im Jahre dreitausend noch der Bücherschrank stehen. Das ist mein frommer Glaube.

Vielleicht sogar, vielleicht — aber wer will prophezeien — immerhin ich halte das für sehr möglich — bringen auch die ewig sich verbessernde Technik, die wachsenden Möglichkeiten des Verkehrs und die Unsumme des Lernstoffes für den, der mit der Zeit gehen will, just die Sehnsucht nach *stillen* Büchern mit. Nach Büchern, die den schönen Gedanken und edlen Empfindungen mehr Raum gönnen als den Pistolenschüssen und dem Geschrei, den Morden und Ehebrüchen, als der Perversität, der Sensation und der Flucht einer Greisin über die Dächer ...

Mitten im Stank und Lärm der Maschinen, in den unruhigen Fieberträumen von Kosmopolitismus und Völkerverbrüderung, während jeder Tag in Fabriken und Denkerwerkstätten neue schreckliche Mittel bringt, Feinde zu töten, Städte zu zerstören — gibt es immer noch Menschen, denen wie ein Lockruf in das Land der Sehnsucht, in das verlorene Paradies das Posthorn von Thurn und Taxis klingt. Und die Sehnsucht wird auf dem Gebiete der Kunst — solange die noch nicht völlig durch Sechstage-Rennen, Nierenschläge und Witwenbälle zu ersetzen ist — immer eine große, eine bestimmende Rolle spielen.

Und auch in diesem Gedanken, den manche Stille, Versonnene heute denken, — während man ringsum immerzu Rekorde bricht und sportliche Augenblicksleistungen lauter umjubelt werden als alle geistige Leistung, — liegt vielleicht eine gewisse Berechtigung, Memoiren zu schreiben. Memoiren, die in einer Zeit beginnen, da die Welt noch schlichter war und Deutschland blühte und da alle mit großem Respekt und vielen Hoffnungen auf unser geliebtes Vaterland blickten.

*

Ich bin geboren am 4. Juli 1868. Wenn mein Vater dieses Datum erwähnte — er war Lehrer der Literaturgeschichte, und in die Rede seiner schönen dunklen Stimme schlich sich gern Belehrsames ein, —, so vergaß er selten zu erwähnen, daß am 4. Juli Abraham a Santa Clara geboren sei und Nordamerika sich unabhängig erklärt habe.

In meinen Kinderjahren hielt ich den Abraham a Santa Clara für einen alten Juden und stellte ihn mir vor wie den alten Amschel Rothschild, von dem in meiner Vaterstadt Frankfurt viel köstliche Geschichten erzählt wurden, die Karl Rößler leider nicht kannte, als er später die lustigen „Fünf Frankfurter" schrieb. Darüber, was der Abraham a Santa Clara bei der Unabhängigkeitserklärung Nordamerikas für eine Rolle gespielt hat, hab' ich mir als Bub viele Gedanken gemacht, ohne zu einem klaren Resultat zu kommen. Daß aber das amerikanische Konsulat am 4. Juli immer geflaggt hatte, empfand ich als eine persönliche Ehrung.

Viel, viel später haben dann a l l e staatlichen Gebäude und Museen am 4. Juli geflaggt. Da hatte ich aber längst gelernt,

daß sich so was nicht auf mich bezog; und wußte, daß der älteste Sohn des Kronprinzen sich auch diesen Tag ausgesucht hatte, auf die Welt zu kommen. Und noch viel später war es dieses Datum, das mit dem zufälligen Zusammenfallen seiner „Feste" meine Beziehungen zum deutschen Kronprinz Wilhelm in Danzig und Berlin knüpfte. Aber das hat mit diesem, meiner Jugend gewidmetem Band nichts zu tun.

Mehr als das Datum meiner Geburt hat mich später die Jahreszahl gefreut, obschon es kein Vergnügen ist, sie immer ferner rücken zu sehen. Denn das Jahr 1868 war im Kranz der sechziger Jahre das beste Weinjahr — und — na ja. Mein Großvater mütterlicherseits war Weinhändler, mein Großvater väterlicherseits war Bürgermeister von Rüdesheim ...

Vielleicht mag dieser bescheidene Doppelblick auf meinen Stammbaum als eine kleine Entschuldigung dafür gelten, daß in meinen Büchern recht häufig in Vers und Prosa vom Trinken die Rede ist, und daß ich persönlich, wenn ich zufällig keine Bücher schrieb, einem guten Tropfen nie aus dem Wege gegangen bin.

Mein Vater, der als Wiesbadener Gymnasiast noch mit einem Gewehr, das um die Welt nicht losging, im Jahre 1848 als Schutz vor dem Palais des Herzogs von Nassau gestanden hatte, war schon zwei Jahre lang in Frankfurt am Main mitannektierter „Preuße", als ich geboren wurde. Als viertes und letztes Kind und als dritter Junge. Etwas zu früh und unerwartet.

Von meiner Geburt habe ich persönliche Eindrücke nicht behalten. Doch hab' ich später, viel später in mein Tagebuch ge-

schrieben: Von Mutter und Tanten hab' ich vernommen, — ich sei einst lächelnd zur Welt gekommen — und habe, gegen Brauch und Doktrin, — nach tüchtigem Schütteln erst geschrien! — Mir scheint, durch gütiger Feen Walten — hab' ich die Übung beibehalten. — Und wenn ich von Schmerz und Leid mich befreie, — ich lächle lieber, als daß ich schreie!

In Frankfurt, der lieben, guten alten Stadt, in der — ein Erbteil der freien Reichsstädte — alle Bürger „sich ein bißchen vorkommen" („Dickduhn is mei Lewe — Gott kennt mei Umständ!" sagt in gutmütiger Selbsterkenntnis der alte Frankfurter), bin ich, als Letzter und Spätling ein wenig verwöhnt, groß geworden. Nicht ganz so groß wie mein Vater, der wohl ein Meter neunzig maß, und zu dem meine Mutter, die klein war, ein Leben lang so herzlich gern und so stolz aus guten blauen Augen emporsah.

Meine früheste, meine allererste Kindheitserinnerung ...

Ein großer starker Mann tritt am späten Abend des 10. Mai, mich kleinen, blonden Knaben auf dem Arm, hinaus auf den Balkon. Das Bübchen hatte schon sein Nachtkittelchen an und fröstelte ein wenig in der Kühle des Maiabends; aber der sonst so sorgsame Vater wird es nicht gewahr. Er sieht nur immer über die Stadt hin, aus der helle Lichter aufleuchten, und zeigt dem Bübchen all die zuckenden Sterne und flammenden Leuchtkörper. Und fester drückt er den Kleinen an sich, und rührend zärtlich, wie nur ein starker Mann mit einem Kinde reden kann, sagt er ihm ins Ohr: „Nun, mein Lieber, ruf einmal ganz laut: ‚Friede auf Erden!'"

Und der kleine Kerl im Nachthemdchen, leise zitternd in der Frische der Frühlingsnacht, reckt sich auf dem Arm seines

Vaters und schmettert, so laut er kann, hinaus: „Friede auf Erden!"

Von unten antworten ein paar Passanten jubelnd und scherzend, dann ziehen sie singend weiter. Am Hause gegenüber loht ein reicher Stern in Flammenpracht auf mit dem Namenszug des ersten deutschen Kaisers. Da tritt der Mann mit dem Kind von dem Balkon zurück und schließt die Tür. Und der Kleine schläft bald ein und träumt von fliegenden Feuerkugeln und aufflammenden glühenden Sternen . . .

Der kleine Mann ist groß geworden; manches hat er gelernt und viel, sehr viel hat er vergessen. Manch liebes Gesicht eines Gespiels aus den Kindertagen, manche liebe Erinnerung grüßt nur noch in verschwommenen Zügen mit müdem, unbestimmtem Lächeln aus dem Nebel. Aber jene laue Nacht des 10. Mai des Jahres 1871, da er auf dem Arm des Vaters mit seiner schrillen Kinderstimme „Friede auf Erden" rief, die hat er nicht vergessen.

Und — da das zusammengehört, und weil ich doch schon versprochen oder gedroht habe, nicht folgerichtig zu erzählen, nein, zu gleiten und zu springen, wie die Träume gleiten und springen, seit alters her wie die modernsten Flugzeuge und die heimlichsten Gedanken — —

*

Genau fünfundzwanzig Jahre später an dem Tag, da ich — wieder heimgekehrt nach Studien und allerlei Fahrten — im heimischen Frankfurt meine Schritte durch einen langen schmalen Garten gelenkt zu einem Häuschen, in dem Meister W. A. Beer seine kleinen feinen Bilder malte. Der Professor, später — nach Frank Kirchbach, dem Historienmaler, und

Frankfurt a. M. (1867)

Eugen Klimsch und vor Wilhelm Trübner — Leiter des Städelschen Instituts — der Russen-Beer, dessen Phantasie immer noch über die verschneiten Steppen schweifte, soll mich ein wenig nach Rußland führen. Nach Rußland, das ich damals nur aus Puschkins Schilderungen, aus Turgenjeffs wunderschönen Geschichten kannte, in denen alle Russen, von den „Väterchen" und „Mütterchen" angefangen bis zu den unwissenden hellängigen Kindern, so gute schlichte Naturkinder sind; nach Rußland, von dem keiner ahnt, daß es einmal selbst den Boden mit dem Blut seiner ruchlos gemetzelten Kinder färben würde.

Ich ziehe die alte rostige Glocke; oben im oberen Geschoß des grauen Kästchens, das wie ein viereckiger, schlecht behauener Klotz im Grünen steht, tut sich ein Fenster auf. Des Meisters Kopf erscheint. Er ist nicht sehr erfreut, gestört zu werden, wie mir scheint. „Wer ist da? Ah, Sie sind's!" Ich weiß nicht recht, ist es Vergnügen oder Enttäuschung, was in der Stimme vorklingt... Die Tür wird von oben durch kunstvolle Mechanik geöffnet, und ich steige die Treppe hinauf. „Sie dürfen sich nicht umsehen," sagt mein freundlicher Wirt, der mich, den kurzen Bart streichend, oben empfängt, „nächstens wird geputzt." — „Ich war noch nie in einem fremden Atelier, in dem nicht nächstens geputzt wird. Übrigens bin ich nicht mit dem Auge einer Scheuerfrau zu Ihnen gekommen, werter Meister, und habe nicht vor, von Ihren Tatarensätteln den Staub zu blasen oder aus Ihren Russenpelzen die Motten zu klopfen."

Lachend setzt sich der Überfallene wieder vor sein kleines Bildchen. Es ist eine Jagdszene, russisch natürlich, für einen Jagdfreund gemalt. Ein Pferdekadaver liegt im Schnee, und ein

paar heulende hungrige Wölfe umlungern ihn; ein Schlitten saust heran mit scheinbar harmlosen Reisenden, die in den Armen das Gewehr haben, die überlisteten Räuber zu treffen. Ich sitze auf einem Wolfsfell, unter dem mir ein sehr harter, kantiger Stuhl verborgen zu sein scheint, und betrachte das herrlich gestimmte kleine Bildchen, den grauen trostlosen Wolkenhimmel, die Bestien mit den funkelnden Augen und den gierigen Mäulern ... Und der Meister pinselt seine feinen Striche ruhig weiter auf den Bauch des Pferdekadavers. Ich ruhe mich aus von Girlanden und Fahnen, „Wacht am Rhein" und Reminiszenzen, Illuminationslämpchen und Tannenkränzen. Denn gestern war die Vorfeier des großen Jubiläums des Frankfurter Friedens.

Ich bin in Rußland auf Ferien. Dahinten in dem goldenen Rahmen wird „getauft" oder soll getauft werden. Der Pope empfängt eine Ladung kleiner Kinder vor der Kirche. „Das ist in Rußland sehr einfach," erklärt mein Wirt, „ob Sommer ob Winter, ganz egal — der Pope nimmt jedes Kind am Bein und taucht's ganz ins Wasser, einerlei, ob das kalt oder lau ist." Am Bein ins Wasser getaucht werden — gräßlich, da möchte man sich hinsetzen zu den braunen Kerlen und dem schwarzhaarigen Weib mit dem kräftigen Busen und mittrinken und ...

„Was ist denn d a s?" Ich habe fragend eine Photographie aufgenommen, an deren Rand Fingerspuren oder graue Schatten bezeugen, daß sie nicht von gestern ist.

„Lesen Sie nur unten! Es wird Sie interessieren."

Und ich lese: „Der Friedensschluß zwischen Deutschland und Frankreich am 10. Mai 1871 im Hotel Zum Schwan

zu Frankfurt am Main." Also auch hier im tiefsten verschneitesten Rußland bei teetrinkenden Zigeunern und langhaarigen Dorfpopen und ihrem genialen Farbenpoeten W. A. Beer — Tannengirlanden, Fahnenrauschen ...

Zuerst — ich will ehrlich sein — war ich ein bißchen ärgerlich, aber dann überwog das Interesse und der Patriotismus. „Haben Sie das Original gemalt?"

„Ja, ich. Nur das Architektonische hat Franz von Hoven gezeichnet. Das war 'ne sehr seltsame Sache damals ..."

Und der untersetzte Mann mit dem Russengesicht legt die Palette weg und läßt die Wölfe bei dem grauen Pferdekadaver. Er beginnt zu erzählen, langsam und bedächtig mit Humor. Gar nicht, als ob ich dabei wäre, sondern als ob er all diese Erinnerungen zu seinem freudigen Erstaunen in den Wolken seiner Zigarre fände.

Graf Wartensleben war damals als Adjutant mit dem Fürsten Bismarck nach Frankfurt gekommen. Beer kannte ihn und erhielt von ihm die Erlaubnis, sich neben dem Saale, in dem die Franzosen mit dem deutschen Reichskanzler um den Frieden verhandelten, aufzuhalten. Es war das „Kartenzimmer", das heißt der Raum links vom Saale, in dem die Karten aufbewahrt wurden, die Graf Wartensleben je nach Bedarf in den Sitzungssaal hinüberholte. Jedesmal, wenn dann die Türe geöffnet oder geschlossen wurde, tat der Künstler einen Blick in den Saal. Der Graf hatte die listige Güte, die Tür nur langsam zu öffnen und noch langsamer zu schließen. Dann stand der Künstler jedesmal bereit und hielt mit hastigen Strichen fest, was er erschaut hatte.

So entstand das einzige Bild eines heimlichen Augenzeugen

vom Frankfurter Friedensschluß. Das verstorbene Freifräulein Hanna Luise von Rothschild war die Besitzerin, die es ihrer Rothschild-Bibliothek vermachte. Für die Dauer der Anwesenheit des Kaisers Wilhelm II. zu den Jubelfeiern hatte es in dem Saale des Friedensschlusses im „Schwanen", den der Kaiser bewohnte, einen Platz gefunden. Das Bild ist von der linken Saaltür aus aufgenommen. Dem Beschauer zunächst, aber halb den Rücken kehrend, sitzt im bequemen Sessel Graf Hatzfeldt, der eben die Vereinbarungen nochmals verliest. Bismarck, ihm zur Rechten, hat ernst die Augen auf den Lesenden gerichtet. In der Runde um den Tisch folgt dem Fürsten der Franzose de Goulard, düster vor sich hin brütend, dann Pouyer Quertier, Graf Henckel von Donnersmarck, Jules Favre und Graf Harry von Arnim. Hinter dem Fürsten Bismarck, eine Landkarte in der Hand, steht in strammer Haltung der Adjutant Graf Wartensleben, der dem Künstler den Blick gestattet hat auf ein Bild von welthistorischer Bedeutung, auf den endlichen Abschluß des blutigen Völkerkrieges, auf den Moment des Friedens *in und mit* Frankfurt, wie ihn Bismarck später selbst bezeichnet hat...

Die Köpfe der einzelnen Männer konnte der Maler natürlich nicht in den paar Augenblicken genau festhalten. So ließ er nach Abschluß des Friedens die einzelnen Herren bitten, ihm eine kurze Sitzung zu gewähren. Den Fürsten Bismarck hatte er schon am Morgen zuvor, als der Kanzler im Speisesaal mit dem Oberbürgermeister Mumm von Schwarzenstein eine Flasche Wein trank, trefflich skizzieren können; er hätte ihn nur gern im Profil gehabt, aber der Fürst reiste am nächsten Morgen rasch ab und hatte keine Zeit zu sitzen. Durch den

Grafen Wartensleben ließ der Künstler die Fürstin um ein Profilbild des Gatten bitten. Sie sandte ihm für wenige Tage ein seltsames Bild: Bismarck und die Lucca auf einer Platte zusammen. Und das war so zugegangen: Bismarck hatte kurz vor dem Krieg in einem österreichischen Bade zu den Verehrern der großen Sängerin gezählt und sich einmal zu dem Versprechen hinreißen lassen, daß er ihr jeden Wunsch gern erfülle. „Schön," meinte die schelmische Künstlerin, „hier wohnt gerade ein Photograph; lassen Sie sich mit mir auf einem Bilde photographieren, und wir senden das Bild mit Grüßen Ihrer Frau!" Und so entstand ein damals noch wenig bekanntes Bild (später ist es durch eine Indiskretion gegen den Willen der Familie Bismarck vervielfältigt worden), auf dem Fürst Bismarck in straffer, etwas verlegen gezwungener Haltung der schönen, schelmisch lächelnden Lucca gegenübersitzt ...

Graf Arnim hat dem Künstler zehn Minuten zur Sitzung bewilligt und dieses glänzende Zugeständnis mit der Uhr in der Hand kontrolliert. „Fünf Minuten — sieben Minuten — nur noch eine Minute."

„Ich danke, Exzellenz, ich bin zufrieden." Der schwarze Charakterkopf Arnims war in neun Minuten in flüchtigen Lenbachstrichen verewigt. Auch die übrigen gewährten Sitzungen; nur de Goulard war „verschnupft" und reiste ab.

Auf dem Tische des Friedenszimmers sieht man auf dem Bilde ein merkwürdiges Tintenfaß stehen. Es stellt einen Tornister dar, der die Tinte hält, eine Pickelhaube dient als Deckel, eine Flinte lehnt als Stütze daran. Der Oberkellner im „Schwan" hatte das eigentlich ins Zimmer gehörige Tintenfaß durch dieses „sinnigere" ersetzt. Beide aber, das historische

wie das eigentlich berechtigte, aber unhistorische, sind zu hohen Preisen an Liebhaber von Raritäten verkauft worden. Das echte natürlich nach England.

Eine goldene Feder mit Edelsteinen, die ein Industrieller aus München-Gladbach zur Unterzeichnung des Friedens gesandt hatte, vergaß man hinzulegen, und mit der Feder des Oberkellners im „Schwan" zu Frankfurt am Main krakeelte der Kanzler sein „von Bismarck" unter den Bogen.

Als am Morgen nach dem Friedensschluß Bismarck eilig abreiste, gelang es Beer, durch seine Ortskenntnis als einer der ersten in das eben verlassene Zimmer des Kanzlers zu treten. Auf dem Toilettentisch sah er einen Büschel Haare liegen, die dem Fürsten an den Schläfen zu lang geworden waren. Der flinke Maler langte sich ein aufgerissenes Kuvert von der Erde und schob rasch „zur Erinnerung" die Haare hinein. So hat er sie mir gezeigt. Auf dem vergilbten Kuvert stand in markigen Zügen: „Eigenhändig! An den Kanzler des Deutschen Reiches, Fürsten Bismarck, Durchlaucht, Berlin." Das unverletzte Siegel zeigte um ein Wappen den Spruch: „Ich bau' auf Gott." Und in dem Kuvert lagen die noch kastanienbraunen Haare des Fürsten, ein ganzes Häufchen, mehr, als ihm der alte Scholz im „Kladderadatsch" je gelassen hat.

Es ist ein eigen Ding, so eine sichtbare, fühlbare Erinnerung an jene Tage in der Hand zu halten. Ich war damals noch kein Reliquienkrämer und Raritätennarr, der ich später ein wenig geworden bin. Aber dies Kuvert „an den Kanzler des Deutschen Reiches" mit seinem eigenen Haar, abgeschnitten am Tage nach dem Frieden ...

Es ging mir seltsam, ich glaubte, wieder ein kleiner Knabe

zu sein und an einem weißgedeckten Tisch zu sitzen beim Mittagessen. Aber ich, der Nachgeborene, Verzogene wurde heute gar nicht beachtet. Die Erwachsenen unterhielten sich ernst und feierlich, und ich höre den Namen, der dem Kind so komisch klingt, immer wieder: „Bismarck". Und dann stoßen die Erwachsenen an und trinken, und mein kleiner silberner Kinderbecher mit dem matten Spürchen Rotwein und dem vielen „gesunden" Wasser klingt mit an:

„Bismarck!" ...

*

Und wieder zurück zur Kindheit!

Wenige Menschen wissen beizeiten, warum sie überhaupt auf der Welt sind. Die meisten handeln auch in reiferen Tagen noch in der skeptischen Philosophie, die ich einmal eingegraben auf einem alten Richtschwert fand: „Ich komm', weiß nit woher; — ich bin, ich weiß nit wer. — Ich geh', weiß nit wohin, — wie kommt's, daß ich so fröhlich bin?"

Ich verstand früh die Gründe für meinen Eintritt in die Welt. Über einer schönen alten Kommode, deren stets blitzblank geputzte Schlösser vom geschweiften Mahagoniholz noch durch meine Erinnerungen leuchten, hing im Wohnzimmer meiner Eltern ein Ölbild. Der ausgezeichnete, früh verstorbene Frankfurter Maler Philipp Winterwerb hatte es gemalt. Von seiner allzu zeitig ruhenden Meisterhand stammte auch das unser Wohnzimmer beherrschende schöne Bildnis meines Vaters, der sein Freund war. Das Bild über der Kommode aber, auf der zu jeder Jahreszeit blühende Blumen in Vasen und Schalen standen, zeigt im Oval seines alten Goldrahmens ein süßes Kindergesicht. Ein Knabe von kaum vier Jahren

schaut lieb und treuherzig unter blonden, in die Stirn gekämmten Haaren in die Welt. Das Alfredchen.

Vierzehn Monate vor meiner Geburt war es, fünfjährig, gestorben, das Brüderchen. Kurz vorher hatte mein Vater das Haus in der Klüberstraße von einem biederen Maurermeister B. gekauft. Das Unglück wollte es, daß der Junge — von drei Geschwistern damals der jüngste — gerade die Masern hatte. Das fieberheiße Körperchen in Decken gehüllt, so wurde das Kerlchen in einer Droschke, von der guten Sophie treulichst behütet, in die neue Wohnung gebracht, wo schon die Mutter als erstes sein Bettchen sorglich bereitet und gewärmt hatte. Die Händchen fest gelegt um ein Geleeglas, in dem ein hölzernes Leiterchen im Moose stand und auf dem Leiterchen ein Laubfrosch saß, sein Liebling, so fuhr er mit heißen Augen die kurze Strecke von der Niddastraße dem neuen Domizil zu.

Trotz aller Vorsicht und Umsicht verschlimmerte sich in der neuen Wohnung der Zustand des Kindes. Das Fieber stieg wieder, und der kleine Kerl phantasierte von seinem Laubfrosch, der leider, als das Kind die Treppe hinaufgetragen wurde, in der Droschke vergessen war und den er nicht mehr wiedersah.

Aber, wie das Schicksal spielt, als wenige Wochen später meine Mutter, von den Nachtwachen und dem schrecklichen Verlust gebrochen, an einem schönen Maimorgen an das Grab ihres Bübchens herantrat — wie oft hat sie es als alte Frau noch mit feuchten Augen erzählt —, saß dumm, grün und furchtlos zwischen den frischen Blumen ein Laubfrosch. Saß unbeweglich und glotzte sie an.

Ich weiß es heute ganz gut und habe es damals in kindlicher Ahnung gefühlt: *ich wäre nie auf der Welt erschienen, ohne*

daß mein Brüderchen an einem schönen Maitag sein lockiges Köpfchen in die Kissen legte und einschlief für immer.

Meine Eltern haben sich vielleicht nicht ganz frei gefühlt von der Schuld, daß sie das noch nicht ganz genesene Kind, obschon der Frühlingstag des Umzugs warm und hell war, der Gefahr aussetzten. Sie haben dem Arzt, der es erlaubt hatte, grollend ihr Vertrauen entzogen; und in ihrer Trauer um den lieben kleinen Jungen, von dem manch reizendes Kindergeschichtchen viele Jahre lang noch pietätvoll in der Familie erzählt wurde, klang eine Selbstanklage und eine Selbstpeinigung hinein.

Als ich zur Welt kam, wieder ein Knabe, blond und mit blauen Augen — bald sechs Jahre später, als das Brüderchen in der Wiege gelegen —, da mögen ihre Hoffnungen, Wünsche und Gedanken wohl immer um den ängstlichen Glauben geflattert sein, daß sich der liebe Heimgegangene, über dessen Kindergrab Uhlands schöner Spruch in goldenen Lettern steht, in meinem zarten Leben erneut habe. Daß sein Geist in das Körperchen wieder eingezogen sei; daß nun wieder Leib und Seele beisammen seien. Und ich bin sicher, als mein Vater auf dem Frankfurter Standesamt den neugeborenen Jungen anmeldete und dem Beamten die Vornamen in die Feder diktierte, Hermann Otto Rudolf, dachte er nur: „Alfredchen, Alfredchen".

Alfredchen — keinen Namen habe ich je mit so viel Liebe aussprechen hören wie diesen. Und aus keines Namens Klang habe ich so viel Wehmut und Fülle der Erinnerung zugleich später wiederklingen hören, wie aus diesem. Wenn meine Mutter in meinen Kindertagen — und wie gern tat sie's — „vom

Alfredchen" erzählte, so war es, als ob aus dieser Welt der lebendigen Kinder sanft und sacht und ohne Schwere goldene Stufen führten in die Wolken, direkt in das Reich der milden Engel, die uns zulächeln von da oben ...

Vor diesem Kinderbild über der alten Kommode sind viele Tränen einer früh alternden Frau in meine blonden Locken gefallen, das weiß ich noch. Und wie ein Priester in der Sakristei den Kasten aufziehen mag, in dem die geweihten Kelche stehen und die Monstranz und die Kruzifixe, so öffnete meine Mutter oft ein kleines Schränkchen, zu dem sie den Schlüssel wie ein großes Geheimnis bewahrte. In diesem Schränkchen aber standen nur die letzten kleinen Schuhchen, die das Alfredchen getragen auf der kurzen Fahrt von der Wohnung, in der er geboren war, in die Wohnung, in der er sterben sollte, und die letzten armen Spielsachen, mit denen seine zitternden Fingerchen im Fieber noch auf der Bettdecke gespielt. Darunter ein paar Ostereier, die es nicht mehr essen durfte, nur aus- und einpacken aus einem zierlichen kleinen Nestchen von bunter Wolle.

An einem Schokoladenei, das die Mutter stets mit besonderer Behutsamkeit herausnahm, waren von den fieberheißen Fingerchen ein paar verwischte Spuren zu sehen. Die zeigte mir die Mutter immer wieder und sagte: „... und da hat mich das liebe Alfredchen gefragt: Gelt, Mama, essen darf ich die Ostereier erst, wenn ich ganz gesund bin? Aber wenn mir jetzt zufällig von der Schokolade etwas am Finger bleibt, das darf ich doch mit der Zunge ablecken, gelt? ..." —

Kurz nach diesem bescheidenen letzten Erdengenuß ist das müde Bübchen eingeschlafen und nie mehr aufgewacht.

Sein Schatten aber oder besser seine Lichtgestalt — denn alles, alles war lieb und licht, was in der Erinnerung von seinem kurzen Erdengang blieb — schwebte im Segen und wie ein Vermächtnis durch meine ganze Kindheit. Ich kannte seine Erscheinung, seine kleinen Liebhabereien in Spiel und Speise, seine noch unbeholfene Art zu sprechen, seine gütige Art zu danken, seine kleinen drolligen Einfälle und seine oft so nachdenklichen Aussprüche, die weit über sein Alter hinausgingen. Und so ist mir der Niegesehene lieb geworden, wie ein schönes Märchen, und ist mir doch zugleich wie ein wirklicher kleiner Bruder gewesen und geblieben.

Und langsam klärte sich in mir und wuchs das Gefühl, daß ich, der gehätschelte Spätling, die große Liebe und Umsicht meiner Eltern ihrer mystischen Überzeugung dankte. Ihrem stummen Glauben, daß der Himmel, den sie selten nannten und nie laut anriefen, von den heimlichen Bitten ihrer Qual gerührt, ein geliebtes Verlorenes den Trauernden in mir zurückgeschenkt hätte.

*

Von den ersten Betreuern meiner frühen Kindheit weiß ich natürlich wenig.

Muntere Erzählungen vor allem der älteren Geschwister, der um zehn Jahre älteren Schwester Johanna und des um neun Jahre älteren Bruders Willi, belehrten mich später, daß man mir zunächst eine Amme zugedacht hatte. Eine jener unverehelichten Kindesmütter aus Hessen, die mit leicht in den Hüften gepolsterten kurzen Röcken, die beträchtlichen Waden in weißen Strümpfen, nicht ohne Stolz auf ihre absonderliche Tracht einhergingen, die nährende Brust etwas unfreundlich

eingeschnürt, das meist sandblonde Haar von allen Seiten straff hochgekämmt und unter ein spitzes Seidenkäppchen versteckt, von dem zwei breite Bänder lustig wehend bis zur Taille fielen.

Diese „Hessekätt", wie man allgemein damals diese hilfreichen vollbusigen Mädchen nannte (gemeint ist: das Käthchen aus Hessen), scheint leider unliebsame Eigenschaften gehabt zu haben. Pochend auf die besonderen Rücksichten, die sie als meine Ernährerin fordern zu dürfen glaubte, lehnte sie die meisten Gerichte unserer nicht üppigen, aber stets anständigen Küche als unbekömmlich oder durchaus unwillkommen ab und wies auf eine ihr früher zuteil gewordene Verpflegung in einem jüdischen Haushalt hin, den sie allerdings nach ihrer Schilderung schlimmer als Napoleon die Preußen behandelt haben mußte. Diese Hinweise geschahen in so unfreundlicher Form, und die Forderungen nach der unserem Hause fremden koscheren Kost wurden so ausfallend stürmisch, daß sich nicht nur unsere gekränkte Köchin und die gute Sophie, die schon das Alfredchen gepflegt hatte, schrecklich vor der Hessekätt graulten, sondern daß auch meine Mutter nur noch unter Bedeckung mit ihr verhandelte.

Eines Sommerabends verweigerte die hessische Amme — die Falle ihrer Tugend soll übrigens keineswegs ihre Schönheit gewesen sein — das freundlich angebotene Malzbier als Abendgetränk. Die sanfte Belehrung meiner auf die Hilferufe der Köchin in Begleitung ihrer beiden älteren Kinder in der Küche erschienenen Mutter, daß solches Ammenbier erlaubt und bekömmlich sei, beantwortete die übelgelaunte Hessekätt in aufflammendem Jähzorn mit einer unerwarteten, nicht mißzuverstehenden Demonstration, indem sie die ihr zugedachte, noch ge-

füllte Malzbierflasche durch das geschlossene Küchenfenster, das natürlich klirrend und splitternd als das Klügere nachgab, in den Garten warf mit dem entrüsteten Wutschrei: „Ei, des Zeuch trink' ich net!"

Am selben Abend noch packte die Hessekätt auf dringende Veranlassung meines heimgekehrten Vaters, der sich keinen guten Einfluß dieser so leicht erhitzten Milch auf meine fromme Denkart versprach, ihre sieben Sachen und ging, für meine Ernährung abgelehnt, woanders ihre unschätzbaren Dienste anzubieten. Ich aber wurde von da ab mit der Flasche aufgezogen und habe die bang beobachtete Veränderung in der Ernährung sehr gut überstanden.

Zu meiner Pflegerin aber wurde von nun an die schon mehrfach erwähnte „Sophie" ernannt. Auch aus dem Hessischen, aber milderer Gemütsart, übertrug die damals noch nicht Zwanzigjährige, dem Beispiel meiner Eltern folgend, alle Liebe und Zärtlichkeit, mit der sie das tote Alfredchen betreut hatte, auf mich. Daß sie besondere pädagogische Methoden in Anwendung gebracht hätte, dessen entsinne ich mich nicht. Sie las mir Grimms Märchen vor, gab auf kindliche Fragen gute Antworten, denen der Mutterwitz nicht fehlte, und verstand einen Spaß. Vom „Jahrhundert des Kindes", das die selbst kinderlose gute Tante Europas, die Ellen Key, später einführen wollte, ahnte sie nichts. Und die Erziehung zu früher Selbständigkeit, die „reine Naturerziehung" und all so was lag ihrem einfachen Denken gewiß fern.

Ein origineller erzieherischer Einfall von ihr — wahrscheinlich ganz absichtslos aus der Not des Augenblicks geboren, aber von merkwürdiger Wirksamkeit — ist mir noch in Erinnerung

geblieben. Ich hatte die bei kleinen Kindern häufige Angewohnheit, alle möglichen und unmöglichen Dinge, die ich greifen konnte, sofort kritiklos in den Mund zu stecken, um sie auf ihre Eßbarkeit zu prüfen. Wenn das nun auch bei Stuhlbeinen, Klavierfüßen und Spazierstöcken keine weitere Gefahr hatte, so lag die Vermutung doch nahe, daß ich eventuell kleinere Gegenstände, als da sind: Knöpfe, Fingerhüte, Reißnägel und Puppenglieder, sehr zum Schaden meiner Konstitution, auch schlucken könnte. Dieser Gefahr mit der ihr eigenen Energie zu begegnen, hatte die Gute ein sinnreiches Mittel erfunden. Sie pflegte mir nämlich in solch kritischen Momenten mit finsterer Miene und in sehr heftigen, von lebhaften Gesten begleiteten Worten mitzuteilen, daß der betreffende Gegenstand bereits — von einer Eule verunreinigt sei . . .

Ich habe nun im zarten Alter von kaum drei Jahren gewiß noch nicht recht gewußt, was eigentlich eine „Eule" ist. Die ganze Verächtlichkeit dieses aufgeblasenen, lichtscheuen Vogels kam mir wohl erst viel, viel später zum Bewußtsein. Gleichwohl machte mir — es muß im begleitenden Mienenspiel und im Ton der Rede gelegen haben — C'est le ton, qui fait la musique! — dieser düstere Ausspruch der sonst so gütigen Wärterin meiner Jugend solche Angst vor meiner geplanten Unternehmung, daß ich gründlich von meiner gefährlichen Untugend geheilt wurde. Wenn mir aber heute auf anderem Gebiet irgendein Genuß, von dem ich mir besonders intensives Vergnügen versprach, plötzlich durch die Ungunst der Umstände verboten wird, dann muß ich immer noch unwillkürlich an die gute Sophie denken und an ihren sinnvollen Ausspruch von der bösen „Eule", die — — ja, ja, eben von der Eule . . .

Fünfzehn Jahre noch — also weit über die Zeit hinaus, die ich ihre Leitung brauchte — ist sie in unserem Haus gewesen, die Sophie, um dann, wie viele brave Mädchen, die sich was gespart haben und die Jüngsten nicht mehr sind, eine wenig glückliche Ehe einzugehen. Einen Bäcker hatte sie sich erwählt, der mehr Sinn für gegorene Getränke als für mürbes Gebäck hatte, und den die brave saubere Frau so lange durch Arbeit und Fleiß über Wasser hielt, bis er doch einer Heilanstalt übergeben werden mußte, in der er dann gestorben ist.

Aber wann ich auch später in mein Elternhaus in der Klüberstraße kam — ob als Karlsruher Primaner, ob als Heidelberger Student oder später als Berliner Doktor auf einer Vortragsreise oder zu einer Premiere —, für die Zeit meines Aufenthaltes zog die gute alte Sophie in das Haus in der Klüberstraße auch wieder ein — im wesentlichen, um des verwöhnten „Dölfchens" Wünsche zu hören und mit Eifer und Geduld, genau wie vor langen, langen Jahren, still, freundlich und gewissenhaft zu erfüllen.

Aus dem Dölfchen war freilich für die Gute allmählich ein Rudolf und aus dem Rudolf ein „Herr" Rudolf und aus dem Herrn Rudolf ein Herr Doktor geworden. Aber ich sagte auf ihre dringende Bitte bis zu ihrem Tode „Du" und „Sophie" zu ihr. Und ich glaube in meinem „Du" hat mehr Respekt gelegen als in manchen Titeln, mit denen ich Höherstehende in meinem Leben angeredet habe.

Meine Tante Schwarz, die Schwester meiner Mutter, hatte der treuen Seele und ihrer einzigen Tochter, die den Fleiß und die Rechtlichkeit der Mutter geerbt hatte, im alten großväterlichen Haus Auf der Zeil, von dem ich noch reden

will, ein Pöstchen als Hausverwalterin eingeräumt, das sie, wie alles, was ihr jemals anvertraut war, treu und redlich bis zu ihrem Tode erfüllte. An den Wänden ihres blitzblank sauberen Wohnzimmerchens unter dem Dach, aus dessen Fenster man — obschon Wallot, der Reichstagserbauer, das Haus umgebaut und seine Fassade reich verziert hatte — die Straße nicht sehen konnte, hingen fast nur Familienbilder, Bilder aus unserer Familie. Die meisten von mir. Ich glaube, ich habe für meine ersten literarischen Arbeiten keinen treueren und interessierteren Leser gehabt als sie. Für die gute alte Sophie begann die deutsche Literatur mit meinem Vater und endigte mit mir. Aber diese Autoren und diese Zeitspanne beherrschte sie vollkommen im treuen Gedächtnis. Sie wußte noch im hohen Alter Verslein von mir auswendig, die ich in tiefster Vergessenheit erledigt und begraben glaubte und hoffte.

Als ich einmal eine längere Zeit, wohl über ein Jahr, nicht in Frankfurt zu Hause war und zu einer besonderen Gelegenheit von Berlin wieder herüberkam, hatte mein Zug beträchtliche Verspätung, und ich mußte nach rascher Begrüßung meiner Mutter sofort die Treppe hinauf ins Fremdenzimmer gehen, um mich für den Vortrag umzuziehen. So sah ich die treue Sophie erst, als ich im Frack und weißer Binde und mit der Ordenskette an der Seidenklappe die kleine Wendeltreppe zu den Wohnzimmern wieder herunterkam.

Ob meiner so noch nie gesehenen festlichen Erscheinung gleichzeitig verblüfft und begeistert, schlug die gute Sophie ihre harten Hände, von denen mir nur Gutes gekommen war, ineinander und faßte ihre Gefühle in die Worte zusammen:

Der Friedensschluß im „Schwan“ zu Frankfurt a. M.
Gemälde von Prof. W. A. Beer. (Mit freundlicher Erlaubnis der Rothschildschen Bibliothek in Frankfurt a. M.

„Lieb Gottche, der Herr Rudolf! Fast möcht' mer spreche — e Kavalier!" ...

Ich habe nie wieder eine treuere, redlichere Seele gekannt. Der Schilderung meiner Jugend würde etwas fehlen — eine Feststellung und ein Dank —, wenn ich ihren Schatten nicht dankbar grüßte!

*

War es ein Zufall — —? Wer, der durch ein reiches Menschenleben gewandert ist, glaubt wirklich noch an reinen Zufall? War es ein Zufall, frage ich mich oft, oder war es eine erste seltsame Weisung für meinen künftigen Lebensweg, der Gedanke an den lieben Gott und der Sinn für Humor wurden in meinem jungen Leben zur selben Zeit wach. So fern dieser Gedanke und dieser Sinn sich auch zu liegen scheinen; denn viel später erst erfuhr ich es, nur die Griechen haben Götter gehabt, die lachen konnten, und nur die Japaner haben sie heute noch.

Dieses seltsame Zusammentreffen aber kam so: Noch nicht fünfjährig, spielte ich eifrig Soldat mit einem Kindergewehr und einem Holzsäbel. Dieses frühe Soldatenspiel trug die Schuld, daß ich später — nicht zum Militär kam. „Landsturm mit Waffe" stand auf dem Schein, den mir der Heidelberger Unteroffizier fünfzehn Jahre später nach der Untersuchung aushändigte. Und als ich ihn, der militärischen Bezeichnungen unkundig, fragte, was das denn heiße, „Landsturm mit Waffe", zuckte er etwas verächtlich die Schultern und meinte in seinem behaglichen Dialekt: „Wenn e mal die Weiber von de Franzose komme, nachher komme halt Sie dran!"

Der Militärarzt, der das gehört hatte, verwies ihm lächelnd solche ironische Belehrung und sagte: „Wenn Sie sich den Arm nochmals brechen lassen — das kann man machen —, sind Sie vollkommen tauglich ..."

Damals verzichtete ich. Und als später der große Krieg kam, war ich an Jahren über den Landsturm mit Waffe hinaus.

Der erste Marsch des Fünfjährigen auf dem Teppich im Wohnzimmer endigte damit, daß ich über das Teppichende stolperte und hinfiel. Dabei muß ich so unglücklich auf das Schloß des Gewehrs gefallen sein, daß mir der Hahn im Gelenk die noch dünnen Knöchelchen des rechten Armes auseinandertrieb. Der Arzt kam, der alte Dr. Fabricius. (Sein Sohn, ein Heidelberger „Schwabe" und — obschon immer im Zylinder wie ein alter Hamburger Großkaufmann — Urtyp eines Frankfurters in Sprache und Gebaren, hat später das alte Adelsrecht wieder hervorgesucht.) Des Kleinen Arm war schon so stark geschwollen, daß der Doktor — Röntgenapparate gab es damals noch nicht — sich nur gefühlsmäßig und notdürftig unterrichten konnte. Und als der Arm nach Wochen wieder aus den Schienen — oder war es Gips — wieder herauskam, war eine kaum sichtbare Krümmung im Gelenk zurückgeblieben. Sie hat mich später beim Reiten und Fechten nie geniert. Sie hinderte nur gewisse Bewegungen, zum Beispiel die, mit der man einen Tornister auf dem Rücken befestigt. Und so kam es später zu dem Entscheid des Heidelberger Regimentsarztes.

Als ich nun so als kleiner Patient, von der Mutter und der Sophie betreut, in meinem Kinderbettchen lag, hatte ich viel Besuch von mitleidigen Freundinnen meiner Mutter. Eine davon — ich weiß es noch heute, daß es die gute Frau

Professor Creizenach war, die aus kleinen funkelnden Äuglein so kurzsichtig und so grundgütig in die Welt schaute und mir eine der liebsten aus dem Kreise meiner Mutter blieb — brachte mir Buschs „Max und Moritz" mit. Ich wußte bald alle Heldentaten des feinen Paares auswendig und zeigte, ohne lesen zu können, stets die richtigen Bilder zu meinem fehlerfreien Vortrag aus dem Gedächtnis. Die fröhliche Grausamkeit dieser Schabernacke aber stieß mir damals das Türchen auf zu dem besonnten Heidentempelchen des Humors, in das ich später noch so oft eintreten, in dem ich selbst noch so oft, froh und dankbar, opfern sollte.

Die andere Dame aber brachte mir damals ein ernstes, belehrsames Buch, dessen Inhalt aber doch dem kindlichen Verständnis angepaßt war. Und in diesem, mit Bildern geschmückten Buch — es ging mir leider verloren, und ich habe es nie mehr wiederfinden, nie mehr auf den Büchermärkten entdecken können —, in diesem Buch, ich weiß noch, war von den wunderlichen Schrullen und seltsamen Passionen großer Männer die Rede. In einem Kapitel aber war ausführlich erzählt, wie der Alte Fritz, der große Preußenkönig, so zwischen Siegen und Regieren, zwischen Degenziehen und Krückstockschwingen sich emsig bemüht habe, in seinem Potsdamer Schloß alle Uhren so zu stellen und zu regulieren, daß sie zu gleicher Zeit wie eine einzige lustige Musikkapelle munter die Stunden schlügen.

Und ich weiß, damals — es ist ja recht ketzerisch gewesen, aber ich war eben noch ein Kind — erschien mir der alte Herrgott als ein lieber, alter weißbärtiger Mann, wie ihn Raffael auf dem Bilde gemalt, von dem ein schöner Stich in meines Vaters Arbeitszimmer über dem schweren Mahagonischreib-

tisch hing. Und der liebe alte weißbärtige Mann ging in seinem riesigen blauen Himmelssaale, in dem die Sterne als blitzblanke goldene Lämpchen hingen, hausväterlich hin und her und regulierte kopfschüttelnd tausend und aber tausend kleine rote Uhren, die durchaus nicht zusammen schlagen wollten. Und der alte Mann hatte so viel, viel Geduld; aber die kleinen roten Uhren tickten jede ihre eigene, eigensinnige Melodie. Manche lief eilfertig den anderen voraus und schlug schon den Morgen, wenn's da unten auf der Erde noch stockfinstere Nacht war und die verwegenen Hähne auf den Kirchtürmen noch kein Strählchen Sonnenschein im goldenen Gefieder hatten. Eine andere von den kleinen roten Uhren aber war faul, und ihr Pendel ging immer müder und langsamer den vorgeschriebenen, oft gemessenen Weg.

Jede von diesen kleinen roten Uhren aber war ein Menschenherz.

Ich ahne nicht, wo das schöne Buch hingekommen ist, in dem die Geschichte vom Alten Fritz stand, nach der ich kleiner Narr mir den Himmel gebaut hatte, das große blaue Privatzimmer für den König aller Könige; den Saal, in dem der liebe Gott zwischen Blitzen und Regnenlassen seine kleinen roten Uhren regulierte, die mit goldenen Nägeln fein säuberlich an die Wolkenwand gesteckt waren. Aber ich bin ganz froh, daß ich's nicht wiederfinde und aufklappen kann; denn vielleicht säh mich's heute mit ganz schwarzen, dummen, nüchternen Buchstaben an. Und wie ich allmählich, auf dem Weg vom kleinen kurzhosigen Träumer zum reifen Kinde dieser Welt und Zeit, meine törichten Vorstellungen über den Himmel notgedrungen einer Revision unterziehen mußte, so wäre mir viel-

leicht auch die freundliche Erinnerung an jenes Buch mit den groben Holzschnitten verdorben worden.

In den Büchern seiner Kindheit soll der Mensch nur mit geschlossenen Augen blättern ...

*

Und wieder erinnere ich mich, daß damals, als noch in meinem riesigen blauen Himmelssaal die Sterne als goldene Lämpchen hingen, zuweilen ein Geistlicher aus dem Hessischen in meinem Elternhaus erschien, der schon mit den Großeltern befreundet war.

Ein steinalter Mann war's, dem zwei dünne silberne Greisenlöckchen auf apfelrote, sauber rasierte Bäckchen fielen. Im langen, schwarzen Rock, gebückt, ein wenig unsicher im Schritt, kam er daher, mit gütig lachenden blauen Augen und einem so schönen blauweiß gewürfelten Taschentuch, wie ich's nie ohne Neid sehen konnte.

Und der „Herr Kirchenrat" — Fink hieß er, und seine munteren kleinen Greisenäuglein paßten eigentlich gut zu dem lustigen Namen — sprach gar nicht, wie ich eigentlich in meinem dummen Kinderherzen verlangte, immer bloß vom lieben Gott. Zu dem er doch durch Amt und Gewöhnung nach meiner Ansicht in einem besonderen Vertrauensverhältnis stand, da er Sonntags von der Kanzel sein Wort auslegen durfte. Er erzählte gern und viel von seinem schönen Garten, von den Starenkästen an den Bäumen und den nickenden Sonnenblumen am Zaune und den bunten Schmetterlingen auf dem gewundenen Wiesenweg zum Kirchlein. Da hörte das Stadtkind mit großen Augen zu.

Eines Tages aber bekam die würdige Gestalt des Herrn Kirchenrats einen ganz besonders romantischen Schein und Schimmer, der gar nicht recht zu dem feierlichen schwarzen Rock und dem blauweißen Taschentuch passen wollte. Wir Kinder erfuhren nämlich — wie und von wem hab' ich vergessen —, daß die alte Dienstmagd, die dem geistlichen Herrn seit Jahren in Treue das Haus bestellte, die seine Kleidung so säuberlich hielt und die hochstieligen Sonnenblumen pflegte, vor zwanzig Jahren direkt vom — Zuchthaus zum Herrn Pfarrer in Dienst gekommen sei. Ihr kaum geborenes Bübchen hatte sie erdrosselt. Eine „Kindsmörderin" war sie, so eine, von der mein großer Bruder Willi ein düsteres Gedicht wußte: „Horch, die Glocken hallen dumpf zusammen, — und der Zeiger hat vollbracht den Lauf —. Nun, so sei's denn, nun in Gottes Namen, — Grabgenossen, brecht zum Richtplatz auf!" ... Meine Schwester Johanna hielt sich immer die Ohren zu, wenn der Willi das in schauerlichem Grabeston aufsagte. Er aber äußerte dann erzürnt, das sei ein sehr schönes Gedicht, und es sei von Schiller, und sie sei eine Gans, ja, und die Kindsmörderin, nicht die von Schiller — die bei dem Kirchenrat redlich diente —, die habe dann jahrelang hinter Eisengittern im Zuchthaus gesessen. In einem ganz richtigen Zuchthaus. Und das war wirklich so gewesen. Des Kirchenrats Schwiegersohn, der Zuchthausgeistlicher war, hatte ihm die Begnadigte empfohlen, und so zog sie eines Tages, scheu und still, mit einem armseligen Bündelchen Wäsche bei ihm ein.

Aber wenn der geistliche Herr von ihr sprach, tat er's stets mit dankbarem Ausdruck. *Das* hatte ihm seine Mina so schön besorgt, und für *jenes* hatte er seiner Mina von Herzen er-

kenntlich zu sein. Das säuberliche, fröhliche Alter dieses Idealisten, dessen Rücken im schwarzen Pastorenrock von der Last der Jahre so krumm und verbogen war und dessen Gedanken so gerade und aufrecht blieben, war gar nicht vorzustellen ohne die Fürsorge dieser fleißigen Frau, die mal vor Jahren ein rosiges zappelndes Leben in der Wut der Verzweiflung erwürgt hatte.

Und als ich dann einmal bei einem Familienausflug ins Hessische die rundliche, freundliche Wirtschafterin auf der Steintreppe des Pfarrhauses stehen sah, als ich, erst schüchtern, dann herzhaft von dem rosinenreichen Kuchen aß, den sie gebacken, und staunte, wie sie den Blumen im Gärtchen behutsam die Köpfchen nach dem Lichte bog mit denselben Fingern, die sich einst würgend um ein wimmerndes Hälschen gekrampft —, da fielen in meinem Kinderkopf zum erstenmal die schönen pechschwarzen und lilienweißen Begriffe von „schlecht" und „gut" ganz wirr und wild durcheinander. Und so ganz säuberlich in etikettierte Schachteln — wie das die juristisch gebildeten Normalmenschen können — hab' ich sie nie mehr trennen können. Nie mehr. Es dämmerte wohl damals etwas in meinem weltfremden, verträumten Herzen, daß es vielleicht die große „Schlechtigkeit" gar nicht gibt, sowenig wie die überlebensgroßen Riesen und Drachen, die grellgemalten in meinen Märchenbüchern; und daß eine verzeihende Güte, die schlicht und warm und freundlich sich um die armen Seelen legt, wie der Sonnenschein um spröde Knospen, manch liebes Frühlingswunder an dem alten Baum der Menschheit wirken kann.

Und heute, da mich Streit und Leid und Erfahrung von den Kindertagen und dem Kinderglauben trennt, muß ich dem

längst im zuversichtlichen Glauben hingegangenen ehrwürdigen Alten und seiner schlichten Menschenliebe danken für eine Lebensauffassung, die er mich — handelnd, und das ist schöner als redend — als Erster, ohne viel Wesens davon zu machen, gelehrt hat, und der ich, so gut ich konnte, treu geblieben bin.

Und eins habe ich später — viel später — dann noch hinzugelernt, daß es in ganz verzweifelten Fällen, wenn diese Lebensanschauung einmal gefährlich ins Wanken kommt, einen trefflichen und verläßlichen Helfer gibt: den Humor. Den Humor, den mir Max und Moritz zuerst ans Gitterbettchen getragen, und von dem ich heute eingesehen habe, daß er mindestens so viel Nuancen und Spielarten hat wie die Rosen und wie die Schmetterlinge.

*

Ich weiß nicht warum, aber so ähnlich an Figur und Wesen wie der prächtige alte Kirchenrat aus dem Hessischen — der, das verstand ich erst später, der Schwiegersohn des Vormunds meiner früh verwaisten Mutter gewesen — habe ich mir immer meinen Großvater, den Vater meines Vaters, vorgestellt.

Der alte Philipp Leonhard Presber gehörte zu den in meinen Kindertagen meistgenannten Männern, die ich selbst nicht mehr gekannt habe. Mein Vater hielt in Sohnestreue sein Andenken hoch, und meine Mutter, in deren reichem Herzen alle Toten lebendig blieben, die ihr je Gutes getan, wußte viel hübsche kleine Züge aus seinem schlichten Erdenleben zu erzählen. Dieses an Arbeit reichen, an Sorgen nicht armen Lebens Hintergrund aber war von früher Jugend an bis zum Grabe der Rhein. Der deutsche Rhein, wo er am schönsten ist.

Mein Großvater Presber war Bürgermeister von Rüdesheim. Und von Rüdesheim und seiner eigenen Kindheit am Rhein erzählte mir der Vater gern, wenn er mit seinem nachgeborenen kleinen Jungen durch die herrlichen Frankfurter Anlagen spazieren ging. Und er fügte allemal hinzu: „Um Rüdesheim wächst der beste Wein von ganz Deutschland, mein Sohn, und der allerberühmteste. Und dein Großvater hat auch noch ein paar Weinberge dort gehabt ..."

„Haben wir die jetzt?" fragte ich dann wohl ganz logisch. Denn ich wußte, des toten Großvaters Bürgermeisterstuhl aus Kirschholz mit Lederbezug stand bei den Eltern im Schlafzimmer. Und wer bei uns Kopfweh hatte — meine Eltern litten beide viel an Migräne — der saß darin am Fenster, das nach dem stillen Garten ging, und hatte einen Eisbeutel auf dem schmerzenden Kopf.

Aber der Vater, der sonst auf alles freundlich antwortete, was sein Bub wißbegierig erforschte, überhörte diese neugierige Frage immer. Später habe ich diese Schwerhörigkeit auch begriffen. Im Ärger darüber, daß ihm, der nicht mehr am Ort wohnte, sondern in Frankfurt die Bürgerstöchter in Literatur und Geschichte unterwies, vor der Lese so viel Trauben gestohlen wurden, hatte er einmal die Weinberge, kurz entschlossen, verkauft. Groß sind sie ja wohl nicht gewesen, und die vortrefflichste Lage am Rüdesheimer Berg auf der Sonnenseite war's gewiß auch nicht. Aber immerhin, es wuchs eben „Rüdesheimer" darauf. Nicht nur, was auf geduldigen Etiketten so heißt. Und was hätte sein Sohn, der einmal manch Weinlied dichten sollte, für eine Freude daran gehabt, aus dem Fäßchen vom „eigenen" Weinberg auch nur ein paar Flaschen

jährlich abzuziehen und sie bei festlichen Gelegenheiten, an denen es dem Rheinländer, auch im Exil, nie fehlt, mit guten Freunden zu trinken!

Bürgermeister von Rüdesheim ... Ich erinnere mich, daß ich sehr stolz war auf die Abstammung. „Bürgermeister" — das klang nach etwas, das war etwas! Bürgermeister oder „Stadtschultheiß" von Frankfurt war doch auch der Großvater von Johann Wolfgang Goethe gewesen, der, von Schwanthaler gemeißelt, im langen Rock — mit den Knöpfen auf der verkehrten Seite — auf dem Frankfurter Goetheplatz ragt und heute betrübt nach der Stelle schaut, wo einmal, schlicht bürgerlich und gemütlich, das liebe alte Schauspielhaus stand. Und von dem ich früh den „Erlkönig" auswendig wußte, das Lied von dem „Röslein-rot", das der wilde Knabe brach, und das andere Gedicht von dem Kind, „das wollte nie zur Kirche sich bequemen ..."

Ein Bürger war schon viel, aber ein Bürgermeister erst! — Und als ich älter geworden, aber immer noch ein Knabe war, wurde ein Bürgermeister von Frankfurt, mit dessen Söhnen ich zur Schule ging, gar Minister und Exzellenz.

Aber allmählich ging mir ein Licht auf, daß Rüdesheim damals bei allem Weinruhm nur ein kleines Städtchen im preußischen Regierungsbezirk Wiesbaden war. Und sein Bürgermeister noch unter Hessen-Nassau ... Der Vater erzählte aus seiner Jugend, wie die ganze Familie darum gebangt, ob dem schon zwanzig Jahre bewährten Stadtoberhaupt siebzig Gulden Zulage im Jahre — das sind noch keine sechs Gulden im Monat — bewilligt werden würden. Das war just kein Ministergehalt! Und es ist oft schmal zugegangen bei dem Stadtoberhaupt zu Rüdesheim.

Ein kleines Städtchen war Rüdesheim damals. Aber der Wein —! D a s war's! Der machte des Städtchens Klang und Glanz und Ruhm. Und wenn die Einwohnerzahl nicht viel bedeutete und sein Bürgermeister ein schlecht besoldeter, schlichter Mann war — wo grüne Römer auf dem Tische standen, galt der Name was! Und jeder wußte, wo es zu suchen war: Bingen gegenüber, unweit von dem Inselchen mit Hattos gespenstischem Mäuseturm, am Fuß des Niederwaldes.

Freilich, damals, als ich ein Kind war, da war auch der Niederwald noch nicht „der Niederwald" von heute. Denn „sie" fehlte, die, ein Wahrzeichen deutscher Siege, die Krone hoch über die Reben und Eichen des Rheingaues heben sollte. Die Mutter unser aller, der Freiligrath, der einst i n der „Krone" zu Aßmannshausen sein Glaubensbekenntnis „gegen die Krone" schrieb, dem großen deutschen Gedanken gewonnen, zugejauchzt hatte: „Hurra, du schönes stolzes Weib — Hurra, Germania —!"

Der Niederwald — da taucht noch eine andere Erinnerung auf! Und wieder will ich von meinem guten Recht, sprunghaft zu erzählen, Gebrauch machen. Die Tochter des Rüdesheimer Bürgermeisters, meines Vaters einzige Schwester, hatte einen nassauischen Beamten geheiratet, Heinrich Adelon, der sich fleißig aus kleinem Beamtentum emporgearbeitet hatte und im bösen Jahr 1866 — zwei Jahre vor meiner Geburt — das Nassauische Hoftheater aus eigener Kraft mit eigenen Mitteln und auf eigene Gefahr weiterspielen ließ, als Künstler und Beamte auseinanderlaufen wollten. Der König von Preußen hat ihn dann als Direktor des p r e u ß i s c h gewordenen „Hoftheaters" bestätigt. Später zum Geheimen Rat ernannt mit

der hübschen, vom gütigen Geist des ersten Wilhelm getragenen Begründung: „Von den ewigen Orden hat seine brave Frau doch nichts, aber ‚Geheimrätin' klingt ganz hübsch ..."

Als nun damals im September 1883 auf dem stolzen Bergrücken des Taunus zwischen Wisper und Rhein, der Niederwald geheißen, mit dem Blick auf die gesegneten Weinberge von Rüdesheim und Aßmannshausen, das Nationaldenkmal enthüllt wurde, kam der Deutsche Kaiser — dreifach populär: durch das eben mißlungene schmähliche Dynamitattentat der Anarchisten Reinsdorf und Küchler — am Abend zur Vorstellung ins Königliche Schauspielhaus nach Wiesbaden.

Des Onkels Dienstloge, rechts im Proszenium, war gerade der Kaiserloge gegenüber. Denn der alte Kaiser erschien niemals in der großen Mittelloge, sondern immer — auch an diesem hochfestlichen Abend — in der kleinen Proszeniumsloge rechts von der Bühne. Und wenn das Spiel schon in Gang war, was er durch die Türritze des Vorzimmerchens vorsichtig spähend selbst beobachtete, betrat er immer erst die Loge nach Schluß des Aktes — um Publikum und Spieler nicht zu beunruhigen.

Ich war damals schon fünfzehn Jahre alt und durfte — im feierlichen Konfirmationsrock, den ich ungern trug, seit bei einem Ausflug in den Taunus ein Gast im Hotel Pfaff in Königstein warme Würstchen bei mir bestellt hatte — mit in die Direktionsloge. Dem Kaiser gegenüber! Sah ihn eintreten, grüßen, danken und sang begeistert — immer den Blick auf die hohe Gestalt des greisen Kaisers gerichtet — die Nationalhymne mit. Und dann dachte ich — echt kindlich, knabenhaft — bei mir: Du kommst aus Rüdesheim, Majestät. Sie haben

dir dort gehuldigt, und aus goldenem Becher haben dir die drei schönsten blondesten Mädchen des Rheingaues den Ehrentrunk gereicht. Ich bin der Enkel des Bürgermeisters von Rüdesheim — und habe heute ein besonderes Recht, dich zu grüßen und Hurra zu rufen! ...

Das habe ich denn auch nach Kräften getan. Und die Tante Geheimrat hat mich plötzlich ängstlich mit ihrem weißen Handschuh am Arm gefaßt und ein bißchen gekniffen: „Nicht so laut, Bub, nicht so laut!" ...

Jener Tag aber, dessen Abend ich miterleben durfte, hat den Anfang bedeutet für das Wachstum Rüdesheims. Als mein Großvater dort in bescheidener Stube amtierte — ein kleines Städtchen von Winzern und Lachsfischern ... Heute — zehntausend Einwohner gewiß, Eisenbahn, Dampferverkehr, Zahnradbahn zum Niederwald — und das Nationaldenkmal auf der Höhe. Schaumweinfabrikation — und am Kai gereiht Hotel bei Hotel ... Aber immer noch umklungen von den alten Liedern: „Da, wo der Rhein mit seinen grünen Wellen" ... „Nur am Rhein da will ich leben — nur am Rhein begraben sein" ... Und nicht zu vergessen das Lied vom Grafen zu Rüdesheim — das ein Berliner Rechtsanwalt so hübsch vertont hat: „Und er saß — und vergaß — auf seiner Burg am Rhein ..."

Aber ich glaube, er hat nie dort „gesessen", der Graf von Rüdesheim. Sowenig wie die Lorelei über Sankt Goarshausen. Denn die Brömserburg unterhalb Rüdesheim hat den Mainzer Erzbischöfen gehört und später den Grafen Ingelheim. Und die kampffrohen Ritter, die im Mittelalter hier gezecht, hießen die Füchse von Rüdesheim und die Brömser

von Rüdesheim. Beide Geschlechter sind längst ausgestorben. In den ausgebauten Ruinen ihrer Schlösser wohnen, soviel ich weiß, heute ein bekannter Weinhändler und ein ebenso bekannter Sektfabrikant. Ich wünsche ihnen freundliche Träume in dem alten kühlen Gemäuer!

Nun hab' ich bald sechs Jahrzehnte auf dem Buckel. Ich lache über den alten Hochmut der Familiensimpelei und zitiere gern das Sprüchlein: „Ahnen sind für den nur Nullen, — der als Null zu ihnen tritt. — Tritt als Eins an ihre Spitze, — und die Nullen zählen mit!" Und doch immer wieder freu' ich mich, wenn ich — längst aus Frankfurt ausgewandert und Berlin mit Leib und Seele verschrieben — von Rüdesheim höre. Wenn ich Rheinweine trinke; wenn ich zu Besuchen, die seltener und seltener werden, den Rhein hinunterfahre durchs Binger Loch — ist's mir immer noch ein heimlicher Stolz, daß mein Großvater just in Rüdesheim Bürgermeister war.

Ich habe ihn nie gesehen. Ich weiß nichts von ihm, als daß er als junger Dachs durchaus mitwollte in jenen kalten Dezembertagen mit Blücher über den schollentreibenden Rhein. Und daß er nicht mit dem Marschall marschieren durfte in der Neujahrsnacht bei Caub, weil er durch einen frühen Unglücksfall ein lahmes Bein hatte. Weiß nur, daß er später in dem alten Sikkinger Hof — dessen düsteres Bildchen noch bei mir im Zimmer hängt — seine nüchterne Amtsstube hatte; daß er zum fünfundzwanzigjährigen Jubiläum einen Kirschholzsessel bekam, der später das schönste und ehrwürdigste Stück in meiner liebevoll gesammelten Biedermeierstube war; und daß er sich, als alter Herr schon, freute wie ein Kind, als ihm

siebzig Gulden Zulage im Jahr bewilligt wurden. Alles schlichte, wahrlich nicht aufregende Angelegenheiten.

Freilich die Germania da oben — sie hat ihr Schicksal gehabt seit jenem Tage, da der kaum enthüllten zugejubelt wurde. Im Jahre 1917 traf sie ein Blitz. Abergläubische raunten warnende Worte. Ein Gerede, das damals begreiflicherweise nicht weitergegeben werden durfte, wollte wissen, der Reichsadler sei geschmolzen unter dem herabzuckenden himmlischen Feuer. Die Kaiserkrone in der Schutzgöttin Hand sei getroffen. Wer an Symbole glaubt, wird jenen Blitz, so wenig er zerstörte, mit Leichtigkeit deuten.

Heute, da ich dies schreibe, steigen vielleicht gerade Franzosen in Uniform, Besatzungstruppen, die ihren freien Tag zur Bildung nützen, die schmalen Stufen durch die Weinberge empor zum hochragenden deutschen Eichenwald. Sie werden sich — ein bißchen lächelnd — die vielen Symbole in Stein und Bronze zu deuten wissen: die Adler, die Eisernen Kreuze und das durch Verträge und freiwillige Gelübde jetzt so fest in die Scheide gebannte sieben Meter lange Schwert an der Hüfte der hohen Frau. Eines aber übersehen sie vielleicht, die fremden Schauenden. Im bronzenen Gewebe des wallenden Gewandes der Unsterblichen wird das geduldige Auge Motive lieber alter deutscher Märchen finden. Drachen und Schwäne und Rehe ... Wie ein Märchen aus uralten Zeiten scheint sie selbst über eine raschlebige Jugend heute den vom Blitz unversehrten Arm zu recken.

Als ich zum letztenmal unten auf dem Strom an ihr vorüberfuhr — „Goethe" hieß das schmucke Schiff, und ein Anschlag belehrte uns Passagiere, daß deutsche Gesänge während

der Fahrt unterlassen werden müßten, um Unannehmlichkeiten mit den Besatzungsbehörden zu vermeiden — da summte doch neben mir ein Bonner Student halblaut eine Melodie. Es war wohl kein bewußter Trotz, der aus dem hübschen jungen Burschen leise sang. Und was er sang, war kein Kneiplied der Bonner S.-C.-Kneipe. War ein wohlvertrauter deutscher Sang: „Es liegt eine Krone im tiefen Rhein" ...

So fuhren wir an Rüdesheim vorbei, dessen Anblick und Namen mich immer wieder mit einem leisen Stolz erfüllt. Seltsam, töricht vielleicht, so seltsam und töricht, wie die heimliche Genugtuung, daß mein Großvater einmal dieses Städtchens Schultheiß gewesen ist.

Und doch, ich — sein Enkel — bin ein Freund deutschen Weines geworden; hab' den edlen Tropfen mit Genuß und mit einiger Kennerschaft getrunken; hab' ihn oft besungen und habe die heimliche Freude gehabt, daß schon von einem oder dem anderen dieser Lieder vergessen wurde, von wem es stammt. Und mir ist, als ob diese Freude — die Freude am Rhein und seinem Weine und an herbstlicher Fröhlichkeit, die den Lenz überwunden und überdauert hat, und die noch Sonne wirft auf die Tage, die schon den Winter kommen sehen — ein rheinisches Erbteil sei. Ein Erbteil, das ich dem alten Herrn danke, von dem nur ein steifes, feierliches, langsam verblassendes Altersbild auf mich gekommen ist.

Durch meine besten und sonnigsten Tage geht ein feines Becherläuten, das nichts zu tun hat mit Schlemmerei und Völlerei. Das wie ein Dank klingt an eine ungetrübte Kindheit, die oft zum Rhein führte. An eine frohe Jugend, die den Becher nicht mied. An reife Mannesjahre, die das edelste Ge-

tränk zu loben wußten und sich zu freuen strebten in dem schönen Sinn von Iphigenies Wort: „Wohl dem, der seiner Väter gern gedenkt ..."

*

Mein Vater Hermann Presber war dieses Bürgermeisters zweiter Sohn.

Wenn er von seiner Kindheit erzählte, so lag ein wehmütiger Humor über dem kleinen Rüdesheim, über dem schimmernden Rhein, über dem Herzogtum Nassau. Der später so kräftige, zuletzt bald zwei Zentner schwere Mann, der aber bei seiner ungewöhnlichen Körpergröße in guten Proportionen blieb, war ein langer, hagerer, blasser Bub gewesen. Knochig wie ein Windspiel. Als er, ein Fünfziger, schon sanfte Entfettungskuren machte, erinnerte er sich noch lächelnd einer Frau Base, die ihm nie begegnete, ohne ihm mitleidig die Wange zu klopfen: „Gottche, des Hermännche, ich dauer's!" Was heißen soll: „Ich bedaure seine schreckliche Magerkeit."

Neben der älteren Schwester, die an einem sonnigen Sonntag im Mai einen kleinen Beamten heiratete und keine Ahnung hatte, daß sie mal als Geheimrätin in einer hochgelegenen Villa, neben dem schönen Altersheim Gustav Freytags, wohnen würde, wuchsen zwei Brüder heran. Wilhelm hieß der ältere. Er ging nach Gießen auf die Universität. So um die Zeit, als mein Vater aufs Gymnasium nach Wiesbaden kam, wo er dann bei seiner mittlerweile verheirateten Schwester wohnte. Über dem Schicksal dieses Bruders Wilhelm schwebte ein Schleier. Ich habe viel später im Nachlaß meiner Mutter eine stattliche Reihe von Silhouetten gefunden, die dann jahrelang eine besondere Zierde meines Trink-

stübchens in meinem Grunewaldhäuschen waren und heute in meinem Arbeitszimmer im Graaler Sommerasyl an der Ostsee hängen. All die schwarzen Burschen tragen ein dreifarbiges Band um die jugendlich gereckte Brust von der Achsel bis zur modisch betonten Taille und eine bunte Studentenmütze oder das gestickte Cerevis auf dem kühn gereckten Kopf. Und alle diese Bildchen tragen die eigenhändige Dedikation der Dargestellten „... seinem lieben Wilhelm Presber". Ich habe nach Zirkel und Farben festgestellt, daß die meisten davon Gießener Starkenburger aus den Semestern 1847 und 48 gewesen sind. Mein lebenslustiger Onkel Wilhelm war offenbar gleich im ersten Semester aktiv geworden. Das führte zu einem Zerwürfnis mit dem überraschten und erzürnten Vater, der dies teure Burschentum nicht mit seinem schmalen Geldbeutel, wahrscheinlich auch nicht mit seinen Ansichten über den Ernst des Studiums in Einklang bringen konnte. Mein Onkel ist dann jung, noch während des Studiums, gestorben. Und sein früher, vielleicht plötzlicher Tod warf einen düsteren Schatten über das stille Leben der vereinsamt alternden Leute in dem Rüdesheimer Bürgermeisterhaus.

Mein Vater aber, der zu unserer Jugend selten von seinem Bruder Wilhelm sprach — wie ich heute glaube, in dem heißen Gerechtigkeitsdrang, nicht seinem Vater, nicht seinem Bruder Unrecht zu tun in wehmütiger Erinnerung an ein jung beschlossenes Leben — hat später seinen ersten Jungen „Wilhelm" genannt. Wie sich in dieses Namens hoffnungsvoll gewähltem Symbol ein tragisches Menschenschicksal entwickelte, das jenem, das ihm den Namen gab, nicht unähnlich war, davon werde ich später noch zu erzählen haben.

Die Kindheit meines Vaters war schlicht und karg, aber durch die Natur, die sie umgab, den Fluß und die Wälder, die in ihre Träume und Spiele rauschten, und ein wenig auch durch das Ansehen, das der Großvater in seinem kleinen Kreis genoß, froh und ungetrübt. Als er mal, gegen das strenge Verbot des Vaters, zu dicht am Rhein spielte an einem kühlen Spätherbsttag, tat er einen ungeschickten Tritt und fiel ins Wasser. Er wurde gerade noch rechtzeitig von Salmfischern gerettet. Der Großvater, vor Schreck und Zorn außer sich, prügelte zunächst den triefendnassen, vor Frost schlotternden Buben gründlich durch, ehe ihn die Mutter ins Bett steckte. Als der Arzt dann kam, nickte der sehr befriedigt: „Die wärmende Tracht Prügel hat den Jungen gerettet!" — Trotzdem ist mein Vater kein allzu großer Freund der Prügelstrafe geworden. Er hat eigentlich nur in e i n e m Fall geschlagen. Mit einer dünnen, auch vom Onkel geerbten Reitpeitsche. Die hab' ich übrigens später einmal — und zwar, des darf ich mich rühmen, als mein Bruder Wichse bekommen sollte — heimlich hinter die Bibliothek geworfen, wo sie sich dann merkwürdigerweise nie wieder fand; auch nicht, als nach dem Tode meines Vaters die Bibliothek einen anderen Platz bekam. In einem Fall aber hat er geschlagen: wenn seine Kinder logen. „Die Lüge ist alles Bösen Anfang," pflegte er zu sagen. „Die Lüge ist immer feig und meistens auch dumm. Ein Kind darf nicht lügen, wenn es ein anständiger Mensch werden will ..."

Eine Geschichte aus seiner Kindheit, typisch für die Kleinstadt und für die Mentalität eines streng rechtlichen Beamten, hat mich immer besonders gerührt. Es kam ein neuer Schlächter nach Rüdesheim, der dem alten, eingesessenen wirksame

Konkurrenz machen wollte. Dem schlauen Geschäftsmann schien es wohl gut und nützlich, sich auf nicht allzu auffällige Weise die Gunst des Herrn Bürgermeisters zu erwerben. Da auf direktem Wege nichts zu machen war, so gedachte er den Pfad zum Herzen des Alten listig durch die Kinderstube zu nehmen. Als nun mein Großvater auf einer kleinen Dienstreise in Wiesbaden war, rief der pfiffige Geschäftsmann den kleinen Hermann, meinen Vater, ein Bengelchen von sechs Jahren, heran und schenkte ihm mit freundlichen Worten ein Hämmelchen. Ein richtiges, lebendiges Hämmelchen, das für ein sechsjähriges Bübchen soviel ist wie ein kleines Königreich. Die gutmütige Mutter, von dem beglückten, noch nie so üppig beschenkten Jungen bestürmt, stiftete aus einer Sonntagshaube ein blaues Seidenband, das dem Hämmelchen um den wolligen Hals gebunden wurde. Dann durfte es mein Vater, um die Wette springend mit dem Tierchen, einen Tag lang glückselig auf die Weide führen. Einen herrlichen Tag lang — denn am Abend kam der Bürgermeister. Sah, staunte, hörte und befahl: „Sofort bringst du das Hämmelchen dem Herrn Schlächtermeister zurück! Wir lassen uns nichts schenken, mein Junge!" Und tränenüberströmt führte der kleine Bub am blauen Band das Hämmelchen, das sich in böser Ahnung heftig sträubte, dem Schlaumeier wieder zu, der es achselzuckend empfing und wortlos mit einem Tritt in den Stall trieb. Der Junge behielt nur das blaue Band, das naß von seinen bitteren Kindertränen war. Hat es noch als Tübinger Student besessen und um die Briefe von zu Hause gebunden. Nie ohne an seinen ersten großen Kinderschmerz zu denken.

Auch eine andere Geschichte, die mein Vater gern erzählte,

mag Größe und Art des lieben kleinen Rheinstädtchens zu meines Großvaters Amtszeit malen. Die alten Leute hatten beschlossen, vom sauer Ersparten für ihre wakligen Tage die Anschaffung eines Sofas zu wagen. In dessen einer Ecke sollte der Bürgermeister abends nach des Tages Last sein Pfeifchen rauchen, in dessen anderer Ecke konnte die Hausfrau bei der Lampe ihre Strick- und Näharbeit vornehmen. Also, ein richtiges Sofa! Der Einkauf wurde mit viel Umsicht von der Frau Bürgermeisterin in dem schon mit stolzeren Geschäften gesegneteren Bingen getätigt. Von dort herüber über den Rhein mußte das erstandene Prunkmöbel auf einem schwankenden Kahn nach Rüdesheim gebracht werden. Da es aber ein großes, eben ein wirkliches und richtiges Sofa war und der Rüdesheimer Kahn, auf dem die Großmutter hinübergefahren, klein und schmal war, so mußte das Sofa quergestellt werden. Und damit keine Gefahr des Umkippens durch unrichtige Schwergewichtsverteilung zu befürchten war, mußte die Frau Bürgermeisterin bei dieser seltsamen Fahrt in der Mitte des quergestellten Sofas, dessen Seitenlehnen und Beine links und rechts weit über den Kahn hinausragten, den ungewohnten Platz einnehmen. Was sie mit einiger Bangigkeit tat. Nun hatte es sich in Rüdesheim, das noch keine Sofas kannte, herumgesprochen, daß die Frau Bürgermeisterin zum Einkauf eines solchen neumodischen und eleganten Möbels nach Bingen hinübergefahren sei. Als sich der seltsam beladene Kahn glücklich dem rechten Rheinufer näherte, stand so ziemlich alles, was in dem Städtchen Zeit und Beine und Augen hatte, jung und alt, am Ufer versammelt. Das gab eine Freude, als die Frau Bürgermeisterin vorsichtig ihren erhöhten Sitz verließ und an

Land stieg! Und die Freude löste ein vielstimmiges „Vivat" aus. Sir Walther Raleigh ist sicherlich, als er die nutzbringende Knollenfrucht der Kartoffel von Virginien nach Irland brachte, trotz seines größeren Verdienstes um die Kultur nicht so enthusiastisch empfangen worden. Und die unvermutete Landung des Kolumbus auf Guanahani wurde vielleicht von den ahnungslosen Eingeborenen mit geringerem Enthusiasmus gefeiert.

Ich glaube, mein Vater war ein guter Schüler auf dem Gymnasium in Wiesbaden. Gewiß, alle Väter waren einmal „gute Schüler", wenn sie ihren schulpflichtigen Kindern heuchlerisch erzählen: „Wie ich so alt war wie du ..." Aber in dem Fall glaube ich es wirklich. Nicht nur, weil er sicher ein gescheites Kerlchen war, glaube ich es — denn die Gescheitheit allein nützt einem auf dem Gymnasium auch nichts und stellt sich manchmal recht bockig zu einzelnen wichtigen Fächern. Aber ich habe mir nach den Daten seines Lebens ausgerechnet: er kann niemals sitzengeblieben sein und kam früh, das heißt rechtzeitig, auf die Universität.

Vorher aber hat er noch — was ihm später im Leben recht fern lag — sich „kriegerisch" betätigt. Die roten Wellen des Jahres 1848 schlugen kurz, aber kräftig ins Herzogtum Nassau hinein. Die Bauern aus der Umgegend kamen eines schönen Vorfrühlingstages nach Wiesbaden gezogen, von Schwadroneuren aufgehetzt. Schon zum Plündern bereit, trugen sie die leeren Säcke, die die Beute bergen sollten, über der Schulter. In den drohenden Händen hatten sie gerade gehämmerte Sensen und spitz gefeilte Mistgabeln. Zum persönlichen Schutz des Herzogs, der seinem Militär nicht allzuviel zutraute, wur-

den rasch die Primaner bewaffnet. Auch mein Vater zog, beglückt und stolz ein Gewehr im Arm, von dessen Konstruktion er keine Ahnung hatte und zu dem ihm die Kugeln fehlten, mit den Klassenkameraden im Gleichtritt vor dem Schloß des Herzogs auf. Er stand in Hörweite von dem Balkon, als der Tumult unten am ungemütlichsten und die Zwiegespräche zwischen den Drohenden und den Beschützern am heftigsten wurden. Plötzlich trat da oben der rothaarige Minister heraus, um für den Herzog und die Regierung wirkungsvoll zum Volke zu sprechen. Der Machtgewohnte gebot Schweigen mit der ausgestreckten Hand: und als einigermaßen Ruhe eingetreten war, brüllte er in die Horden der Unbotmäßigen: „Kennt ihr mich?" — Gemurmel. — Er glaubte, die Wirkung dieser einleitenden Frage hoch einschätzen zu dürfen und rief zum zweitenmal, schon zuversichtlicher: „Kennt ihr mich?" — Tiefe Stille. — Da hob er, seiner Wirkung gewiß, die Stimme zum drittenmal, indem er dicht an die Rampe trat: „Kennt ihr mich?" — Diesmal aber bekam er die erwünschte Antwort. Denn dicht bei meinem, das Gewehr krampfhaft im Arm haltenden Vater drang aus dem murrenden Knäuel eine tiefe rauhe Bauernstimme: „Jawoll, alleweil duhn mer dich kenne, du roter Spitzbub!" — Da war die ganze Rede schon an ihrem Anfang um ihre Wirkung gebracht. Aber auch ein befreiendes Gelächter war ausgelöst, das die Verhandlungen rasch erleichterte und den unblutigen Ausgang der ganzen törichten Expedition ermöglichte.

Den alten, von Preußen abgesetzten Herzog Adolf, der sein Lieblingsschloß im Taunus hatte, haben wir als Kinder noch manchmal seinen schönen Viererzug durch Frankfurts Straßen

kutschieren sehen. Ein kleiner eleganter Herr mit goldener Brille, saß er, in sich zusammengesunken, die straffen Zügel haltend, hoch auf dem Bock. Er fand im Sport seinen Trost dafür, daß vor seinem Residenzschloß in Wiesbaden jetzt die schwarz-weißen Schilderhäuser des Königs von Preußen standen. Er hatte ja auch schließlich nach dem Abfindungsvertrag mit dem siegreichen Preußen neben dem hübschen Sümmchen von fünfzehn Millionen Gulden Entschädigung ein paar ganz schöne Schlösser und Parks bekommen. Ist sogar noch als ganz alter Herr -- nachdem die Oranische Linie im Mannesstamm erloschen war — avanciert und Großherzog geworden. Großherzog von Luxemburg. Aber das hat sein nassauisches Landeskind, mein Vater, nicht mehr erlebt.

*

Mein Vater hat in Heidelberg und Tübingen studiert. Geschichte, Philosophie und Literatur. Er hat unter dem berühmten „V" = Vischer — Friedrich Theodor Vischer — ungefähr dasselbe Examen in Tübingen gemacht wie ich später unter dem „F" = Fischer, Kuno Fischer, in Heidelberg. An Tübingen und seinem geliebten Lehrer hing er besonders. Und dieser begeisterten Anhänglichkeit verdanke ich den ersten Rausch meines Lebens. Und das kam so.

Mein Vater nahm mich eines Sommers — ich mochte acht Jahre alt gewesen sein — auf eine kleine Reise mit. Er wollte den schwäbischen Neckar, wollte sein altes Tübingen einmal wiedersehen. Es waren heiße, heiße Julitage. Er führte mich in die kühlen Hallen der Universität und ließ mich am Schwarzen Brett rätselhafte, gelehrte Inschriften entziffern. Er zeigte

mir das stolze Schloß des Herzogs Ulrich und das bescheidene Häuschen, in dem er selbst als Student gewohnt. Zeigte mir Eberhard im Barte im Glasfenster der Stiftskirche und das Haus an der Neckarbrücke, in dem Ludwig Uhland gewohnt. Und vor dem Ludwig-Uhland-Haus erzählte er seinem lachenden Buben die Geschichte, wie einmal ein paar Neckarflößer, bekannt durch ihre Grobheit, den Neckar hinunter ihr Flöße trieben und dazu das damals neue, aber rasch populär gewordene Lied sangen: „Ich hatt' einen Kameraden" ... Oben stand, die Hände auf dem Rücken, der alte Uhland auf seinem Balkon und schmunzelte. Da rief einer der Singenden, der sich ausgelacht glaubte, zu dem Dichter hinauf: „Lach' net, du närrischer Professor! Du wärscht froh, wann d u so was mache könntscht!"

Mein Vater bekam in Tübingen Sehnsucht nach seinem alten Lehrer, der im nahen Stuttgart lebte. So fuhren wir nach Stuttgart, Vischer aufzusuchen. Es war später Nachmittag. In seiner Wohnung war er nicht. In einer kleinen Kneipe der Altstadt, sagte die Bedienerin, trinke er um diese Zeit gewöhnlich seinen Abendschoppen. Dort fanden wir ihn. Ich hatte mit meinen acht Jahren natürlich „Auch Einer" nicht gelesen; und von den „Kritischen Gängen" hatte ich sowenig Ahnung wie vom dritten Teil des „Faust". Mir war die „Tücke des Objekts" und das „Moralische, das sich von selbst versteht", damals noch so fremd wie die Bedeutung ihres Apostels. Aber mir gefiel das schummerige Hinterzimmerchen der behaglichen kleinen Kneipe, wo der alte Herr auf einem Ledersofa hinter der Flasche saß; und die Studentenbilder an den Wänden interessierten mich mehr als der alte, nicht be-

sonders ansehnliche Mann, der mit meinem Vater viel herzliche Begrüßungen tauschte.

Und nun kam das Wunderliche und für mich zunächst Erfreuliche: mein Vater, der sonst sehr dagegen war, daß Kinder Alkohol genössen, schenkte mir, immer im frohen Gespräch mit seinem alten wiedergefundenen Lehrer, mein grünes Glas voll. Richtig voll. Und ich hielt es für meine gern geübte Pflicht, wenn die Herren anstießen, ohne viel Aufhebens auch meinerseits mein Glas leer zu trinken. Mein Vater sprach weiter von alten frohen Zeiten und goß mir so ganz beiläufig wieder ein. Ich fand das eine sehr unterhaltliche Angelegenheit und trank immer wieder das grüne Glas aus. Als sich dieses angenehme Spiel aber so vier- bis fünfmal wiederholt hatte, da muß ich wohl plötzlich angefangen haben, laut zu singen oder dumm zu lachen oder sonst etwas recht Albernes zu tun. Denn mein entsetzter Vater starrte mich an, empfahl sich, packte mich schleunigst in eine Droschke, die er sonst auf Reisen zu meinem Leidwesen nicht eben häufig benutzte, und fuhr mich zurück ins Hotel Marquardt.

Da habe ich denn meinen ersten Rausch ausgeschlafen. Einen Mordsrausch, den ich dem großen Dichter und Ästhetiker verdankte, indem ich, streng, aber unbewußt, nach dem Text seines munteren Liedes gehandelt hatte:

Stellt mir schwere, weite, blanke
Becher ohne Ende her —
Füllet sie mit diesem Tranke:
Und ich trink' euch a l l e leer!

*

Sonst aber gab mein Vater, nicht nur auf Reisen, besonders auf mich acht. Denn ich war sein Jüngster und Letzter. Und er war Lehrer. Wenn auch nur Lehrer an Töchterinstituten, wo zwar vielleicht von dem Lehrer im Vortrag und Auftreten mindestens soviel verlangt wurde als von den Unterrichtenden in großen Knabenklassen, wo aber die Leistungen der Lernenden und die bitterbösen Noten in den Zeugnissen nicht die üble verbitternde Rolle spielten wie im Gymnasium.

„Non scholae set vitae!" stand sehr schön überm Eingang zu unserem alten Gymnasium in der Frankfurter Junghofstraße. Vom Geist dieses stolzen Spruches habe ich freilich damals und an dieser Stelle noch nicht allzuviel gemerkt. Und wenn mein Vater mich abends fragte: „Was hast du gelernt für morgen?" und mittags fragte: „Hat der Wolfgang weniger Fehler als du im Exerzitium?" und morgens beim Kaffeetrinken fragte: „Weißt du auch noch die Vokabeln für die Xenophon-Stunde?" — ja da kam mir's doch recht häufig so vor, als ob die Lernerei mehr für die Schule als für das Leben wäre.

So geschah es, daß ich, ehe das Latein und Griechisch anfing, meinem Vater und seiner Art näher und offener gegenüberstand. In jenen Jahren ging er noch oft mit mir des Sonntags um die Anlagen, die kaum eine andere Stadt so schön aufzuweisen hat wie Frankfurt. Dann zeigte er mir bemerkenswerte Gebäude, interessante Denkmäler und bekannte Menschen. Und ich lernte so im Plaudern und Fragen spielend ein gut Stück Geschichte der Heimatstadt und des Vaterlandes. Beim Gutenbergdenkmal auf dem geräumigen Roßmarkt erzählte er mir von der Erfindung der Buchdruckerkunst

und von der ersten Lutherbibel, die aus der Offizin Hans Luffts in Wittenberg stammte und die Evangelien erst zum richtigen Volksbuch machten. Und dann ging er mit mir in die Buchgasse und wies mir das Haus „Zum Strauß", an dem zum Überfluß auch noch ein großer Vogel Strauß angemalt war; das Haus, in dem der Doktor Luther wohnte, als er, mutig und gottesfürchtig, zum Reichstag gen Worms reiste. Ein andermal machte er halt mit mir vor dem Eschenheimer Turm, in dessen Wetterfahne, für meine damals noch guten Augen deutlich erkennbar, der Wildschütz zum Zeichen seiner Treffsicherheit in neun Schüssen eine Neun geschossen. Pilgerte mit mir zum „Saalhof", wo das alte Palladium gestanden hatte, in dem die Karolinger Könige Hof hielten und die Großen ihres Reiches und die fremden Gesandten empfingen. Von dem aber, was damals in der Paulskirche, die mir eigentlich immer recht kahl und langweilig vorkam und zu dicht bedrängt von den umstehenden Häusern, geredet und angestrebt wurde, habe ich als Junge nicht eben viel verstanden. Habe nur begriffen, daß der preußische Abgeordnete Fürst Lichnowsky und der General von Auerswald von dem aufgehetzten viehischen Pöbel bei einem Ausritt totgeschlagen wurden. Das Grab Lichnowskys befindet sich ganz in der Nähe unserer Familiengräber. Und hier auf dem Friedhof war meine Mutter besser zu Hause als der Vater und hat mir oft, wenn ich ihr die Kränze zu unseren Gräbern tragen durfte, das Denkmal des gemeuchelten Fürsten gezeigt. Der Lieblingsgang aber mit meinem Vater, wenn er von den Anlagen in die Stadt einbog, blieb der an Schwanthalers Goethedenkmal vorbei über den Großen Hirschgraben; und dabei kam immer etwas Neues

vom großen Landsmann an mein Ohr, ein Knabenstreich, ein Ausspruch, ein Vers, ein Erlebnis. Bei dem Grab der Frau Rat auf dem damals noch bestehenden, wenn auch nicht mehr zu Beerdigungen benutzten Peterskirchhof habe ich oft mit meinem Vater gestanden, und der hat mir von den halb wehmütigen, halb drolligen Briefen erzählt, wie sie die tapfere Frau Aja an ihren entflohenen „Hätschelhans" nach Weimar geschrieben, als der ein großer Mann geworden war, der Freund eines Herzogs und sein Minister.

Auch meine ersten Kenntnisse über Napoleon — vielleicht sogar mein ganzes, nie erloschenes Interesse für diesen genialen Gewaltmenschen — verdanke ich den Spaziergängen mit meinem Vater. Vor dem Friedberger Tor wies er mir das schöne, wahrhaft vornehme Haus der Bethmanns, die über das durch den Freiherrn vom Stein berühmte Nassau an der Lahn aus Holland als Flüchtlinge nach Frankfurt gekommen waren. Der größte und edelste des Geschlechtes, Simon Moritz Bethmann, von Kaiser Franz geadelt, mit Alexander von Humboldt befreundet, hat unendlich viel Gutes für Frankfurt getan. Aber er handelte — auch diese Wissenschaft verdanke ich meinem Vater, der diesen Charakterzug besonders rühmte — nach dem türkischen Sprichwort: „Willst du Gutes tun, so wirf es ins Meer; merken's die Fische nicht, so erfährt es Gott." Er liebte es nicht, als Wohltäter genannt und gefeiert zu werden, und half mit großen Summen in der Stille. Übrigens — das muß zur Ehre der Frankfurter gesagt werden — er blieb in dieser seiner eigensinnigen Bescheidenheit nicht der einzige; wenn auch die Summen, die er opferte, seinem Vermögen entsprechend von anderen Wohltätern seiner Art kaum

erreicht wurden. Als die Trümmer der bei Leipzig geschlagenen Armee, Napoleon an der Spitze, dem Rheine zudrängten und, nachdem sie die Bayern und Österreicher unter Wrede bei Hanau geworfen, auf Frankfurt marschierten, spukte die sehr berechtigte Angst in aller Bürger Köpfen, daß die mit Lebensmitteln, Waren und Schätzen angefüllte Stadt von den ergrimmten und hungernden Franzosen geplündert und in Brand gesteckt würde. Ein Offizier der Frankfurter Bürgerwehr geleitete Napoleon in Simon Moritz von Bethmanns schönes Haus vor dem Tor. Und hier gelang es dem klugen Bankier, den Kaiser zu bewegen, einen schon begonnenen und die Stadt mit den schlimmsten Gefahren bedrohenden Kampf der Geschütze zwischen den Franzosen und Bayern abzubrechen. In Geschichtsbüchern[1] fand ich später die Rettung Frankfurts auf den Obristleutnant Bernhard Obin, der dem Kaiser mit Vorbedacht die Lazarettbaracken auf der Pfingstweide wies, und auf die beweglichen Bitten des Bankiers Bethmann allein zurückgeführt. Mein Vater aber erzählte von Hunderten von Wagen, hochbepackt mit Schlüchterner Brot und fettem Landkäse, die der Herr von Bethmann den Franzosen entgegengeschickt und die auf die halbverhungerte und abgerissene Soldateska besser und sicherer wirken mußten als alle guten und beweglichen Worte, die der Wohltäter Frankfurts gewiß in seinem Landhaus vor dem Friedberger Tor an den geschlagenen Kaiser, der denn doch nicht mehr ganz Herr seiner Truppen war, gerichtet hat. Jedenfalls haben in meiner kindlichen Phantasie die viel hundert Wagen, hoch beladen mit Brot und

[1] Auch in Anton Hornes „Geschichte von Frankfurt am Main", Verlag Karl Jügel Nachf., 1882.

Käse, eine große Rolle in der Geschichte Napoleons gespielt. Und es ist kein nachträglich ausgedachter Spaß, wenn ich sage, von diesen Hunderten von Käsewagen ging mein ganzes Interesse für Napoleon und mein ganzes Verständnis für seinen Untergang aus. Als ich einmal viel später, mitten im Weltkrieg, aber noch zur Zeit, da Deutschland glaubte und hoffte, dem Enkel jenes Simon Moritz von Bethmann vorgestellt wurde, dem Kanzler, der alles so gut gemeint, vieles so zaghaft und einiges so unglücklich ausgesprochen hat, und als ich in die freundlich dargebotene, übermenschlich große Rechte dieses Riesen meine etwas schlankere Hand zur Begrüßung legte, rollten — das weiß ich noch ganz genau — die hundert Käsewagen, deren rettenden Zug auf der Landstraße mein Vater seinem Jungen so eindringlich geschildert, durch meine Phantasie. Und ich verbeugte mich als Frankfurter mit ehrlicher Hochachtung vor dem Manne, dessen Ahnherr, ein braver Landsmann, durch Wort und Wohltat einen Napoleon umgestimmt und besiegt hatte, und der nun selbst bald diplomatisch den damals noch fest erhofften Sieg unserer Waffen im Bismarckschen Geiste ausnützen sollte.

Aber auch von berühmten Menschen, die der Gegenwart noch näherstanden als der schon im Jahre 1826 verstorbene Simon Moritz von Bethmann, dessen Name in Frankfurt auch in einer Schule — der Bethmann-Schule — fortlebt, sprach der Vater gern mit mir. Anknüpfend an Leute, die wir auf unseren Gängen zufällig trafen. So, wenn die Hanna Luise von Rothschild, selbst kutschierend — ein Sport, den damals noch wenige Damen ausübten — in ihrem Ponywägelchen vorbeifuhr. Sie war dick und häßlich. Der schmale,

gut aussehende Kutscher, der stramm mit verschränkten Armen in heller Livree hinter der dunkel gekleideten Frau saß, ließ ihre Unförmigkeit doppelt auffallend erscheinen. Sie bediente sich einer Peitsche mit Elfenbeingriff, die zugleich ein blauer Sonnenschirm war; das heißt, an der solch seidenes Schirmchen in der Mitte ihres langen Stieles angebracht war. Ich habe solche Peitsche nie wieder gesehen. Das Fräulein von Rothschild lebte zurückgezogen und war eine der gütigsten, wohltätigsten Frauen. Ihrer Vaterstadt hat sie die ausgezeichnete Rothschild-Bibliothek gestiftet, die vielen Bücherfreunden die Stadtbibliothek und die Bücherei des „Bürgervereins" — der mein Vater lange Jahre im Ehrenamt vorstand — aufs angenehmste ergänzt hat. Wenn sie in sanftem Trab an uns vorüberfuhr, sprach mein Vater, der sich immer hatte plagen müssen und immer anständig haushielt, mit mir wohl auch mal vom Geld und von den großen Vermögen. Er betonte, wie es auch eine Kunst sei, mit Fleiß und Umsicht solch Vermögen zu erwerben und zu erhalten. Und er sagte mir einen Vers vor, den ich leicht behielt. Der sei von Rückert, erklärte er, in dessen schönem Garten in Neuseß bei Koburg meine Mutter, als Jugendfreundin seiner Tochter Marie, oft als Logiergast gespielt habe.

Auch der Reichtum ist eine Kraft,
So gut wie Weisheit und Stärke;
Kann werden nicht minder ehrenhaft,
Verwendet zum Menschheitswerke.

Und mein Vater sagte mir, wenn es mehr und recht viele solcher Reichen gäbe, wie diese etwas wunderliche Dame unter

Der Großvater Philipp Leonhard Presber
Bürgermeister von Rüdesheim a. Rh.
Nach einer Miniatur

dem blauen Schirmchen, die nach solchem Spruche handelte, ohne ihn vielleicht zu kennen, und wenn die nicht so Begüterten an die Wahrheit dieses Spruches glaubten, würde es viel weniger Unzufriedene auf der Erde geben.

Und als ich ihn dann wißbegierig — denn auch in der Nähe meines Elternhauses im Westen wohnten viel schwerreiche Leute, die mit Wagen und Pferden, mit Reisen und Gastmählern einen üppigen und von unseren Fenstern für den Knaben leicht kontrollierbaren Luxus trieben — fragte und ausforschte, wie man denn zu solchem Reichtum käme, da erzählte mir der Vater allerlei aus der Geschichte des Hauses Rothschild, was meinem kindlichen Verständnis angepaßt war. Erzählte mir von der Bedrückung der Juden, die vor vielen Jahrhunderten mit den siegreichen Römern über die Alpen in unsere Gegend gekommen seien und bald von Christen schlecht und verächtlich behandelt wurden. In Frankfurt sei man eine Zeitlang glimpflich mit den Fremdlingen aus dem Orient verfahren. Dann aber habe das Volk — oft gegen Willen und Beschluß von Schultheiß und Schöffen — jedes Übel und Unglück, das der Stadt widerfuhr, auf die Juden zurückgeführt und „gerächt". Schreckliche Judenschlachten hatten die schlecht oder gar nicht bewaffneten Leute aufgerieben, getötet oder in die Flucht getrieben. In der durch drei Jahrhunderte des Nachts wie ein Gefängnis geschlossenen Judengasse hatten sich bei karger Lebensweise und schlechter Ernährung der Ausgestoßenen große Vermögen in aller Heimlichkeit angesammelt. Denn wer von den Juden nicht Handel trieb, durfte gar nicht in die christliche Stadt. Wer aber durch gute Kleidung und Wohlleben auffiel, lief Gefahr, unter irgendeinem Vorwand zu

schweren Geldstrafen verurteilt zu werden. In der Judengasse — in meinen Kindertagen standen ihre hohen vielfenstrigen Häuser noch, und der Vater hat mir das schmale, unscheinbare Haus Nummer 148 oft gezeigt — war auch, und zwar so einhundertzwanzig Jahre vor mir, der Mayer Amschel Rothschild geboren, der erst in Fürth ein Rabbi werden sollte, dann aber doch zum Handelsstand und nach Frankfurt zurückkehrte. Sein kleines Bankgeschäft blühte auf, als der Landgraf Wilhelm IX. von Hessen ihn zu seinem „Hofjuden" machte; was soviel hieß, wie: ihm sein Geld zum Verwalten und Vermehren übergab. Und das war ein schwerer Batzen. Denn der tüchtige Landgraf Wilhelm war einer der Niederträchtigen, der gewissenlos seine Landeskinder für schrecklich viel Geld als Soldaten an die Engländer verkaufte. Ich erinnere mich noch gut, wie mein Vater, ausgehend von diesen historischen Tatsachen, plötzlich mitten drin war in der Schilderung von Schillers „Kabale und Liebe" und dabei — es war eben der Mädchenschullehrer, der das tat, und sein aufmerksamer Hörer war wohl kaum älter als acht oder neun Jahre — mir erklärte: der Herzog, den der junge Schiller in seinem Jugendstück schildert, habe eine englische Frau gehabt. Lady Milfort hieß sie. Die habe gar nichts gewußt von den schändlichen Händeln, die ihr Gemahl mit den braven Bauernsöhnen seines Landes trieb. Aber da habe ihr ein alter Kammerdiener die Augen geöffnet und erzählt, woher das Geld zu all den schönen Geschenken stamme, die sie zum Geburtstag und zu Weihnachten bekomme. Und wie die Trommeln wie zur Bärenhatz schlugen, Väter und Söhne weg von ihren Lieben zu treiben in Reih' und Glied, um für England zu kämpfen. Noch am Stadttor

drehten sie sich um und schrien: Gott mit euch, Weib und Kinder! Es lebe unser Landesvater! Am Jüngsten Gericht sind wir wieder da! ... „Kabale und Liebe", für die unreife Jugend bearbeitet, war das. Literarhistorisch läßt sich diese Inhaltsangabe freilich nicht halten, aber erzieherisch war sie gut gemeint ... Und dann war der Vater wieder bei dem Amschel Rothschild und erzählte, wie der brave und schlaue Mann das anvertraute Geld vor den Griffen der Franzosen gerettet habe, indem er es im Garten vergrub und sich schwerer Strafe aussetzte für den Fall, daß sie es fänden. Später habe ich dann erfahren, daß mein Vater in diesem Detail irrte. Nicht im Garten Rothschilds lag das viele gute Geld verscharrt — denn am Hause Nummer 148 in der Judengasse war gar kein Garten — sondern tief unten im Keller, in seinen Weinfässern hatte der pfiffige Bankier die Dukaten des Landgrafen versteckt. Und als schließlich Krieg und Bedrückung zu Ende waren, hat der Landgraf das Seinige wiederbekommen, und der Rothschild selbst ist auch ein reicher Mann gewesen. Und so schien es ganz in der Ordnung, wenn einer der Söhne des Mannes, der bei Beschaffung des Geldes für die Engländer zu ihrem Krieg gegen Napoleon so tapfer und umsichtig verfuhr, als englischer Lord gestorben ist. Die alte Mutter aber, der Franz Rößler hundert Jahre später in seinen „Fünf Frankfurtern" eine so schöne Rolle geschrieben hat, ist immer in der alten Judengasse wohnen geblieben; auch noch, als die Söhne längst große Herren waren in Rom, Paris, Wien und London. Sie war die kleinen, engen Stuben gewöhnt, die voller Erinnerungen waren an den klugen, längst toten alten Amschel; und ein Aberglaube warnte sie, das Glück würde von

ihren Söhnen weichen, wenn sie nicht die bescheidene alte Jüdin bliebe im alten Heim, das ihre kleinen Anfänge erlebt und ihren Aufstieg geschützt hatte.

Ein andermal zeigte der Vater mir ein gebückt daherkommendes altes Dämchen, grüßte sie höflich und sagte im Weitergehen: „Siehst du, Bub, dieses alte Fräulein, das wir eben gegrüßt haben, hat ein gar schweres, trauriges Schicksal gehabt. Sie ist die Tochter eines wackeren Mannes, der hier in Frankfurt mal Bürgermeister war. Dann hat sie den vom Schlag Gerührten lange gepflegt, und als er starb, ging sie zu ihrer Erholung eine Zeitlang nach Baden-Baden. Dort lernte sie ein berühmter Dichter kennen und lieben, der eigentlich gar kein Deutscher, sondern ein Adeliger aus Ungarn war. Niembsch Edler von Strehlenau hieß er; als Dichter aber, als deutscher Dichter nannte er sich einfach Nikolaus Lenau. Und wenn du größer bist, wirst du noch viel, viel Schönes von ihm lesen. Jahrelang sind die beiden verlobt gewesen. Denn sie waren beide nicht vermögend genug, um heiraten zu können. Da ist der arme Lenau sehr, sehr krank geworden an einer Krankheit des Gehirns, die sein Denken verwirrt hat. Und er hat sich weniger und immer weniger erinnert an das wirkliche Leben, hat keine Verse mehr machen können, nur noch wunderschön die Geige hat er gespielt —" — „Wie unsere Tante Lina in dem weißen Häuschen hinter dem großen Garten so schön Klavierspielen kann, nicht wahr?" — „Ja, genau so, mein Junge. Dann hat er bald niemanden mehr erkannt, genau wie deine arme Tante niemanden mehr erkennt. Und ist schließlich gestorben. Das war jetzt vor mehr als fünfundzwanzig Jahren, als ich noch ein Student in Tübingen war und

gar noch nichts gewußt hab' von deiner lieben Mutter und von dir, aber schon viel Gedichte von diesem toten Dichter auswendig konnte. Und das alte Fräulein, das vorhin vorbeiging, hat nicht mehr geheiratet. Hat ganz still für sich und seine Erinnerung gelebt. Und wenn sie jetzt so mit gebücktem Rücken in ihrem einfachen Kleid durch die Straßen hier geht, wissen nur noch ganz wenige, wie schöne, schöne Lieder einmal ein großer Dichter auf sie gesungen hat, da sie noch jung und liebreizend war. Marie Berends heißt sie. Merke dir's, Junge. Und den Dichter merke dir auch, bis du später seine Gedichte liest vom ‚Postillion' und den ‚drei Zigeunern'... Er war der Letzte seines adligen Stammes. Und wenn der Letzte eines adligen Stammes stirbt, so wird, das ist eine Sitte und ein Gleichnis von alters her, das Wappenschild des Geschlechtes über dem offenen Grab zerbrochen. Und als der Dichter Lenau gestorben war, da hat sein Schwager, Schurz hieß er, der den Toten sehr geliebt hatte, an seinem Grab nur gesagt: Mögen sie kommen, dein Wappen brechen und rufen: ‚Heute Niembsch Edler von Strehlenau — und nimmermehr!' Ich aber rufe: ‚Heute Nikolaus Lenau — und immerdar!' — Und das ist wahr geworden. Denn Nikolaus Lenau wird noch lange nicht vergessen sein." —

In solcher Weise — ich glaube, ich habe die Art, mit mir zu sprechen, genau wiedergegeben — hat mein Vater seinen kleinen Sohn auf den Spaziergängen zu fesseln und zu belehren gewußt; immer anknüpfend an das lebendige Bild, an Straßen, Gebäude, Menschen und Begegnungen. Wenn ich später in Lenaus Gedichten las, wenn ich die Verse fand:

Mich ließ die Gunst des Augenblickes,
Ein flüchtig Lächeln des Geschickes,
Wie bis ins Herz du schön, erkennen;
Leb wohl! Ich muß von dir mich trennen!

ging immer wieder das alte Fräulein, unscheinbar und gebückt, an meinen geistigen Augen vorüber. Und ich sah meinen Vater zu tiefem Gruß vor der ehemaligen Braut des großen Dichters den Hut ziehen.

*

Aber auch für viele Originale meiner Vaterstadt hat er mir die jungen Augen geöffnet. Frankfurt war damals reich an gar seltsamen Käuzen, und ihre Frankfurter Mitbürger hatten Sinn, Zeit und Geduld für ihre Schrullen. Mein Vater hatte die Angewohnheit, wenn eine solch wunderliche Erscheinung uns entgegenkam, mir unauffällig die Hand auf die Schulter zu legen und mich ein wenig zu kneifen, damit ich, ohne zu reden oder zu fragen, achtgebe. Wenn wir dann außer Hörweite waren, lehrte er mich all den heimlichen Humor dieser kuriosen Gestalten verstehen. Aber das Lächeln, das seine Worte begleitete, war stets so gütig wie die Belehrung selbst. Nichts von Hohn war in dem, was er sagte; und er duldete nie, daß ich die mir einmal Gezeigten, wenn ich sie wiedersah und erkannte, anlächelte oder eine beleidigende Vergnügtheit merken ließ. „Man muß im stillen ein bißchen lachen lernen, im Herzen! Das verletzt die anderen nicht und wärmt so schön," sagte er.

So hat er mir den „Kannix" gezeigt und den „Davidsburg". Zwei Gestalten höchst ulkiger, in ihrer Abgerissenheit

grotesker Juden, die, den zerbeulten Zylinder auf dem Kopf, immer viele Schachteln und Schächtelchen unterm Arm, ihren Geschäften, die schon mehr Bettelei waren, mit großer Betriebsamkeit nachgingen. Der eine Schnorrer war verschmitzter, ließ die Buben hinter sich her hänseln und zog Nutzen aus seinem zerrissenen Aussehen. Der andere war ein ungefährlicher Narr, der sich einbildete, er hätte sich einmal beinah mit dem Fräulein von Rothschild verloben können, und der diese Erinnerung mit großem Ernst und lebhaften Gesten gern zum besten gab, während ihm die rostige Stahlbrille langsam die große Nase hinunterrutschte. Beide waren Erscheinungen, wie ich sie in den viel zu langen abgetretenen Hosen, der fleckigen, fast knopflosen Weste mit der schmierigen Wäsche und den zerbeulten Zylindern auf dem Kopf später nur noch ähnlich im Ghetto von Amsterdam und in den Sträßchen hinter dem alten Judenfriedhof von Prag gesehen habe.

Dann waren auch zwei „Lords" im Frankfurt meiner Kinderzeit zu sehen. Der eine, ein reich gewordener Schreiner, hieß im Volksmund „Lord Hobelspan". Der andere, ein reich gewordener Gärtner, hieß „Lord Blumenkohl". Der Lord Hobelspan war glattrasiert, mumienhaft alt und verbogen wie ein einbalsamierter Pharao und galoppierte täglich auf einer lammfrommen braunen Stute, im Sattel schaukelnd wie ein Automat, um die Promenaden. Der andere, Lord Blumenkohl, hatte den Engländern in Homburg, vor allem dem Prinz of Wales, der damals jeden Sommer dort spielte, flirtete und Schulden machte, und der britischen Aristokratie, die ihrem Edward ins Modebad folgte, die Kleidung abgesehen, die er, das Vorbild unglaublich geschmacklos übertreibend,

eifrig kopierte. Was aber die sehnigen englischen Sportfiguren kleidete, das sah auf dem feisten Riesenleib des Sachsenhäuser Gärtners grotesk aus. Dazu trug er einen fußsackartigen Vollbart, den Schnurrbart täglich gebrannt und seitlich gewichst, die Löckchen des geölten Haupthaares kunstvoll gelegt. Auf dem Kopf ein grauer Zylinder, weiße Handschuhe und blütenweiße Gamaschen an den überlebensgroßen Füßen vervollständigten das urkomische Bild dieser Eleganz, die täglich um die Mittagszeit in majestätischem Schritt über die Promenaden wandelte und die fast jeden Abend auf dem Eckplatz links im Parkett des Schauspielhauses sich wie zum Denkmal aufbaute. In den Pausen des Stückes aber stand der Lord Blumenkohl auf, wandte sich, was damals von den Berliner Premièren noch nicht übernommen war, dem Publikum zu und weit den kleinen Finger spreizend, wie das bei allen Emporkömmlingen als besonders vornehm gilt, schraubte er an seinem riesigen Opernglas herum, um mit stolzer Seelenruhe die vielen hübschen Frauen und Mädchen in den Logen zu betrachten, die er durch sein Interesse auszuzeichnen glaubte. Als diesem harmlosen Narren, der durch glücklichen Verkauf seiner ererbten Gärtnereien ein reicher Mann geworden war und seinen Reichtum in Kleidern, Gamaschen und Brillanten anlegte, eines Tages auffiel, daß ein etwas karikiertes Bild von ihm auf Tellern und Tassen in den Frankfurter Porzellanläden zu kaufen war, begab er sich persönlich, besonders glanzvoll und englisch gekleidet, ins Polizeipräsidium. Dort wurde er beim Polizeipräsidenten von Hergenhahn vorstellig und beschwerte sich, daß man unfreundlicherweise seine Zerrbilder auf Tassen und Teller gebrannt habe. Er wünsche diese Verunglimpfung seiner Person

polizeilich beseitigt und die Verkäufer bestraft. Der kluge Polizeipräsident wußte den Erregten rasch zu beruhigen. Er sagte ihm nämlich: „Aber mein lieber Herr Hänsel," das war der bürgerliche Name des Lord Blumenkohl, „ist Ihnen denn wirklich noch nicht aufgefallen, daß alle Menschen von wirklicher Bedeutung sich so was gefallen lassen müssen? Sehen Sie nur, hier liegt gerade der ‚Kladderadatsch' — und Bismarck ist doch wohl auch in Ihren Augen ein großer Mann — aber, bitte, überzeugen Sie sich, wie ihn hier das Blatt wieder abgebildet hat! In plumpen Kürassierstiefeln, mit drei gespreizten Haaren auf dem übertrieben kahlen Schädel. Aber meinen Sie etwa, Fürst Bismarck zürnt oder beschwert sich? Ganz im Gegenteil! Der große Kanzler freut sich, ich sage Ihnen, er f r e u t sich ..." Da nahm der Lord Blumenkohl aufstehend, mit einer großartigen Bewegung, seinen grauen Zylinder, verbeugte sich vor dem Polizeipräsidenten mit hohem Anstand und äußerte: „Ich danke Ihnen, Herr Präsident. Ich bin zufrieden. Von d i e s e r Seite hatte ich die Sache noch nicht beleuchtet." Und er verließ mit geschmeicheltem Lächeln das Präsidium.

... Auch auf kleine Spritztouren des Sonntags oder an Feiertagen nahm mich der Vater in jenen Jahren, da er noch körperlich nicht so schwer und noch gut zu Fuß war, manchmal mit. In die an Sagen und Burgen reiche Bergstraße, die sich von Darmstadt zum schönen Heidelberg zieht, oder in den herrlichen Taunus, von dem er behauptete, Alexander von Humboldt, der große Weltreisende habe irgendwo (ich habe die Stelle allerdings niemals gefunden) die Linien dieses Gebirges, von Frankfurt aus gesehen, den schönsten Blicken der Erde zu-

gezählt. Auch im Wandern berichtete er mir dann von großen Menschen und ihren seltsamen Schicksalen und freute sich meines aufmerksamen Zuhörens und guten Gedächtnisses. Dieses gute Gedächtnis aber hatte seine besondere Vorliebe. Verse behielt ich als kleiner Mensch rasch und spielend. Mit dem „Struwwelpeter" — die Enkel Hoffmanns, für die das weltberühmte Buch ohne jede Prätension geschrieben, sind noch mit mir in die Schule gegangen — und mit den bösen Streichen von „Max und Moritz" fing es lustig an. Aber mit acht Jahren konnte ich auch schon den „Erlkönig" und den „Taucher" auswendig und wenig später die Monologe der „Jungfrau von Orleans" und eine ganze Menge italienischer Terzinen aus der Danteschen „Hölle".

Und das kam so: meine Schwester Johanna, zehn Jahre älter als ich, lernte damals mit Feuereifer Italienisch und berauschte sich, begeistert von ihren eigenen Kenntnissen und dem Wohlklang der Sprache, an den Danteschen Versen, die sie gern laut vor sich hin sprach, während ich in einer Ecke saß, zuhörte und spielte. Eines Tages, als sie stockte, half ich zu ihrer Verblüffung aus. Ohne ein Wort von meiner Deklamation zu verstehen, ohne den Sinn der schrecklichen Qualen des Inferno zu ahnen, hatte ich mir, beim Spielen lauschend und leise mitsprechend, nach dem Klang und Rhythmus die Verse gemerkt, die mir durch die Häufung der schönen Vokale auffielen.

Dieses mein ausgezeichnetes Gedächtnis, das leider bei allen Zahlen und oft auch bei Namen damals und immer versagt hat, machte meinem Vater viel Spaß. Und so lehrte er mich spielend, eigentlich ohne daß ich das Gefühl hatte, belehrt zu

werden, Gedichte von Goethe, Chamisso, Rückert und Platen. Heute noch weiß ich viele davon auswendig und erinnere mich bei manchem, das mir besonders gefiel, sogar ganz gut des Ortes, an dem ich es zum ersten Male hörte und oft schon beim dritten Male mitsprach. So kann ich niemals auf dem schönen Vierwaldstädter See an dem lieblichen Städtchen Gersau vorüberfahren, ohne mich des fernen sonnigen Julitages zu erinnern, an dem ich mit meinem Vater das herrliche Stückchen der Axenstraße an den Felswänden entlang pilgerte nach dem Kapellchen, das „Kindlimord" heißt. Ein armer Geiger soll dort, im Boot an den Felsen entlang fahrend, in der Verzweiflung sein hungerndes Kind zerschmettert haben. Auf dem Rückweg von diesem Kapellchen, in dem er mir die primitiven Bilder und die armseligen Weihgeschenke gezeigt und erklärt hatte, sprach mir mein Vater mit seiner schönen dunklen Stimme die „beiden Grenadiere" von Heine vor, die mich begeisterten. Heute, da ich besser hinter die psychologischen Zusammenhänge schauen mag, denke ich wohl, es war der Anklang der grausamen unväterlichen Gesinnung in der Schweizer Legende, der das Kapellchen diente, und in der Heineschen Ballade, was ihn gerade auf dies Gedicht an dieser Stelle kommen ließ: „Was schert mich Weib, was schert mich Kind, — ich trage weit beff'res Verlangen! — Laß sie betteln gehn, wenn sie hungrig sind — mein Kaiser, mein Kaiser gefangen!" Aber der Eindruck der Verse auf das Gemüt des empfänglichen Jungen, der eben aus dem für seine Phantasie noch blutbefleckten Kapellchen kam, war so stark und groß, daß ich, so oft ich auch allein oder in fröhlicher Gesellschaft auf dem Dampfer an dieser herrlichen Wegstrecke der Axenstraße vorbeiglitt,

immer wieder mit der schönen dunklen Stimme meines Vaters die Verse hörte, die gewiß keinem anderen gerade an dieser Stelle einfallen: „Nach Frankreich zogen zwei Grenadier — die waren in Rußland gefangen ..."

Übrigens hat mein Vater auch hier in Gersau und dann in Brunnen mit seinem acht- oder neunjährigen Jungen den „Tell" gelesen; hat mir Stauffachers Haus und die hohle Gasse gezeigt und auf der sanft ansteigenden blumigen Wiese des „Rütli" den Geist des wackeren Pfarrers Rösselmann beschworen. Hat mich dann im Nachen herumgerudert um den zu einem Obelisken behauenen Felsen, in den die Schweizer in Dankbarkeit Schillers unsterblichen Namen gemeißelt; und hat mir erzählt, wie der große Dichter nie selbst in der Schweiz gewesen und alles das nur mit seines Geistes Augen geschaut habe. Auch wie er aus der Geschichte eines gewissen Johannes Müller viel Brauchbares für sein Stück entnommen, und wie er dann, weil er das Bedürfnis hatte, als ehrlicher Poet, diesem seinem heimlichen Lehrer zu danken, im letzten Akt seines Schweizer Dramas den Stauffacher die Kunde bringen läßt: „Es ist gewiß. Bei Bruck fiel König Albrecht — durch Mörders Hand ..." und hinzufügt: „Ein glaubenswerter Mann, Johannes Müller, bracht' es von Schaffhausen."

Das war eine hübsche Art, Literaturgeschichte zu lernen.

Die gewöhnliche Art ist sie nicht! Ich traf ein Menschenalter später eine einst recht berühmte Schauspielerin, jetzt in gesicherter Ehe glücklich gelandet, mit viel echtem Schmuck und zwei Kindern. Der Bub so alt wie ich damals, als ich zuerst auf das Rütli mit dem Vater stieg, das aufgeweckte hübsche Mädel etwas älter. Die Mutter hatte wohl selbst

früher die Stauffacherin im „Tell“ oft gespielt. Jetzt spielte sie bloß Bridge. Wochenlang auf dem Axenstein. Die Kinder auch, der Junge sehr gerissen. Der Rütli lag überm See gegenüber direkt vor unseren Augen. Vom Tell wußten leider beide Kinder nichts ... Da habe ich dankbar meines Vaters gedacht; freilich Bridgespielen konnte ich nicht.

*

Mit der zunehmenden Weisheit in Griechisch und Latein — oder doch in den gesteigerten Anforderungen in diesen Gymnasialfächern — kühlte das schöne warme Verhältnis zu meinem Vater ab. Ich saß nicht mehr unter den Ersten in der Klasse, und er nährte als Vater den Ehrgeiz des Lehrers. Mein Unglück wollte es, daß Schülerinnen aus seiner Frühzeit bereits Söhne hatten, die mit mir in die Klasse gingen und die vielleicht nicht so gern wie ich Märchen und Geschichten lasen und sich nicht in der Laube im Garten die Fortsetzungen und das Ende ausdachten, dafür aber bessere Schüler waren. Das schmerzte seinen väterlichen Stolz.

Die gute Mutter hatte allmählich viel zu glätten zwischen Vater und Sohn. Sie tat es ängstlich, aber doch tapfer mit der großen Liebe für beide und muß doch manchmal beide — den Gatten und den Sohn — nicht recht begriffen haben. Denn ihre Natur war leicht und sorglos; und es ging ihr wohl nicht recht ein, daß ein so gütiger Mann so streng mit seinem Jungen, den er so herzlich lieb hatte, zu sein vermochte. Und auch d a s mochte sie nicht recht fassen und billigen, daß dieser so fröhliche Bub, der auch nicht dumm war, so viel unnützes Zeug in sein gequältes Kinderköpfchen stopfen sollte; „Wissen“, das

er doch später gar nicht mehr brauchte und das der gescheite und kenntnisreiche Vater selbst — wenn er ihn abends überhörte — oft heimlich erst in Eselbrücken nachschaute.

Und so will ich von meiner Mutter reden. Dankbar und mit all der Liebe, die sie verdient hat. Sie hieß Luise und war eine geborene Berck. Ihr Vater war ein Weinhändler gewesen, was sich mit der Abstammung des Gatten vom Rüdesheimer Bürgermeister gut vertrug. Das Stammhaus stand auf der Zeil Nr. 17, dem alten Haus der Mumms und dem späteren Haus der Rothschilds, als die Judengasse sie losgelassen hatte, schräg gegenüber. Von dem weltberühmten Reichtum dieser anderen Straßenseite hat nicht allzuviel abgefärbt. Immerhin, der Großvater war bei Sarassin in die Lehre gegangen, hatte zum Abschied von dem dankbaren Chef eine goldene Dose, gefüllt mit Dukaten bekommen. Die Dukaten hat der strebsame und fleißige Mann, ein eigenes Geschäft gründend, gut angelegt. Die Dose aber ist viel, viel später auf mich gekommen und in der bitterbösen Zeit — „Gold gab ich für Eisen" — den gutgemeinten, unnützen Weg aller goldenen Dosen aus anständigen deutschen Häusern gegangen.

Der Großvater hat sich dann sein Eheweib aus Rothenburg ob der Tauber geholt. Dorothea Mangold hieß die kleine schmucke Frau. Hübsche Bilder aus der Zeit ihrer jungen Ehe erzählen, daß das rundliche Weibchen ein gar liebes Gesichtchen hatte mit Wangengrübchen und einem schwarzen Dutt, nach Mode der Zeit den Scheitel überragend. Im Zeiler Haus lag unten des Großvaters Ludwig Bercks nicht eben von der Kundschaft bestürmtes, aber gutgehendes Geschäft. Oben — man stieg empor auf einer Treppe, ich bin sie als kleiner Junge

noch oft gestiegen, die der Treppe im Goethehaus am Hirschgraben sehr ähnlich war und sicherlich aus derselben Zeit stammte — oben waren die biedermeierisch gemütlich eingerichteten Familienzimmer. Das Haus ist übrigens später, als es noch meiner Tante gehörte, aber niemand von der Familie mehr darin wohnte, umgebaut worden. Kein Geringerer als der Baumeister des Deutschen Reichstages, Wallot (mit seiner hübschen blonden Tochter hab' ich Tanzstunde gehabt), hat sich daran versucht. Der Meister wollte in der mittlerweile vom guten Bürgertum fast ganz verlassenen und zur großen Geschäftsstraße gewordenen Zeil offenbar zeigen, was er konnte. Er bedachte, Läden und Lagerräume an Stelle der behaglichen Biedermeierstuben schaffend, die schwer steinerne Fassade reichlichst mit Figuren und Arabesken und anderen Verzierungen, so daß man aus dem Fenster des obersten Geschosses die Straße überhaupt nicht sehen konnte, ohne den Hals zu brechen. Keiner ahnt mehr, wie viele brave Gemütlichkeit und schlichte bürgerliche Solidität in diesem protzigen Prunkbau aufgegangen ist. Ein Ölbildchen in meinem Eßzimmer aber hat das alte Zeiler Haus in seiner behaglichen Wohlanständigkeit festgehalten, und mein früh verstorbener Onkel reitet gerade auf seinem von meiner Jugend vielbeneideten Rappen vorbei ...

Das Ehepaar Berck hatte vier Töchter, Christine, Lina, Anna und Luise. Die Jüngste wurde meine Mutter. Die Jugend der vier Mädels, die rasch aufeinander folgten, sich herzlich liebten, sich ähnlich sahen und immer gleich gekleidet gingen, muß reizend, voll Scherz und Frohsinn gewesen sein. Sie waren wie jüngere Schwestern der stets gutgelaunten Mutter, die noch gut aussah, und vergötterten den Vater, der

als höchste Auszeichnung jeden Sonntag einem anderen Töchterchen die würdige Aufgabe verlieh, daß sie ihm die weiße Sonntagskrawatte zu einem „Tülpchen" binden durfte. Im Haus ging es nicht ärmlich zu. Die Mädels hatten eine Französin, mit der sie munter parlierten. Die Mutter hielt sich aus Liebhaberei eine große Seidenraupenzucht, für die weit draußen vor der Stadt in einem großen gepflegten Garten — heute stehen fünf Etagenhäuser auf dem Terrain — die Maulbeerbäumchen gezogen wurden. Ich habe in meiner Kindheit noch zwei Seidenkleider meiner Mutter gekannt, die aus „eigener" Seide gemacht waren. Und auch von meinem ersten Regenschirm ging die Sage, daß seine Seide noch von den Raupen der Großmutter stammte. In diesem Garten, der auch ein Sommerhäuschen in der Mitte enthielt, in dem man in heißer Zeit einmal über Nacht bleiben konnte, hatte jede der Schwestern ein eigenes Stückchen Land, das sie ganz für sich bedienen und nach eigenem Geschmack bepflanzen durfte. Von diesem Landstückchen und den gärtnerischen Künsten, die sie darauf mit Eifer übte, kam gewiß meiner Mutter große Vorliebe für Blumen und Pflanzen her, die sie bis ins hohe Alter ihr in drei Etagen geteiltes Blumenfenster, das ein ganzes Zimmer dunkel machte, in zärtlicher Liebe selbst pflegen und betreuen ließ.

Meine eigenen Kindheitserinnerungen an das Zeiler Haus fallen in eine Zeit, da die Großeltern schon längst tot waren. Mutters älteste Schwester, Christine — von uns Kindern, die sie mit Begeisterung liebten, wurde sie Tante Tinchen genannt —, hatte einen Pastorsohn aus dem Koburgischen geheiratet. Der hatte nach dem Tode des Schwiegervaters Haus

Die Familie Berck nach einer Miniatur

Ludwig Berck der Großvater, Dorothea Berck die Großmutter und ihre vier Töchter: Christine, Lina, Anna und Louise die jüngste im Arm der Dorothea Berck, die Mutter des Verfassers)

und Geschäft auf der Zeil übernommen und die drei jüngeren Schwestern nach Übereinkunft ausgezahlt. Erst später, viel später, hat sich herausgestellt, daß dieses Zeiler Haus — nach dem Umbau zum hohe Mieten bringenden Geschäftshaus — ein sehr wertvolles Objekt war; und meine Mutter hat sich, ohne daß daraus irgendein Zank oder Zerwürfnis entsprang, ein ganzes Leben lang benachteiligt gefühlt. Weniger vielleicht durch den zur Zeit des Umbaues bereits gestorbenen Mann ihrer Schwester, als durch die kurzsichtige Bereitwilligkeit ihres Vormundes, der, ein alter siebzigjähriger Herr, für die damals Unmündige, die persönlich von Geldsachen nie etwas verstand, die bescheidene Abfindungssumme guthieß. Aber wenn sie diesem, in der Erinnerung noch verehrten Freunde ihrer Eltern einmal grollte, so geschah das immer nur aus dem einzigen Gesichtspunkt, daß mein Vater, viel von Nervenkopfweh geplagt, sich weniger hätte mit Stundengeben anzustrengen brauchen, mehr seinen eigenen Arbeiten hätte leben können, wenn seine Frau ein größeres Vermögen in die sonst so glückliche Ehe mitgebracht hätte.

Auf die sonnige Jugend meiner Mutter fiel der erste schwere Schatten durch den plötzlichen Tod ihres Vaters. Dieses Ableben geschah unter seltsamen Umständen und hat die schöne Harmonie dieses Familienlebens in traurigster Weise gestört. Der Großvater liebte, das sagte ich schon, seine vier munteren, künstlerisch begabten Töchter mit herzlicher Liebe und zog keine vor. Aber mit der zweiten, Lina, gab er sich neckend, disputierend besonders gern ab. Sie hatte einen regen Geist, ein wundervolles Gedächtnis, war allem Künstlerischen zugeneigt und ganz besonders musikalisch. Während meine Mutter hübsch

sang mit einer hellen Sopranstimme, aber am Klavier über das Übliche nicht hinauskam; während ihre Schwester Anna wohl schön spielte, aber, mit einer fast krankhaften Schüchternheit behaftet, eigentlich sich nur ans Klavier setzte, wenn sie allein war, konnte Lina stundenlang auswendig spielen. Bach, Beethoven, Mozart. Sie war bereit, über jedes Thema, das man ihr zurief, sofort zu phantasieren; und angesehene Musiker haben ihr großes Talent anerkannt und bedauert, daß sie sich nicht für den Konzertsaal ausbildete. Daneben las sie Byron und Shakespeare Englisch, sprach Französisch wie Deutsch, Italienisch nicht schlecht und hatte eine schöne Begabung zum Zeichnen. Kein Wunder, daß der Vater stolz auf ein so begabtes, auch körperlich gut gediehenes, aus großen hellen Augen in die Welt schauendes Kind war. Und das Mädel, sieben Jahre älter als meine Mutter und schon im heiratsfähigen Alter, wollte von der Ehe nichts wissen, weil sie doch keinen so famosen Mann wie ihren Vater bekommen könnte. Da, einmal, ein einziges, ein erstes Mal, an einem Frühlingstag eines Sonntags, wurden die beiden, Vater und Tochter, uneins; zankten sich zum erstenmal, und mit einem tadelnden Wort ging der alte Herr ohne Abschiedsgruß, gefolgt von meiner Mutter kleinem Zwergpintscher, der Ali hieß, um einen bei einer befreundeten Familie angesagten Besuch zu machen. Auf der Treppe, die zur Wohnung der Freunde führte, traf ihn der Schlag. Er wurde tot aufgefunden auf den Stufen. Der kleine Pintscher leckte dem bereits Erkalteten winselnd den Schaum vom Mund.

Von dem Augenblick, da sie den Toten ins Haus brachten, war der Geist seiner Tochter Lina verstört. Ihr Jammern und

Wehklagen erfüllte das Haus. Sie war nicht von der Leiche hinwegzubringen, und vergebens war es, daß man der Zusammengebrochenen tröstend vorhielt, was doch die Wahrheit war: daß der alte Herr, wenn er den, allerdings noch nie erlebten Zwist so schwer, so schrecklich empfunden hätte, nicht so ruhig seinen Seidenhut gebürstet, seinen Überrock angezogen hätte und, einen Besuch zu machen, aufgebrochen wäre. Aber was Mutter, Schwestern, der Arzt und Pfarrer auch sagten, es half nichts; es ließ die Selbstvorwürfe der Gequälten nicht verstummen, linderte nicht den gräßlichen Schmerz der Schuld am Tode des liebsten Menschen.

Am späten Nachmittag des Begräbnistages verließ das Mädchen plötzlich das Haus, ohne irgend jemandem etwas zu sagen. Man suchte sie in der Nachbarschaft, bei Freunden, wo immer man die Trostlose vermuten konnte. Vergebens. Schließlich kam ein Freund der Familie auf den Gedanken, hinaus auf den Friedhof zu fahren. Der war schon geschlossen; er ließ ihn sich durch den Gärtner öffnen und fand das Mädchen in den gehäuften Blumen des frischen Grabes liegen, seinem wilden Schmerz sich überlassend. Heimgebracht kam die Erschöpfte langsam zu sich. Aber sie hat nicht mehr gelächelt, nie mehr gelacht. Ihre Reden waren verwirrt. Ihr Geist blieb umnachtet. Was anfangs Melancholie war, steigerte sich zu periodisch wiederkehrenden Anfällen, in denen die körperlich Kräftige nicht ungefährlich war. Sie glaubte an keines Verwandten Tot. Die Gestorbenen wurden ihr nur verborgen, um sie zu quälen. Eben noch scheinbar vernünftig redend, ging sie plötzlich in die phantastischsten Deklamationen von Gedichten über, deutschen, englischen, französischen, italienischen Poesien,

die ihr intakt gebliebenes Gedächtnis in fabelhafter Fülle behalten. Dann betrachtete sie wieder tagelang schweigend mit starren Augen Bilder; immer nur Bilder, Photographien und Stiche von Madonnen und Märtyrern mit Vorliebe, ordnete sie zu kleinen Sammlungen, bündelte und verwahrte sie wie heilige Schätze, um dann wieder die schönen und seltenen Blätter, die man ihr, froh ihres Interesses, gekauft und gebracht, wie unbeträchtliches Zeug ins Zimmer zu streuen oder zerrissen in den Papierkorb zu werfen.

Fünfzig Jahre wohl hat die Ärmste so vegetiert, hat zwei ihrer Schwestern und alle Freunde ihrer Jugend überlebt. Ich, der ich zur Zeit ihrer Verwirrung noch lang nicht geboren war, bin noch ihr Vormund gewesen und habe zuletzt die traurige Pflicht erfüllt, in einer Anstalt am Rhein, wo sie die letzten Jahre ohne irgendeine Erinnerung an frühere Zeiten untergebracht war, ihren Tod zu konstatieren. Ich habe viele Tote gesehen in meinem Leben und immer in ihrem Antlitz den Frieden gefunden, den mancher ein Leben lang vergebens gesucht. Im Antlitz dieser Toten war kein Frieden und keine Ruhe. Fremdheit, Ablehnung, Verleugnung lag in diesen zu Stein erstarrten Zügen. Keine leise Spur der Anmut war mehr darin, die einmal die ihre Jugend Umgebenden entzückt und gewonnen hatte.

Aber das rührendste Beispiel der Schwesternliebe hätte dieses arme verwirrte Leben empfinden müssen, wenn nicht alle Fäden mit dem, was einmal Glaube, Erkenntnis, Moral, Kultur hieß, zerrissen gewesen wären. Die dritte Schwester, Anna — vor Jugendbildern von ihr, die ich besitze, stehen manchmal noch Besucher still: „Was für ein liebes Gesicht-

chen!" —, hat der Umnachteten ihr ganzes reiches, stilles Leben geopfert. Sie erlaubte nicht, daß die Schwester in einer Anstalt in fremde, vielleicht in harte, liebloſe Hände kam. Sie ſelbſt pflegte mit rührender Geduld und ohne jede Klage die unruhige, oft kaum erträgliche Kranke ſelbſt. Mit Hilfe einer Bedienerin, die für den ſeltſamen Fall nicht immer leicht zu finden war.

Erſt wohnten die beiden Schweſtern zuſammen in unſerem Haus in der Klüberſtraße in der Etage unter uns. Damals wurde auch noch in der Familie und Freundſchaft die mitleidige Fiktion aufrechterhalten, daß es ſich nur um eine ſchwere Nervoſität, um eine doch vielleicht noch zu heilende Melancholie bei der Kranken handle. Als ſie aber dann einmal in einem ihrer unberechenbaren Anfälle, eben noch ſchweigend mit dem Anfertigen von Wachsblumen beſchäftigt — eine harmloſe Tätigkeit, zu der man ſie mit Mühe gebracht hatte —, plötzlich laut aufſchreiend ein Meſſer nach meiner ſingend eintretenden Schweſter warf, kam die Familie überein, daß es ſo nicht weitergehe. Und da meine Tante Anna die Frage einer Anſtalt für gar nicht diskutabel erklärte, ſah ſie ſich nach einem ſtillen Domizil um, fern der Welt. Dieſes fand ſie am Ausgang des beſcheidenen heſſiſchen Dorfes Sprendlingen, in einem langgeſtreckten Häuschen, das genügend Raum bot und damals noch ziemlich einſam mitten in einem großen verwilderten Garten lag.

Die Krankheit dieſer Tante und ſie ſelbſt ſind für mich das große Geheimnis meiner Kindheit geweſen. Vor meinen kindlichen Ohren wurde ſelten von der Verborgenen geſprochen. Und *wenn* von ihr die Rede war, ſo geſchah es nur in ge-

dämpften Andeutungen. Andeutungen, die manchmal plötzlich in aufgeregtes Französisch übergingen. Aber ich wußte, in dem flachen weißen Haus mit den grünen Läden, das nur seine zwei freundlichen Vorderzimmer für mich öffnete, wenn ich zu Besuch kam, lebte irgendwo eine sonderbare Frau, die mit uns verwandt ist und nicht glauben will, daß die Toten gestorben sind und begraben, und die von den Lebenden grollend sich abwendet. Und wenn ich Sonntags manchmal mit den Eltern draußen war in dem wunderschönen großen Garten, Erdbeeren zu suchen oder Himbeeren zu pflücken oder Käfer mit goldenem Rückenschild zu fangen, hörte ich wohl, gedämpft durch Fenster und Vorhänge und doch für das lauschende Ohr vernehmbar, den irren Gesang einer hohen Frauenstimme. Manchmal auch Klavierspiel. Denn die Kranke spielte immer noch fabelhaft gut Bach und Beethoven auswendig, um dann plötzlich mit schriller Dissonanz abzubrechen.

Das aber machte mir dieses großen Gartens hohe Bäume und beerenreichen Sträucher, seine Rasenflächen und wuchernden Laubenwinkel so märchenhaft und geheimnisvoll, daß er mit seinem grünen Geranke, seinen Hecken und Blumen eine unsichtbare Gefangene, eine ganz in ihre wilden Träumen sich Einspinnende abschloß von der friedlichen Welt da draußen. Und mitten in der Sommerhelle, während die Honigbienen so freundlich summten und die Falter über die duftenden Kelche gaukelten, habe ich mich in der Stille dieses verwunschenen Gartens voller Wohlgerüche manchmal ein bißchen gefürchtet — und doch wieder im Fürchten ein so wohliges Gefühl gehabt wie beim Erleben eines im Flüsterton erzählten, grauslichen Märchens.

Erst viel, viel später habe ich die Tragik jenes anderen einsamen Lebens begriffen, das eine gesunde, langsam und unrettbar verblühende Frau, ihre eigenen Ansprüche und Hoffnungen an des Daseins Freuden opfernd, dieser kranken Schwester, dieser Unheilbaren klaglos und in immer sich gleichbleibender Güte und Geduld zum Opfer brachte. Und neben dem großen Opfer, von dem sie nie gesprochen haben wollte — wieviel kleiner Ärger, wieviel seltsame Tagessorgen waren mit dieser verantwortungsvollen Pflege verbunden! Eine bäuerische Küchenmagd war in dieser Einsamkeit schon leichter zu bekommen. Denn schließlich so ein Mädel hatte es gut, überarbeitete sich nicht, und Sonntags gegen Abend war der Tanzboden im Dorfe nicht weiter als am Morgen die Kirche. Aber eine tüchtige, helfende Pflegerin war auf die Dauer schwer zu haben und mußte hoch bezahlt werden. Denn die Kranke war unruhig und mißtrauisch. Ihr verstörter Geist witterte Feinde und Verrat überall. Und wenn die bösen Tage des Anfalls kamen, neigte sie wohl auch zu Tücke und Gewalttätigkeit. So wechselte das Pflegepersonal oft. Bald Schwestern mit weißen Hauben und stolzen kühlen Gesichtern darunter, denen ihre Frömmigkeit half, die schwere Aufgabe auf sich zu nehmen. Bald grotesk häßliche und gedrückte Typen, denen man es ansah, daß sie vom Leben nichts mehr erwarteten.

Einmal auch eine kleine Verwachsene. Sie trug den Kopf mit den dünnen Haaren und den wie rot lackierten Backen schief und halslos auf dem Rumpf, und ihre Arme hingen affenartig beim Gehen tief herunter. Sie nahm es ruhig hin, daß die Kranke mit der ganzen Mitleidlosigkeit der Gestörten ihr oft ihre üble Mißgestalt vorwarf. Es dünkte ihr das wohl

in den stillen, weltfernen Stuben leichter zu erdulden als den Hohn der Buben und Rohlinge auf den Straßen einer Stadt. Abschreckend häßlich war sie, aber gutmütig und hilfsbereit. In den mongolisch geschlitzten Augen funkelte die Dankbarkeit dafür, in einem stillen Hafen untergekommen zu sein. Sie tat ihre Pflicht und — aus Liebe zu ihrer gütigen Herrin — oft mehr. Alle paar Wochen nur fuhr sie einmal einen Tag nach einem Städtchen an der Bergstraße, wo sie wohl Verwandte hatte.

Ein paar Jahre war sie schon, treu und pflichtergeben, in dem weißen Haus hinter dem großen stillen Garten im Dienst, als sie eines Tages kurz nach solcher Fahrt ins Heimatstädtchen an der Bergstraße gesenkten Kopfes und verlegen den Dienst aufkündigte. Meine Tante forschte, überrascht und betrübt, nach dem unfindbaren Grund. Und da ließ sich die Zögernde von guten Worten ihr Geheimnis entreißen. Sie hatte einen Mann kennengelernt, der bei ihren Verwandten zu Gast war — einen Mann, der sie heiraten wollte. Ja, das Fräulein könnte das vielleicht nicht glauben. Sie wisse ja auch selbst ganz gut, wie sie aussehe. Aber — den Mann nähme halt auch nicht eine jede.

Den seltsamen Andeutungen folgte nach einiger Zeit das offene Bekenntnis: es sei der Scharfrichter eines großen deutschen Staates. Eigentlich ein braver Fleischermeister von Beruf. Aber man wisse eben doch, daß er auch — siebenmal schon ... Mein Gott, das Gericht habe es dann doch so gewollt — und einer müsse es doch schließlich tun. Und er mache es — das sagten alle, die ihn hätten arbeiten sehen — rasch, gut und schmerzlos. Und nachher bete er immer in der Kirche für den Toten.

Das häßliche graue Entlein und der verfemte Mann haben sich dann wirklich geheiratet. Meine Tante hat bei der Ausstattung der seltsamen Braut, die keinen sorgenden Menschen hatte, ein bißchen nachgeholfen. Abends bei der Lampe haben die beiden dann — das immer noch hübsche, blasse alte Fräulein und die kümmerliche Verwachsene mit den lackierten Backen — zusammen an der Brautwäsche genäht.

Für die Hochzeit mit dem Henker.

*

Meine Tante Anna war eine der gütigsten Frauen, die ich gekannt. Aber ihre mit den Jahren zunehmende Scheu, irgendwo und irgendwie in die Öffentlichkeit oder auch nur in kleinem Kreis aus ihrer Verborgenheit herauszutreten, hat sie fast alle ihre Guttaten — wie der alte Simon Moritz von Bethmann — versteckt, heimlich und in der Stille tun lassen. Fast so, wie andere das Böse tun.

Als Kind hat man dafür nicht so das richtige Gefühl und die richtige Bewunderung. Kam dazu, daß sie, die mit allen ihren Gedanken und Pflichten im Ernste des Lebens aufging, bei ihren Geschenken, die sie gelegentlich und zu Festtagen gern und mit offenen Händen den Neffen und Nichten machte, immer mehr das Nützliche, das rein Praktische ins Auge faßte. Sie erkundigte sich bei der Mutter, was wir Kinder wohl brauchten, und übernahm dann einen neuen Anzug oder wollenes Unterzeug oder ein Paar Stiefel auf ihr Teil. Ihre ältere Schwester aber, die Tante Tinchen, fragte u n s, was wir uns wünschten, und dann erfüllte sie uns, listig lächelnd, am Festtag mit einem Spiel, einer Süßigkeit, einem Bilderbuch

einen heißen, lang gehegten Kindertraum. So kam es, daß ihr Bild als Spendende heller und freundlicher in unserer Erinnerung haften blieb.

Auch verband die stets vergnügte Tante Tinchen, die immer gerade von einer Reise kam oder eine Reise plante, ihre Geschenke und Mitbringsel niemals mit Erziehungsversuchen; während die Tante Anna selten schenkte, ohne kleine nützliche Ermahnungen damit zu verbinden, die mit großer Güte gemacht, aber doch in ihrer Wiederholung langweilig empfunden wurden. Sie meinte es immer ehrlich gut mit uns, aber ihr pädagogisches Talent war gering, und wenn sie einmal strafende Konsequenzen aus unserer jugendlichen Unbotmäßigkeit zog, so traf sie damit auch nicht immer das Richtige. Ein Beispiel dafür ist mir noch in besonders guter Erinnerung.

Wenn Ostern spät im Jahre fiel, blühte schon vielerlei im herrlichen Garten der Tante. Und dann machte es ihr Freude, den Osterhasen in ihrem junggrünen Reich seine süßen Eier legen zu lassen. Wir Kinder fuhren dann mit den Eltern und der Tante in zwei Droschken hinaus und spät abends — nach Eiersuchen und Kaffee mit Kuchen und Abendbrot mit Milch von einer eigenen Kuh — wieder heim. Es war das immer ein großes Fest für uns, so zwischen dem verschneiten Weihnachten und Mutters Geburtstag im Monat der Rosen und Erdbeeren das Schönste.

Wieder mal fiel Ostern spät; und es war ein wunderschöner Frühlingstag, als es hieß: „Heute mittag geht es in zwei Droschken zur guten Tante Anna!"

Die gute Tante aber sollte selber mitfahren, denn sie hatte erst in der Stadt eingekauft, was der Osterhase draußen in

Busch und Boskett und hinter die frischgestrichenen Gartenbänke legen sollte. Kleine Hasen von Gerstenzucker, rote und gelbe, und Biskuiteier mit Zuckerguß.

Ich aber, der Kleinste und Frechste, hatte den geheimnisvoll mit einer Serviette zugedeckten Korb auf einem Schrank in der guten Stube entdeckt. Und ich stieg voll froher Vermutungen auf einen Stuhl, hob neugierig einen Zipfel des Tuches — und siehe da, säuberlich geschichtet lachten mich Hasen und Biskuiteier an! Eines besonders. Ich könnte es heute noch malen: glänzender Schokoladeguß und darauf in weißem Zuckerrelief — ein sitzendes Häschen.

Ein Griff, ein Sprung vom Stuhl, ein Gang durch den hinteren Korridor — und Biskuitei mit Häschen waren mir einverleibt.

Am Nachmittag nach dem Essen sollte es losgehen. Die zwei Droschken standen schon unten. Wir Kinder, sonntäglich gekleidet, waren schon voll Plaisier und Erwartungen. Da erschien die Tante im seidenen Umhängemantel und Kapotthut — anders hab' ich sie nie gesehen —, den Korb am Arm. Aber ihre Miene war düster.

„Es fehlt ein Biskuitei," sagte sie stirnrunzelnd. „Ich habe nachgezählt. W e r von euch hat das Biskuitei gegessen?"

Natürlich keiner. Die anderen hatten es ja auch w i r k l i c h nicht gegessen. Und ich — nun, ich log eben. Das war nicht schön von mir, gewiß nicht. Aber so auf Anhieb einer stirnrunzelnden Tante im Kapotthut gestehen, daß man ein Biskuitei vorweggegessen hat, das machen seit Paradieseszeiten neun Zehntel aller Kinder nicht.

Die Tante forschte strenger und eindringlicher: „Wer es getan hat, der wird doch den Mut haben und den Anstand . . .!"

„Ich kann's doch nicht sagen, wenn ich's nicht gewesen bin," brummte mein Bruder Willi, indem er seine Schottenmütze in den Händen drehte. Denn die Tante sah ihn scharf an; sie hatte extra ihre Brille dazu aufgesetzt.

Ich dachte bei mir: m o r g e n werd' ich's sagen. Oder heute abend beim Beten werd' ich's der Mutti . . . Aber jetzt nicht. Sonst muß ich zu Hause bleiben — oder kriege nur gefärbte Hühnereier — und die anderen essen all den bunten Gerstenzucker.

Wohl zehn Minuten lang sprach, forschte, drohte die erzürnte Tante. Da kam der eine Droschkenkutscher herauf, ob es noch nicht losginge — oder ob er vielleicht den Korb schon heruntertragen sollte?

„Nein!" Schneidend sprach die Tante dieses „Nein". Dann zog sie ihren Geldbeutel. „Was kostet das Warten? Ich will auch gleich Ihren Kollegen mitbezahlen. Wir fahren nicht."

Und wir fuhren n i c h t. Ja, sie hatte Grundsätze, die Tante Anna. Das war es vielleicht, weshalb wir die andere Tante lieber hatten. Die hatte k e i n e Grundsätze oder doch keine aufdringlichen; und die Sentenzen, die sie kannte, hatten alle einen lebensfrohen Sinn und einen munteren Necklaut. Bei uns lebte sie noch lange fort. Sie lachte so nett und war vergnügt und hatte immer was A p a r t e s in der Tasche. Bonbons oder Makronen. Und die schmeckten immer ein ganz klein wenig nach irgendeinem Parfüm. Ich esse heute noch manchmal im Traum Süßigkeiten aus der Tasche dieser Tante, die keine Grundsätze, aber Makronen hatte.

Aber ich wollte sagen — wir fuhren wirklich nicht in den blühenden Garten. Der Osterhase bekam nichts zu legen. Wir spielten statt dessen das langweilige Bilderlotto mit dem semmelblonden Fräulein Gertrud, die immer selbst gewann. (Ich glaube, sie hat gemogelt.) So geschah das uns zur Strafe, weil eines von uns heimlich ein Biskuitei gegessen und es nicht eingestanden hatte.

Am Abend, als wir zu Abend gegessen hatten, sagte meine Schwester: „Also — das ist doch sicher — der Rudi hat das Ei gefressen!" Sie sagte „gefressen", denn das semmelblonde Fräulein Gertrud war nicht mehr im Zimmer.

Es folgte Stille.

Nach einer Weile sagte mein Bruder Willi: „Wenn aber der Rudi das Ei gefressen hat, dann ist er doch nun der einzige, der überhaupt etwas Biskuiternes bekommen hat..."

Und das war richtig. Denn die Tante mit den Grundsätzen verschenkte die Biskuiteier am anderen Morgen an arme Kinder, wie sie das angedroht hatte. Und die Philosophie lag nah: Bloß ein einziger hat nun — und gerade der...

Und wie das so geht, im späteren Leben habe ich so oft an das Osterei denken müssen. Der liebe Gott — oder das Schicksal — richtet's ja häufig so ein, daß eigentlich nur der, der kecker zugreift und früher als die anderen — und grundsatzloser — und — na ja!

Aber natürlich — in einem „späteren Leben" wird das wohl wieder ausgeglichen.

Kurz ehe meine gute Schwester — viele, viele Jahre später — als reife Frau und Mutter starb, besuchte ich sie noch. Und wir sprachen, in ihrem herrlichen Garten hoch über der Lahn

sitzend, ganz ruhig vom Tode und von da drüben und von den Möglichkeiten, die man nicht recht glaubt, wenn man gesund ist, und doch wieder heimlich erhofft, wenn man mit krankem Herzen so nahe beim Vorhang steht.

Aber da sagte sie plötzlich mit ihrem guten Lächeln: „Weißt du, ein Osterei habe ich aber jedenfalls noch von dir zugute ... Du weißt doch, damals, als die Tante Anna ..."

Wenn ich jetzt manchmal meiner Schwester liebes Bild betrachte, denk' ich an unsere Kindheit; und wie sie so still und tapfer gegangen ist. Und ich denke auch an das Osterei, das ich ihr noch schuldig bin — mit Schokoladenguß war es — und ein Zuckerhäschen saß im Profil darauf.

*

Aber die Geschichte vom Osterei soll beileibe nichts gegen die Herzensgüte dieser wunderlichen Tante beweisen. Güte war die tiefste und echteste Eigenschaft der Berckschen Schwestern.

In unsere jetzige Zeit hätte meine gute Mutter aus vielen Gründen wohl recht schlecht gepaßt. Besonders aber deshalb, weil es üble Mode geworden ist, das Alter — das zwar für tennisspielende Großmütter und hinterm Golfball herlaufende Urgroßväter sehr spät beginnt — im Gegensatz zu diesen sportlichen Betätigungen früh aus dem Arbeitsbetrieb auszuschalten oder wie der schöne moderne Ausdruck lautet: „abzubauen".

Meine Mutter hatte vor dem Alter immer einen großen ehrlichen Respekt. Längst, ehe sie selbst in die späten Jahre kam, hat sie uns Kindern immer aus dem reichen Schatz ihrer Spruchweisheit viel Schönes und Beherzigenswertes über die Ehren, die man dem Alter erweisen muß, und deren Begrün-

dung eingeprägt. Zwei ihrer gern zitierten Sprüche erinnere ich mich heute noch. Der eine war von Geibel: „Am guten Alten — in Treue halten; — am kräftigen Neuen — sich stärken und freuen, — kann nie gereuen!" Der zweite stammt aus Friedrich Rückerts „Weisheit des Brahmanen" und lautet: „Das Alter wird nie alt — es wird nur alt das Neue." Dieser Satz kam uns Kindern wesentlich rätselhafter vor als der einfachere Geibels. Auch schien er sich uns weniger auf alte Menschen, eher auf Sitten und Bräuche zu beziehen. Immerhin, wir merkten ihn uns.

Diesen Sprüchen und dieser Anschauung getreu entzog meine Mutter niemals, wenn nicht zwingendste Gründe vorlagen, alternden Menschen ihr Wohlwollen, ihre Kundschaft und ihre Aufträge. So erinnere ich mich denn einer ganzen Garde von alten, zum Teil steinalten Frauen, die kurzsichtig, langsam und auf rheumatischen Beinen in unserem Hause zu bestimmten Zeiten bestimmte Funktionen hatten. Da war eine Frau K., die ich, als Kind schon, nur noch mit einem Kuchenzahn im Oberkiefer kannte und die erst nach meiner Konfirmation starb. Sie kam einmal in der Woche, dem Hausmädchen beim Putzen zu helfen, hatte ein feuerrotes Gesicht wie eine einzige Frostbeule und, was mich als Kind stark interessierte, ein Glasauge. Dieses Glasauge, das unbeweglich tief unter der Stirn saß, während das gesunde um so lebhafter hin und her fuhr, mußte alle Jahr erneuert werden; und in diese nicht billige Erneuerung teilte sich nach schweigender Vereinbarung meine Mutter mit meinen nicht minder gutmütigen Tanten. Diese Frau K. war eigentlich keine angenehme Frau und hatte eine Stimme wie ein Reibeisen; so daß mein Vater zur Be-

dingung machte, daß sie, solange e r in der Wohnung anwesend war, im anderen Stockwerk beschäftigt wurde. Aber sie war alt und hatte ein Glasauge — sie durfte nicht ersetzt werden ...

Dann erschien alle vierzehn Tage ein zerknittertes Fräuleinchen, die aussah wie schlechtes Dörrobst, das Karolinchen W., die schon über die Blüte der Jahre hinaus war, als sie meiner Mutter als junger Frau die Hüte gemacht hatte, und die nun meiner heranwachsenden Schwester ebenfalls die Kopfbedeckungen, ihrer Ansicht nach durchaus nach der letzten Mode, zu bauen unternahm. Allmählich aber schien sich doch ihre Kunstfertigkeit verloren zu haben. Und die Hüte, die sie schmückte, oder wie sie das nannte „aufgarnierte", waren so schrecklich, daß meine entsetzte Schwester einmal bei der Anprobe in Tränen ausbrach und sich weigerte, diese Kopfbedeckungen zu tragen. Worauf das Karolinchen W. in seiner ruhigen, durch nichts beirrbaren Sprechart den unvergeßlichen Ausspruch tat: „Lieb' Johannache, ich will der emal was sage — eme schöne Mädche steht e zinnener Nachtdopp!" — Ich weiß nicht, ob meine Schwester sich von dieser derben Belehrung überzeugen ließ. Getragen hat sie jedenfalls Ähnliches nie.

Die originellste der armen Alten aber in dieser merkwürdigen Galerie war eine humpelnde Nähfrau, die alle Wochen einmal, am Freitag, erschien. Frau Meinke hieß die Gute. Sie trug eine richtige Biedermeierfrisur aus weißen Haaren bis in ihr achtzigstes Jahr, und mit ihren von Sommersprossen übersäten Händen verrichtete sie ohne jede Eile die Flickarbeit in unserem Hause. Sie war im allgemeinen zwar freundlich, aber wortkarg. W e n n sie aber etwas sagte, hatte es stets eine originelle Prägung. So kam es — etwa ein Jahr vor meiner Geburt —

durch diese Frau Meinke zu einer seltsamen Verwirrung in meinem Elternhaus. In der warmen Sommernacht des 15. August des Jahres 1867, kurz ehe das einverleibte nicht mehr „freie" Frankfurt den ersten Besuch des Königs von Preußen erwartete, brannte der Pfarrturm des Domes ab. Unsere Familie hatte den Brand verschlafen und wußte nichts davon. Am Morgen nach dieser Nacht kam Frau Meinke wie gewöhnlich mit ihrer Biedermeierfrisur angehumpelt, stieg wortlos zu ihrem Nähstübchen im Kniestock hinauf, setzte die Brille auf und entleerte ihre geräumige Tasche, um mit der Arbeit zu beginnen. Als dann meine Mutter hereinkam und ihr einen guten Morgen bot, sagte die Frau Meinke, ohne von ihrer Beschäftigung aufzusehen, mit ihrer etwas meckernden Stimme: „So is recht, jetzt könne se de König von Preußen mit de Katze ihre Schwänz einläute!" Meine gute Mutter erstarrte und fragte: „Wie meinen Sie, Frau Meinke?" Worauf die Gefragte Wort für Wort den eben geprägten Satz wiederholte, der für Leute, die in dieser Nacht geschlafen hatten, wenig Sinn ergab. Dazu nickte sie meiner Mutter lächelnd zu. Da verließ meine leicht erschreckbare Mutter fluchtartig das Zimmer, lief zu meinem Vater, der die Zeitung las, und sagte: „Hermann, ich muß dich stören — ich glaube, die alte Frau Meinke ist verrückt geworden!" Worauf sich mein Vater entschloß, mal selber im Nähstübchen nach dem Rechten zu sehen; um — gleich zur Begrüßung den selben Satz von dem König von Preußen und „de Katze ihre Schwänz" zu hören. Da er sich aber mit dieser mystischen Äußerung durchaus nicht zufrieden gab und auch nicht ohne weiteres an die geistige Verwirrung der alten Frau glaubte, so forschte er weiter.

Und auf diese originelle Weise erfuhren meine Eltern, daß der Domturm abgebrannt war.

Als ich ein kleiner Junge war und die Frau Meinke schon hoch in den Siebzigern, hat sich ein geheimnisvolles stilles Einverständnis zwischen uns beiden entwickelt. Punkt zehn Uhr bekam die Frau Meinke jeden Freitag ihr zweites Frühstück heraufgebracht, das aus einem belegten Butterbrot und einem Gläschen Nußschnaps bestand. Wenn die Köchin, die ihr diese Herrlichkeiten brachte, wieder verschwunden war, stieg ich eilends die kleine Wendeltreppe ins Nähzimmer hinauf und wurde von Frau Meinke immer mit demselben freundlichen, listigen Augenzwinkern empfangen. Dann durfte ich Glücklicher dreimal — nie mehr, nie weniger — meinen kleinen Finger in den Nußschnaps tauchen und ablecken. Und dieses bescheidene heimliche Frühstück hat mir so viel Freude gemacht, daß ich mich oft schon Dienstags auf den kommenden Freitag freute, wenn die Frau Meinke wieder vor dem Nußschnaps sitzen würde, um mir augenzwinkernd zuzunicken.

Die letzten Jahre ihres Lebens wurde die immer klappriger und vertrottelter Gewordene bei uns nur noch mit den allerunbedeutendsten Kleinigkeiten beschäftigt, da sich auch ihr Gedächtnis allmählich verschleiert hatte. So war es vorgekommen, daß sie an einem Frühlingstag meinem Vater aus Schirting, den die Mutter dazu gekauft hatte, sechs Paar Unterbeinkleider für den Sommer nach einem ihr hingelegten Muster zuschneiden sollte. Dies Zuschneiden dauerte besonders lange, und als sie endlich damit fertig war, erwies es sich, daß sie von dem vorhandenen Schirting, der dabei restlos aufging, zwölf Hinterteile geschnitten hatte. Als mein Vater davon erfuhr,

stellte er zur Bedingung weiterer Beschäftigung der Frau Meinke, daß alle Arbeit für *ihn* persönlich ihr abgenommen werde. Aber gearbeitet und Nußschnaps getrunken hat sie nach wie vor noch jahrelang bei uns.

Und dann kam eines Freitags im Winter ein von uns nie gesehener Mann mit nie gehörtem Namen, der uns berichtete: „En' schöne Gruß von der Frau Meinke, sie läßt danke vor alles, un sie is heut nacht gestorwe." ... Sie hatte tatsächlich nachts auf dem Totenbett, noch einen Augenblick zum Bewußtsein kommend, dem Sohn der Leute, bei denen sie seit Jahrzehnten ein kleines Stübchen bewohnte, korrekterweise den Auftrag gegeben, zu danken und sie zu entschuldigen.

*

Es muß so um die Zeit des früher von mir erwähnten, freventlich von mir vertilgten Ostereies gewesen sein, daß ich noch eine andere Erfahrung machte, die meinen Glauben an die in der Kinderstube oft gepredigten Gebote der Moral und Gesittung ein wenig ins Wanken brachte.

Ich war damals, wie halt so temperamentvolle Buben sind, ein eben nicht immer folgsamer und als Letztgeborener ein bißchen verwöhnter Junge. Was meine Eltern schmerzlich bedrückte und meine Tante Anna ganz besonders beklagte.

Aber da gab es „Vorbilder", an denen ich mich aufrichten sollte zu geradem und korrektem Wandel. Gab es insbesondere ein Musterbild von Artigkeit und Gesittung. „Fritzchen" hieß der angenehme Knabe, war ein Vetter lieber Spielkameraden von mir und wohnte, obschon Sohn deutscher Eltern, *sehr* weit. In Brüssel, denk' ich, oder Antwerpen. Die Angaben

schwankten. Aber das Fritzchen lebte. Bei deutschen Eltern im Ausland.

Waren wir zu wild und ungebärdig, hieß es: „Ihr solltet das Fritzchen sehen, wie das folgsam ist!“ Brachten wir schlechte Zeugnisse, so erfuhren wir, daß das Fritzchen stets „Erster“ sitze. Und benahmen wir uns respektlos gegen ein Fräulein, das durchaus mit uns Französisch reden wollte, oder gegen einen Lehrer, der uns Gesang beibringen sollte, so wurde uns bedeutet: das Fritzchen zeige stets gegen Erwachsene, die es belehren wollten, den nötigen Respekt. Das Fritzchen zerriß außerdem niemals seine Hosen, aß immer seinen Teller leer, liebte den Spinat leidenschaftlich, vergötterte alte schwerhörige Tanten, kriegte zwar kein Taschengeld, sparte aber Wesentliches davon; es wußte sehr viele Gedichte auswendig, konnte bildschön laubsägen, wusch sich nicht nur die Hände, sondern auch die Ohren gründlich und täglich mehrfach, ging auswärts, echauffierte sich niemals oder, wenn es das tat, trank es kein kaltes Wasser nach, spuckte niemals Kirschkerne aus dem Fenster, baumelte nicht mit den Beinen beim Sitzen und freute sich diebisch auf den Lebertran.

Alles nach Aussage unserer Verwandten.

Wir selbst kannten das Fritzchen nicht. Es gab kein Bild von diesem Musterknaben. Und hätten wir eins gehabt, wir hätten, denk' ich, mit dem Blasrohr danach geschossen und ein Indianergeheul angestimmt, wenn wir die Nase getroffen hätten. Denn — brauch' ich es zu sagen? — wir liebten das ferne Fritzchen durchaus nicht. Unsere scheue Verehrung für die menschlichen Tugenden ging nicht so weit, daß wir ihren Ausbund stetig vor Augen zu haben wünschten.

Dann kam das Fritzchen. Das leibhaftige Fritzchen kam. Von Brüssel oder Antwerpen. Seine verwitwete Mutter hatte sich mit ihm angesagt zu Tisch bei uns. Die Erwachsenen schienen merkwürdig unruhig in Erwartung des Besuchs. Es wurde uns mitgeteilt, die weite Reise von Brüssel oder Antwerpen bis zu uns nach Frankfurt wirke zuweilen ungünstig, selbst auf artiger Kinder vorbildliche Gemütsart. Man habe auch Beispiele, daß die fremden Eindrücke, die Luftveränderung und so das Wesen oder doch die Ausdrucksformen eines jungen Menschen — natürlich nur vorübergehend — zu seinem Nachteil beeinflußten.

Aber trotz aller Vorbereitung — das Fritzchen war die erste große Enttäuschung meines Lebens! Und der erste große Triumph.

Denn das Fritzchen aß keinen Spinat. Es hatte auch keine besonders höfliche Umgangsformen und streckte einer alten Dame sogar die Zunge heraus. Bei seinem nur dreistündigen Besuch ließ das Fritzchen die Badewanne überlaufen, zerbrach ein Dutzend Bleisoldaten, ein venezianisches Glas und einen Aschenbecher, malte einer Niobe aus Gips mit Buntstiften eine rote Nase und lehrte uns als angebliche Bezeichnung von Süßspeisen drei französische Schimpfworte, die (das erfuhr ich erst später) so unanständig waren, daß sie sogar in Belgien nicht mehr gedruckt werden dürfen ...

Kurz: von diesem unvergeßlichen Besuch datiert die Erschütterung des Autoritätsglaubens in meiner Seele und der erste Zweifel an der bedingungslosen Wahrhaftigkeit erzieherisch tätiger Menschen.

*

Ach, und die „Fritzchen" spielen im Menschenleben eine so große Rolle!

Solange wir kleine Jungens sind, gläubig und mit weit aufgerissenen blauen Augen, erzählt man uns immerzu von großen Männern. Alles ist herrlich gewesen an ihnen: ihre Jugend voll Eifer, ihre Mannesjahre voll Tapferkeit, ihr Alter voll Weisheit, ihr Tod ein sanftes, harmonisches Verklingen.

Wir werden älter, und man muß aufhören, uns listig zu täuschen. Und wir lernen einsehen, daß diese großen Menschen nicht *immer* groß waren; daß sich der eine aus beschmutzter Jugend emporreckte; daß der andere hart gegen seine Nächsten sein konnte und geduckt stand vor dem Mächtigen; daß ein dritter zwar schön predigte und schrieb und doch voll schlechter Gewohnheiten steckte; daß ein vierter stark und aufrecht seinen Mann stand, bis ein schleichendes Greisenalter ihm langsam die Gelenke knickte, seinen Mund zu kindischem Lachen verzog, seinen Fingern die Sicherheit nahm und durch alles, was einst so stolz und menschlich war, wieder das Tier in seinen brutalen Trieben durchschimmern ließ. Und daß die meisten gestorben sind, wie ihre tausend unberühmten Mitbrüder starben: zitternd, röchelnd, mit schlechtem Atem, kein Wort der Weisheit auf den bläulichen Lippen, ach, und keiner großen, triumphierenden Geste mehr fähig.

Nur *ein* menschliches, ein deutsches Leben gibt es, das — so lang und reich es war — *nicht* enttäuscht, je *näher* wir ihm kommen. Das nicht sich beugen und zerbrechen ließ; und das, wie ein herrlich gebautes Schiff, die Fülle seiner hohen Gaben durch Sturm und Sonnenschein in den lichten Hafen der Un-

sterblichkeit trug. Ein Leben, das in Aufstieg und Abstieg so klar und würdig war; das, wie ein edles Feuer, sich selbst im Gegenwärtigen verzehrend, zu den Kommenden hinüberleuchtete. Und der es lebte, gab uns auch den Schlüssel dazu, indem er aus der Weisheit seines Alters auch den Schwächeren im Kampfe das gütig trostreiche Wort zurief: „Der Mensch ist genugsam ausgestattet zu allen wahren irdischen Bedürfnissen, wenn er seinen Sinnen traut und sie dergestalt ausbildet, daß sie des Vertrauens wert bleiben."

Das schrieb der alte Goethe.

*

Ich hab's mein ganzes Leben lang als ein Gnadengeschenk empfunden, daß ich meine Kindheit und ein gut Teil meiner Jugend in Frankfurt lebte. Daß mein Vater oft mit mir durch den Großen Hirschgraben wanderte und, stillstehend vor dem Haus, von dem so viel Licht und Zuversicht ausgegangen ist für die Menschheit, mir erzählte von Johann Wolfgang und seiner Mutter, von dem Puppentheater und Frau Ajas Märchen.

Wenn ich mir im späteren Leben — und wie oft hab' ich's getan — des Vaters Lieblingsspruch leise vorsprach: „Tages Arbeit, abends Gäste, — saure Wochen, frohe Feste — sei dein künftig' Zauberwort" ... ist mir's immer wieder gewesen, als ob ich die schönen alten Bäume der Frankfurter Promenade rauschen höre und einen hochgewachsenen Mann mit einem kleinen, schmal aufgeschossenen Jungen auf mich zukommen sehe. Und der Junge teilt seine Aufmerksamkeit zwi-

schen den Versen, die er von des Vaters Lippen hört, und dem fröhlichen Gezwitscher der Vögel in den Zweigen.

Es gibt keinen gebildeten Deutschen, der nicht ein irgendwie bestimmtes persönliches Verhältnis zu dem größten Dichter seines Landes hat; der sich nicht von diesem entschwundenen Genius, dessen Erdentage nicht in Aonen untergehen, ein Bildnis und Gleichnis zu machen versucht. „Goethe" — spricht der eine und stellt sich den Herzogsgünstling der Geniezeit vor im Wertherkostüm, peitschenknallend zum Ärger der Philister auf dem Weimarer Markt; den apolloähnlichen Gesellen des Sturms und Drangs, den Goethe des Tiefurther Journals, den die Frauen liebten, den Klopstock, der Patriarch, in onkelhaften Briefen rüffeln zu müssen glaubte, den der alte Große Friedrich französisch bespöttelte. Ein anderer sagt „Goethe" — und sieht den geadelten, besternten alten Geheimrat, der kühl bis ans Herz hinan, die von seiner Schwiegertochter eingeführte englische Jugend seinen Ruhm bestaunen läßt und zu repräsentativem Bildnis die Sitzung gewährend des begeisterten Bayernkönigs mühsames Poem in die Hand nimmt. Und keiner von allen, die ihn heute lieben und verehren und sich, an ihn denkend, auch seine körperliche Erscheinung vorstellen möchten, weiß noch genau, wie er wirklich aussah.

Trippels antikisierende Büste hat wenig Ähnlichkeit mit der biederen plastischen Arbeit von Klauer. Und die Altersbilder von Stieler und Schwerdgeburth deuten wohl auf Verwandtschaft der Dargestellten, aber kaum auf ein und dasselbe Original.

Und die Berichte der Zeitgenossen?

Leisewitz, der Dichter des Julius von Tarent, notiert 1780,

als er von Goethe kam: „Schöne braune Augen und ein hübsches Obergesicht, nur um den Mund einige unangenehme Züge ...“ Luise Hempel, die Tochter der Karschin, hatte zwei Jahre vorher gefunden: daß in seinen großen hellen Augen der ganze Goethe strahle ... Der Züricher Landoldt überzeugt sich bei einem Besuch im Jahre 1783: „Seine Physiognomik ist stark und eben nicht einnehmend. Die Gesichtsfarbe ist schwärzlich und die Nase ziemlich groß. Seine schwarzen Augen sind lebhaft und verraten einen starken Geist.“ ... Der Theologe Rinck notiert im selben Jahr: „Sein Ansehen ist gar nicht einnehmend; seine Miene eher fein und listig als leutselig.“ Der Mediziner David Veidt berichtet an Rahel Levin: „Er ist von weit mehr als gewöhnlicher Größe und dieser Größe nach proportioniert und dick, breitschultrig, die völlig braunen Augen nach unten zu geschnitten.“ Vier Jahre später hatte Schiller nach seinem ersten Besuch an Körner geschrieben: „Er ist von mittlerer Größe, trägt sich steif und geht auch so. Bei viel Ernst hat seine Miene doch Wohlwollendes und Gutes.“ ... Nun mache man sich aus alledem ein Bild!

Und wenn erst die Liebe — oder die enttäuschte Liebe — malt! Frau von Stein schreibt im Februar 1769, nachdem sie Goethe wieder mal bei Schiller getroffen, an ihren Sohn Fritz: „Er war entsetzlich dick mit kurzen Armen, die er ganz gestreckt in beiden Hosentaschen hielt. Schiller hatte seinen schönen Tag und sah neben ihm wie ein himmlischer Genius aus.“ ...

Ein Frankfurter Kind aber, aus einer Familie, für die Goethe der Unerreichte und doch ein Hiesiger zugleich war; ein Frankfurter Kind, aus der Zeit, da noch viele Gebäude standen, auf denen Jung-Wolfgangs Auge geruht, auch noch das

alte gemütliche Schauspielhaus, in dem der Bürgermeister Textor seinen Platz hatte und in dem Frau Aja später ihres Sohnes Stücke tragiert sah — solcher Familie Kind hat sein eigenes wunderlich vertrauliches Verhältnis zum jungen, zum kindlichen Goethe gehabt. Noch klingen die Namen der Frankfurter Familien in sein Ohr, noch kann er sie von Schildern an den Häusern lesen, diese Namen, die auch in Goethes Leben eine Rolle gespielt haben; die seine Mutter in ihren famosen Briefen nach Weimar erwähnt. Die Textors und Senckenbergs, die Metzlers und Passavants, die Brentanos und Bethmanns, die Melbers, die Rieses, Stocks und Sarassins. Die Mercks im nahen Darmstadt leben in Enkeln und Nebenlinien fort. In guten alten Frankfurter Familien wird gelegentlich auch wohl dem bevorzugten Gast noch mit Stolz eine Eintragung gezeigt, die des Großen Schwester Kornelia und Schlosser, ihr Bräutigam, in ein vergilbtes Stammbuch geschrieben. Oder es wird ihm ein im Atlas schon brüchiges Häubchen hingelegt, das nach beiliegender Urkunde die fleißigen Finger der Frau Rat im Todesjahr des Gatten selbst gestickt. Und wie hier die Beziehungen aller zu Goethe, dem jungen Goethe inniger sind als anderswo, so hat die aufgeweckte Jugend der alten Krönungsstadt, wenigstens zu meiner Zeit, noch ein wunderlich warmes Gefühl der Zusammengehörigkeit mit Goethe, dem K i n d, gehabt. Dem Kind, das die von der Mutter auf dem Topfmarkt gekauften Teller, Schüsseln und Kännchen, angespornt vom Amüsement schadenfroher Nachbarn, auf dem Hirschgraben aus dem Fenster warf. Dem Kind, das mit dem Blick über Stadtmauer und Wälle und die fruchtbare Ebene, die sich nach Höchst hinzieht, bei den Schul-

arbeiten das Jauchzen der Spielenden aus den Gärten hörend, zum erstenmal das wehe Gefühl der Einsamkeit und Sehnsucht empfindet, aus dem vielleicht alle erste Poesie entspringt. Dem Kind, das bei dem von der Großmutter Textor geschenkten Puppenspiel, der letzten Gabe ihrer Liebe, seine ersten Tragödien ersinnt; das vor den gemalten Buchenwäldern Wirths, den Blumenstücken Junkers, den historischen Landschaften des alten Seekatz in des Vaters Zimmer sein Auge bildet; das beim Materialhändler Melber aus dem Fenster, belustigt, auf das Gewimmel des Frankfurter Marktes schaut und nach ängstlichen Stunden dem Grafen Thorane, dem Königsleutnant, nach der für die Alliierten glücklichen Schlacht vor den Toren, auf einen Wink der Mutter die Hand küßt.

*

In Goethes Gesprächen mit Johann Peter Eckermann, die so unendlich viel Wahres und Bleibendes enthalten, findet sich eine Bemerkung über Frankfurt. Die einzige ausführlichere über seine Vaterstadt in diesen Gesprächen. Eine prophetische Bemerkung, die zu den wenigen Irrtümern des Dichters in seinen Urteilen und Voraussagungen gehört.

„Frankfurt, Bremen, Hamburg und Lübeck," sagt der alte, schon sehr alte Goethe — das Gespräch ist im Spätherbst 1828 aufgezeichnet — zu seinem Getreuen, „sind groß und glänzend, ihre Wirkungen auf den Wohlstand von Deutschland gar nicht zu berechnen: würden sie aber wohl bleiben, was sie sind, wenn sie ihre eigene Souveränität verlieren und irgendeinem großen deutschen Reiche als Provinzialstädte einverleibt werden sollten? Ich habe Ursache, daran zu zweifeln."

Frankfurt hat nun schon im Jahre 1866 auf das falsche Pferd gesetzt und seine Souveränität verloren. Von seiner Behaglichkeit und Eigenart mag es, wie hundert andere Städte auch, viel eingebüßt haben seitdem. Das liegt aber in der Entwicklung der Weltstadt, die schon durch Lage und Vergangenheit, durch Erziehung, Geist und Betriebsamkeit ihrer Familien nicht in der Ruhe Goslars oder Lüneburgs verharren könnte. Aber mit einer Minderung an Größe und Glanz hat sie nach dem kriegerischen Einzug der Division Goeben unter Vogel von Falkenstein ihr Bündnis mit den Feinden Preußens nicht bezahlt. Nur mit sechs Millionen Gulden Kriegssteuer, die eine Stadt wie Frankfurt bezahlen konnte, ohne zu verarmen.

Aber die bösen Tage von 1866 haben noch lange, lange nachgezittert in den gereizten Seelen der Bevölkerung. Und das in den Patrizierhäusern der guten alten Familien nicht weniger als in den schummrigen Apfelweinkneipen Sachsenhausens, an deren Türen grüne Kränze mit baumelndem Apfel darin anzeigten, daß man hier das „Stoffche" zapfte. Dort wie hier hat man lange den wenig geliebten Preußen Mißtrauen und Feindschaft entgegengebracht. Die gesellschaftliche Opposition gegen die „Hergeloffne" war noch recht deutlich zu spüren, als ich ein Kind war. Und die hundert Geschichten, die man sich mit lächelnder Genugtuung von dem Liebeswerben der Preußen um die spröden Herzen der Frankfurter erzählte, waren von einer charakteristischen Derbheit, die den Geist verständiger Versöhnung noch wenig atmete.

Und doch war für die Beamten und Offiziere des siegreichen Preußens — die zum „Kampf" ausziehende Frankfurter Bür-

gerwehr hatte vielfach von den besorgten Familienmüttern „Quetschekuche" (Zwetschgenkuchen) statt der ausgeräumten Patronen in den Patronentaschen mitbekommen — die Parole ausgegeben, die Bürgerschaft der nunmehr preußischen Stadt Frankfurt durch Freundlichkeit zu gewinnen. Das Militär, das so drohend und feindlich über die Zeil in die Stadt eingezogen war, entpuppte sich bald als ganz friedlich und leutselig und bereit, gute Beziehungen zur grollenden Bürgerschaft anzuknüpfen. Meine Tante Tinchen, lange Zeit noch eine unbelehrbare Preußenfresserin, erzählte immer, daß vor der ersten einrückenden Kompanie zwei mächtige Kürassiere im Glanz des Harnisches mit den blitzenden Adlerhelmen auf prächtigen Pferden eingeritten seien und in der rechten Faust gespannte Pistolen schußbereit links und rechts auf die Menge gerichtet hätten. Der eine dieser martialischen Gesellen habe ihr ein Jahr später, sich lachend auf seinen damaligen Ritt über die Zeil berufend, als schlichter Weinreisender Moselweine verkaufen wollen. Der sei aber schön angekommen . . .!

Jedenfalls hatten's damals die jungen preußischen Leutnants des nach Frankfurt gelegten Regiments nicht leicht, sich nach Vorschrift in der alten stolzen Mainstadt beliebt zu machen, in der ihnen mit Vorliebe die Haustüren der guten Bürgerfamilien vor der Nase zugeschlagen wurden und die kleinen Leute nicht höflicher waren. Ein paar Anekdoten, die im Frankfurt der sechziger Jahre bis zum siebziger Krieg noch mit größtem Vergnügen kolportiert und auch später nicht vergessen wurden und die höchstwahrscheinlich wahr sind, mögen hier stehen.

Ein baumlanger, spindeldürrer preußischer Leutnant geht

durch die Fahrgasse. Neben ihm marschiert, frech pfeifend, ein kleiner Frankfurter Schusterjunge, der in jeder Hand ein Paar Stiefel zur Kundschaft trägt und versucht, mit dem Langbeinigen gleichen Tritt zu halten. Der junge Kriegsmann, dem dieser kameradschaftliche Marsch unbequem wird, will sich — nach Instruktion — leutselig gegen den Buben erweisen. Er redet ihn also scherzend an und sagt: „Junge, ick jebe dir 'ne Orange, wenn du mir 'nen Kuß jibst, ohne dich zu strecken." Worauf der Frankfurter Schusterbube: „Ei, un *ich* gewe Ihne *zwa* Orange, wann daß Se mich —," folgt die bekannte Einladung des Götz von Berlichingen — „ohne sich zu *bücken*!" Der leutselige Leutnant entfernte sich schweigend.

Das Brennholz wurde zu damaliger Zeit noch vor den Haustüren in Frankfurt auf der Straße zerkleinert. Ein schwitzender Holzarbeiter steht vor seinem Sägebock und arbeitet an einem Buchenscheit. Da nähert sich ein preußischer Leutnant, nimmt höflich zwei Finger an den Helm und sagt: „Mein Bester, ick möchte jerne nach der Eschenheimer Jasse jehn." — Der Holzhacker sägt wie verrückt weiter und brummt bloß, ohne aufzusehen: „Als *hie* gange, was leid (liegt) *mir* dra!"

Ein dritter Leutnant kommt abends in Zivil über die alte Brücke nach Sachsenhausen. Er sieht den einladenden grünen Kranz mit dem Apfel darin über einer Tür und tritt in die Wirtschaft: „Sagen Sie, würdiger Herbergsvater," redet er lächelnd den Wirt an, „Sie sollen da so ein ausjezeichnetes Jetränke aus — aus Äpfeln haben?" — „'s Stoffche," nickt der dicke Wirt. „Wolle Se en Schoppe hawwe?" — „Ich möchte darum bitten!" — Der Wirt bringt in hohem Glas

den Wein. Der Leutnant nippt, nickt, trinkt und leert in durstigen Zügen das nicht kleine Gefäß. Er findet das befremdliche Getränk ausgezeichnet. Der Apfelweinwirt nickt ihm schon wohlwollender zu. Der seltene Gast bestellt ein zweites und bald noch ein drittes Glas. Der Trunk scheint ihm bekömmlich. Er kennt aber nicht die Tücke des neuen Apfelweins; hat keine Ahnung, wie berauschend und merkwürdig die Wirkung dieses eigenartigen Getränkes ist, das dem Sitzenden zwar leicht und erfreulich erscheint, den Aufstehenden aber, der es nicht gewöhnt ist, oft eines anderen belehrt. Nach einiger Zeit erhebt sich denn auch der Leutnant plötzlich und wankt, blaß und mit Schweißtropfen auf der Stirn, eilends auf den Hof. Dort lehnt er sich an die Pumpe und übergibt sich gewaltig. Der Wirt ist ihm schmunzelnd gefolgt, und während der arme norddeutsche Neuling noch furchtbar tätig ist, klopft er dem Würgenden auf die Schulter und äußert: „Gelle, Sie — erunner zu schmeckt's besser als eruff zu —!?"

... Aus dem eigenen Leben aber weiß ich, daß mein Vater der Tante Tinchen, die so gar nichts von den schlimmen Preußen wissen wollte und so gerne Süßigkeiten aß, eine kleine Büste des Königs von Preußen aus Zucker schenkte, die er zufällig bei einem pfiffigen Konditor gefunden hatte. Zu dieser Büste hatte er ein paar ulkige Knüttelverse verfaßt, die ich, sein Jüngster, mit einem Pappelm preußischen Formats auf dem Lockenkopf, aufsagen mußte. Das war schon ein paar Jahre nach siebzig, und der König von Preußen war damals schon Deutscher Kaiser. Aber der Groll der unversöhnlichen Tante, die an des alten Frankfurt glorreicher Souveränität mit trauerndem Herzen hing, war ungemildert geblieben. So

gut ist mein Gedächtnis nun nicht mehr, daß ich den gereimten Spaß meines Vaters heute noch wörtlich auswendig wüßte. Ich weiß nur noch, daß der Anfang ungefähr lautete: Zucker, wie die Honigbienchen — Sammeln in der Blütenwildnis, — Baut dir hier, mein gutes Tinchen, — Deines Lieblings süßes Bildnis." ... Und im weiteren wurde ihr, denke ich, angelegentlichst empfohlen, ihre Lippen täglich ehrfurchtsvoll dieser Büste zu nähern, damit sie sich allmählich von der lieblichen Süßigkeit des Preußentums sinnfällig überzeuge.

Das Schicksal hat dann seltsam gespielt. Diese Tante hatte zwei Töchter, die beide in ihrer Jugend schöne, aparte Mädchen waren. Die älteste lernte in Jugenheim einen preußischen Leutnant kennen, der sich in sie verliebte. Auch sie gewann den liebenswürdigen, gut aussehenden Offizier, der aus erster Darmstädter Familie war und dessen ernstes Streben außer Zweifel stand, von Herzen gern. Aber die Mutter — und mein Vater, der ihr Vormund war und den sie hoch verehrte, waren gegen diese Verbindung. Dreimal hat der Offizier um sie angehalten. Das zweitemal war sie schon majorenn. Aber gegen den Willen der Familie wollte sie nicht heiraten. Erst, da er als Hauptmann im großen Generalstab zum drittenmal werbend erschien, bekehrte sich mein Vater, der fürchtete, daß das hübsche Mädchen, das jeden anderen Freier ausschlug, nun überhaupt nicht heiraten werde. Er wußte schließlich auch die immer noch widerstrebende Tante zur Einwilligung zu bewegen. Es ist dann eine sehr glückliche Ehe geworden. Der „Preuße", der eigentlich Darmstädter war, hat alle Erwartungen, die man auf ihn setzte, erfüllt. Er war eine Zeitlang in Karlsruhe militärischer Erzieher des Erbgroßherzogs von

Das Stammhaus der Großeltern Berck auf der Zeil 17
in Frankfurt a. M.

Baden; bekam später das Regiment in Itzehoe; kam dann wieder nach Berlin und ist als Generalleutnant, Inspektor der Verkehrstruppen und Exzellenz pensioniert worden. Im Weltkrieg war er zweiter Vorsitzender des Roten Kreuzes in Berlin und ist dann in stiller Zurückgezogenheit als bald Achtzigjähriger im Waldeckschen gestorben. Seine Frau, meine schöne Base, die als Reiterin und Alpinistin die Sportfreudigkeit der heutigen Jugend vorgeahnt hat, war ihm längst in den Tod vorangegangen.

Das Ende der Souveränität aber hat der Stolz der alten Frankfurter lange überlebt. So schön und gemütlich die Stadt für die Eingesessenen zu meiner Zeit war, für den Fremden — auch für den Nichtpreußen — war die Eroberung Frankfurts, das Eindringen in die wirklich guten Kreise und in die alten Familien nichts weniger als leicht. Ohne zu merken, daß er sich selbst damit charakterisierte, sagte wohl oft der eine der alten Patrizier vom anderen: „Der duht, als ob sei Eier zwei Dotter hätte!" Allen hing noch ein bißchen das Selbstbewußtsein an aus der alten großen Zeit, da Frankfurt noch „sedes principalis regni orientalis" hieß. Der damalige „Orient" aber war das östliche Frankenreich. Schließlich ist's ja auch nicht zum Schämen, aus einer Stadt zu stammen und in ihren Mauern in Wohlstand und Ehre wer zu sein, in der schon Friedrich Barbarossa zum Kaiser gewählt wurde; in der im Dom vor dem Hochaltar seit dem II. Maximilian alle Kaiser — bis auf vier — vom Erzbischof von Mainz gesalbt und gekrönt wurden; in der Deutschlands größter Dichter geboren ist, der Deutsche Bundestag getagt hat, das achtundvierziger Parlament in der Paulskirche sich versammelte. das erste

deutsche Bundesschießen gefeiert, der erste deutsche Fürstentag abgehalten und nach zwei Menschenaltern kaiserloser Zeit der Friede eines neuen Kaiserreiches vom großen Kanzler mit Frankreich geschlossen wurde. Was Stoltze, der ältere, der Liebling und Lokalpoet der Frankfurter, für den kleinen Spießbürger ausgesprochen, das Wort gutmütigen Dünkels: „Wie kann nor e Mensch nit aus Frankfort sein!", das hat bis tief in meine Kindheit hinein in der Mentalität der Mainstädter seine Geltung gehabt und auch für die sogenannten Patrizier und die Familien der Senatoren, Schöffen und Großkaufleute gegolten. So ungefähr bis zu der Zeit, da die Söhne der guten Frankfurter Familien preußische Leutnants der Reserve, preußische Assessoren werden wollten und ehrgeizige Familienväter sich auf dem Weg über Stall und Sport der preußischen Aristokratie zu nähern und durch Heirat ihrer hübschen, gut ausgestatteten Töchter mit alten Geschlechtern zu verbinden liebten.

Als der sechsunddreißigjährige Herr von Bismarck Gesandter wurde und zu seiner eigenen Verwunderung, die sich in seinen Briefen munter ausspricht, mit einundzwanzigtausend Talern Gehalt und einem französischen Koch in Frankfurt wohnte, konnte sich der preußische Junker nicht genug verwundern über den putzigen Standeshochmut der ersten Gesellschaft der ehemals Freien Reichsstadt. In einem seiner erhaltenen Berichte an seinen Chef heißt es von einer Gesellschaft, die der Graf Thun gab: „Ich hatte das Vergnügen, mit den Frauen der meisten Fournisseurs meines Haushalts in einer Quadrille zu tanzen und über der Zuvorkommenheit dieser Damen meine bitteren Gefühle über die hohen Rechnungen und schlechten

Waren ihrer Gatten zu vergessen; mein Visavis war die Frau des Herrn, der die Güte hatte, mich mit Zigarren zu versehen; und der Mann meiner Nachbarin hat meiner Frau vorgestern Gardinenzeug zugemessen ..." Das, was hier Bismarck, der preußische Junker, ein bißchen von oben herab bespöttelt, hat dem Frankfurter Kinde in seiner Entwicklung oft zu denken gegeben. Es sah mit staunenden Augen, daß Kaufleute, Weinhändler — Leute, die man in ihren offenen Ladengeschäften, wenn auch nicht verkaufen, so doch mit der Feder hinterm Ohr im Lüsterröckchen am Pulte arbeiten sah — am Abend, in der Öffentlichkeit und bei Festen weit größere Rollen spielten, als Künstler und Gelehrte. Und es kam erst allmählich dahinter, daß es das Geld war, das viele Geld, das hier für Wesen und Wertung, Stolz und Stellung entschied. Es wußte auch aus der Geschichte seiner Vaterstadt und ihrer Familien, daß oft ein einziger glücklicher Geschäftscoup eine Familie in die erste Reihe rücken ließ. So hat, um ein Beispiel zu nennen, der Kaufmann Mumm sein großes Weingeschäft auf die leichtsinnige Dummheit des Marschalls Kellermann gegründet, der ihm im Sommer 1811 den ganzen Herbst des Johannisbergs für zweiundzwanzigtausend Gulden überließ und die Fässer noch obendrein gab. Die Angaben über das, was dieser Herbst dem Johannisberg brachte, schwanken zwischen fünfzig und neunzig Stück. Und für eines davon nahm der tüchtige Kaufmann Mumm elftausend gute Gulden ... Mein verstorbener Freund Gustav Kadelburg pflegte in solchen Fällen schmunzelnd zu sagen: „Der Rest ist Reingewinn."

Noch in meiner Jugend schien Frankfurt so recht die Stadt der königlichen Kaufleute zu sein. Des Bürgers, der durch

Handel groß geworden und stolz auf den Handel ist. Vielleicht war das noch mehr der Fall in früheren Menschenaltern, als die Juden — die heute, was keiner leugnen kann, für Frankfurt so wichtig und nicht nur im Handel vielfach tonangebend sind — zwar früh geschützt, aber auch mißachtet und bedrängt wurden. Erst zur Zeit des napoleonischen Rückzuges aus Rußland änderten sich die Verhältnisse der oft Erpreßten und Geplünderten. Die bis dahin in die Judengasse Gebannten durften sich, wo sie wollten, mit Ausnahme der Landgemeinden, ihre Wohnung suchen. Erst im Jahre, da Louis Napoleon durch Volksabstimmung Kaiser der Franzosen wurde, erfochten sich die rechtlos Geduldeten wesentliche Vorteile. Erst seit dem Jahr des Preußisch-Dänischen Krieges — vier Jahre vor meiner Geburt — kann man von Aufhebung jeder Ausnahmestellung und voller Gleichberechtigung der Juden in meiner Vaterstadt sprechen. Als ich in die Sexta meiner Vaterstadt eintrat, waren etwa vierzig Prozent meiner Mitschüler Juden.

Die Stadt der großen Kaufleute schien durch ihre Lage eine besondere Mittlerrolle, die leicht hätte eine Führerrolle werden können, in der deutschen Geschichte spielen zu sollen. Karl der Große, der hier die Furt durch den Main fand — viel später erst hat man sein Standbild in Sandstein auf der Alten Brücke aufgestellt; und da er den großen Reichsapfel in der Hand trägt, glaubten die Sachsenhausener Buben, er sei der Erfinder des Sachsenhäuser Apfelweins —, hat in symbolischer Gründung solch stolze Hoffnung vielleicht schon zum Ausdruck gebracht. Der Dom, der die Kaiser krönen sah, die Paulskirche, die das Parlament reden, schelten und planen hörte, wies die Richtung. Als Kaiser Karl am Main, da, wo jetzt die

Leonhardskirche steht, sich sein stolzes Palladium errichten ließ, war Berlin ein armseliges wendisches Fischerdorf. In Frankfurt war längst der erste Kaiser gekrönt, als Berlin Stadtrecht bekam und in belanglosen Urkunden erwähnt wird. Der siebziger Krieg hat Frankfurt, das wieder die Ehre genoß, in seinen Mauern den Frieden schließen zu sehen, mit neuem Reichtum den ungeheuren Zuzug von Bürgern gebracht. Ich erinnere mich noch ganz gut aus meinen Kindertagen, wie ich auf Spaziergängen mit den Eltern manche neuen Straßenzüge im Westen aus der Erde wachsen sah. Aber Berlin war von den Siegen der Potsdamer Wachtparade bis zum Einzug des in Versailles gewählten Kaisers des neuen Deutschen Reiches die Stadt der Könige, der Diplomaten und des Militärs geworden. Und die so stark und sicher gewachsene, an stolzen Erinnerungen und Schätzen so reiche Stadt der königlichen Kaufleute, die ihre Souveränität verloren hatte, die aber so glücklich, brückengleich den Süden und Norden verbindend, inmitten des neuen Deutschlands lag, war überholt.

Die Stadt des guten, gesättigten und behaglichen Bürgertums ist sie für mich, der ich sie Ende der neunziger Jahre mit Berlin vertauschte, in der Erinnerung geblieben. Aber mittlerweile ist sie — was ich niemals geglaubt hätte, schon weil Marburg, Gießen, Heidelberg so nahe liegen —, nicht zum wenigsten durch die Opferwilligkeit begüterter Mitbürger, eine Universitätsstadt von Bedeutung geworden. Der wissenschaftliche Geist und das Ansehen seiner Kreise sollen sich kräftig durchgesetzt und reibungslos gesellschaftlich verschmolzen haben mit dem Kaufmannsgeist der in allem ulkigen Dünkel so behaglichen Familien, deren Eier zwei Dotter hatten. Nach-

prüfen kann ich es nicht. Das Frankfurt, das ich kannte, gut kannte, existiert nicht mehr. Die Gespielen meiner Jugend sind fast restlos in alle Winde verstreut. Und die Berater und Beschützer meiner Kindheit liegen auf dem immer gleich schönen und stillen Frankfurter Friedhof, wo Wind und Wetter langsam das Gold ihres Namens von den efeuumrankten Steinen waschen.

Als ich aber in den verwirrten Tagen der Revolution vom Süden her durch Deutschland fuhr und in Frankfurt kurze Rast machte, wehten die längsten roten Fahnen, die ich überhaupt jemals irgendwo gesehen habe, triumphierend vom Hauptbahnhof meiner Vaterstadt, die so viele Kaiser gekrönt und so viele Ochsen auf dem Römerberg zu ihren Ehren geschlachtet, gebraten und jubelnd verzehrt hat.

*

Wenn ich an das alte Frankfurt denke, an mein Frankfurt, da zeigt es sich in meiner Erinnerung am liebsten im Schneekleid des Winters in der Weihnachtszeit.

Im Frühling ist es wohl überall schön in Deutschland. Es muß schon ein verrußtes gräuliches Fabriknest in unfruchtbarer Ebene sein, dem nicht ein paar blühende Wiesen, ein paar freundliche Gärtchen das Festkleid ausmachen, das vielleicht um so rührender ist, weil es die Armut trägt. Aber die Schönheit einer alten Stadt voll stolzer Bauten der Vergangenheit, voller lauschiger Winkel, in denen die Geschichten ferner Tage umgehen, zeigt sich kaum schöner und ausdrucksvoller als in den früh dunkelnden Tagen, da der Schnee die Dächer der Kirchen und alten Häuser weiß glitzern läßt und

um die Türme, die alten Erker und das kahle Geäst der den alten Wall flankierenden Bäume die kalten Nebel ihr silbernes Geheimnis spinnen.

Wenn die Zeiten normal wären und die Jahre, die wir zuletzt gelebt, Jahre wie andere, würde ich denken und sagen: noch kein halbes Jahrhundert liegt zwischen den Tagen und Festen, von denen ich reden will. So aber scheint mir — es liegen Jahrhunderte dazwischen. Wohl sind die Dezembertage in ihrer Kürze und die Abende in ihrer silbrigen Schummrigkeit dieselben geblieben. Der Schnee schaukelt leis auf die Dächer wie damals; und die lieben deutschen Tannen kommen gewiß noch, hoch aufgeschichtet auf schweren Wagen, auf vereisten Wegen vom Spessart und vom Westerwald her auf den Weihnachtsmarkt am Frankfurter Römerberg. Aber — es sind andere Menschen geworden, die unsere lieben Nadelhölzer schmücken. Für eine andere Jugend.

Nicht, daß die Röcke dieser Männer anders geschnitten sind und anders getragen werden wie damals, als ich jung war; nicht, daß die Mädchen nicht mehr ihre schweren schönen Flechten um das Köpfchen legen, ehe sie ins Bescherzimmer treten; nicht, daß ondulierte „Bubiköpfe" dem wächsernen Weihnachtsengel an der Baumspitze kniffliche Rätsel aufgeben: „Bub oder Mädchen?" Nicht, daß die erblühten Frauen sich schämen, eine Weiblichkeit der Formen zu zeigen, die das Aug' unserer Väter gefreut, die einen Rubens zu malen gereizt hätte — nein, in den Herzen und Gedanken ist etwas anders geworden, seit ein herbster Tropfen Bitternis hineinfiel und ein großes Leid die großen Hoffnungen begrub.

Und ob der liebe, warme Schein von bunten Wachskerzen

für Tage, für Stunden nur die grauen Schleier ganz durchdringt, die uns von den einst so köstlichen Freuden festlicher Tage trennen wollen, wer will's wissen, wer will's zu ahnen wagen? In die Menschen dieser Generation, die gehofft und gehungert, die getrotzt und geblutet und die so vieles und Herrliches frühzeitig begraben hat oder begraben ließ, wohin nicht einmal ein Kranz dankbarer Erinnerung getragen werden kann, häufte das Verhängnis ihres Volkes so viel Trübsal, Kummer und Weh, daß ihre von den unerbittlichen Geißeln des Schicksals wunden Herzen nicht mehr so rein und ehrlich jene tiefe große Freude empfinden können, die ehemals die Glocken der heiligen Nacht von dem Dome herübertrugen. Die junge Generation aber, deren Jugend verkümmert war, die allzu früh reif sein mußte als Ersatz der wahrhaft Reifen, die an den Grenzen, die vor dem Feinde standen — die junge Generation, der eine karge Zeit das von Menschenfreunden, Philosophen und Pädagogen verbriefte Recht auf Spiel und Fröhlichkeit wehrte und die Mittel, richtig jung zu sein, finster und grausam wegnahm — die junge Generation, der ein heißer Aufruhr kaum verrauschter Tage noch im heißen Blut kreist und deren Empörung, unfähig, den äußeren Feind zu treffen, sich, zerstörend und verwirrt, ins eigene Lager wendet, hat noch nicht wieder zurückgefunden zu dem schönen, alles spätere Christentum bereits umfassenden Wort der heidnischen Tochter des Ödipus, die des verfemten Bruders Polyneikes armen Leichnam begräbt: „Nicht mit zu hassen, mit zu lieben bin ich da!"

Das „Friede auf Erden", das nach frommer Legende die Engel sangen, als der helle Stern über Bethlehem stand, hat

das Zimmermannskindlein aus dem verachteten Nazareth nicht anders gegrüßt wie die Antwort der Antigone an des thebanischen Kreon Gehorsam heischende Boten.

Die Weihnacht von heute — vielleicht läßt in einem Menschenalter ein großer Dichter, der der Vergangenheit mit Seherblick ins wunde Herz geschaut, einmal ein Drama, ein Epos an solchem Tage spielen; und vielleicht gelingt's ihm, all das Widerstrebende in diesen verarmten Seelen, die hell und warm werden möchten an den Weihnachtsflämmchen und doch die Dunkelheit nicht bannen können, den Enkeln zu schildern. Den heute Lebenden ist es unmöglich. Sie verlieren ihre Kunst und ihre Kraft bald an die werbende Partei, bald an den heimlichen Haß, an eine vorschnelle Verachtung all dessen, was einmal als schön, friedvoll, gut und begehrenswert galt. Und was sich wohl überlebt hat wie die Postkutschen, die purpurgefütterten Hermelinmäntel, die Rosinenmänner, die Defregger-Frisuren, die Zugstiefel und die schlicht-gütigen Menschen.

Die Weihnacht von damals — — Der Mensch, denk' ich gern, soll an seinen und seines Geschlechts Aufstieg denken. Zuweilen aber muß er — um ganz Mensch und ganz Deutscher zu sein — auch hinabsteigen. In seinen Weinkeller und in die Schatzkammer seiner Erinnerungen. Mir — und wie vielen neben und über mir — ist immer noch das Beste und Echteste gelungen, wenn wir zu dem einen und anderen die Schlüssel mit auf den Weg nahmen.

Die Weihnacht von damals. — — Schon ihr Licht war ein anderes. Wer so alt ist wie ich, der hat die klebrige Petroleumlampe erlebt, bei deren Schein er die Fibel buchstabierte. Das Gaslicht, bei dem er mit Xenophon von Kunaxa nach

Byzanz den mühseligen Weg durch Gebirge und Vokabeln zog. Das elektrische Licht, bei dem er — —. Halt, nicht renommieren! Als Junge sah ich's auf der Frankfurter „Patent- und Musterschutzausstellung" zum erstenmal. Auf der auch das erste elektrische Züglein wie ein puppiges Spielzeug für Erwachsene mit offenen Wägelchen bedächtig im Kreise herumfuhr. Und mein guter und sonst so gescheiter Vater sprach damals vor meinen aufhorchenden Jungensohren lachend zu den Erwachsenen: „Das Licht, in dem wir alle ausschauen wie Weißkäse, soll eine Zukunft haben?!" ...

Es hat eine Zukunft gehabt! Wenn ich am Weihnachtsabend die Birnen ausknipse, damit auf die Herzchen meiner staunenden Kinder der Baum mit seinen knisternden Wachslichtern einen größeren Eindruck mache, muß ich immer an den Vater denken. An den Entzünder meiner Weihnachtsbäume, der mir damals ein so alter, ehrwürdiger, alles wissender, alles ahnender Mann schien; und der doch — jünger starb, als sein noch recht rüstig sich dünkender Sohn heut ist. Sein einzig von vier Geschwistern übriggebliebener Sohn, der manchmal an den Fingern nachrechnen muß, um zu erkennen und zu staunen: „Wahrhaftig — schon ...?!"

Die Weihnacht von damals — —! Wenn ich an andere Feste denke, tauchen viele Landschaften, viele Städte im Süden und Osten vor meinen Augen auf. Ostern — ich sehe einen verwilderten Garten im Hessischen, in dem eine betuliche Tante die Gerstenzuckerhäschen so gut versteckte, daß sie sie nachher selbst nicht mehr fand. Ich sehe Heidelbergs Schloßruine im sprossenden Grün; sehe ein Schiff im offenen Meere, dem südlichen Frühling entgegenziehend; sehe den gepflegten franzö-

sischen Park von Schloß Schaumburg hoch über der Lahn und sehe die ragenden Felsen von Sorrent, auf denen ich im Angesicht des rauchenden Vesuv blonden deutschen Kindern die selbstgefärbten Eier versteckte ... Aber: Weihnacht — nur Frankfurt taucht auf. Verschneit die Dächer und Straßen am Main und der Dom darüber, aus dem Gewinkel der Altstadt sich reckend, und das leuchtende Kreuz der Paulskirche, in der einmal geträumt wurde von einer viel später errichteten Einheit und Größe. In der Wilhelm Jordan seine Rede hielt für die Notwendigkeit einer deutschen Flotte, die wir, ein Menschenalter später, an des geeinten Reiches Küste gebaut haben; und die uns der meerbeherrschenden Insel verderbliche Feindschaft eingebracht hat.

Und ich sehe mich wieder als kleinen Jungen, der — natürlich am letzten Tag — die Pelzmütze schief auf dem Ohr, den Mantel offen, die Klüberstraße hinauf tobt, seine Laubsägearbeit für die Eltern in die Stadt zum Leimen und Polieren zu tragen. Wenn das Taschengeld nicht reichte, weil es zu stark angebrochen war — ein Sprung zur guten „Oppelline" ins Papierlädchen in der Junghofstraße und einen kleinen Pump getätigt! Sie starb als altes Mütterchen, las ich, vor zwei Jahren. Einen Kranz der Freundin unserer Jugend aufs Grab; dem späten Mädchen mit der rauhen Stimme, dem gebrannten Stirnlöckchen und dem guten, guten, verstehenden Herzen! Sie war Verkäuferin, später wohl Teilhaberin in einem kleinen Papiergeschäftchen dicht bei unserem Gymnasium. Wenn wir schlecht präpariert hatten, ließ sie uns rasch im warmen Stübchen die Pause zum Abschreiben der Vokabeln nutzen. Wenn wir unser Frühstücksbrot vergessen hatten, lieh

sie uns einen Groschen, beim Bäcker ein paar Kümmelwecke zu holen. Wenn wir einen Schmerz hatten über die Ungerechtigkeit eines Lehrers oder ein Herzweh über die schnippische Kühle eines Mädelchens von der Elisabethenschule, hörte sie uns ernsthaft an. Und um die Weihnachtszeit schrieb sie wohl auch kleine Geschenke stillschweigend an, die da heimliche Wege des Herzens gehen sollten. Mancher der Buben aus guter Frankfurter Familie, der bei ihr in der Kreide stand, hat erst als Student, erst als arrivierter Doktor der mit so rauher Stimme redenden, so gütig denkenden alten Jungfer die letzte kleine Schuld bezahlt. Aber bezahlt haben sie alle; das hat sie mir viel, viel später noch erzählt, als sie mich in Berlin besuchte.

Die festlich geschmückten Läden der Bockenheimer Gasse, der Zeil — ich könnte sie alle noch malen, im Schaufensterschmuck um die Christfestzeit vom alten Uhrtürmchen bis zum Türkenschuß, von Krapff und Hofer bis zum Römischen Kaiser. Freilich, wenn Zeit und Mammon reichte, ging ich lieber durch die Kalbächer Gasse wegen der herrlichen Kümmelwecke (wie die mir später in Berlin gefehlt haben, in der Stadt der ewigen „Schrippen"!), durch das immer in mystisches Dunkel getauchte Gäßchen, wo ich später, viel später - - im Übermut eines ersten April — die „römischen Steinsärge" finden ließ, bis die Polizei absperrte ... Dann durch die Schneehaufen hinauf an den Zettelaushang des alten Theaters. Was für mich? Was ich mir wünschen könnte zu Weihnachten? — Ah — „Wilhelm Tell"! Der literarische Vater war fürs Klassische. Der Erinnerung an den Gersauer Spaziergang am See entlang und dem Aufstieg zum Rütli spendierte er die

Karte. Ich habe dann Nasenbluten bekommen in der Apfelschußszene vor Aufregung und mußte an die Wasserleitung, anstatt in die hohle Gasse ...

Ja, und dann einmal an solchem verschneiten Spätnachmittag vor der Weihnacht, ich glaube fast, es war der heilige Abend selbst, schickte mich die Mutter noch Lichter holen für den Christbaum. Und ich fuhr zurück aus der Stadt mit dem Pferdebähnchen, — die strammen, gedrungenen belgischen Gäule, die ihre Menschenfracht von der Bockenheimer Warte bis zum Zoologischen Garten zogen, könnte ich heute noch malen, — die Arme voller Pakete, heimwärts. Saß ausnahmsweise im Wagen. Da plötzlich — ein Ruck, ein Schrei — der Wagen hielt, Menschen sammelten sich an, redeten durcheinander. Als ich, neugierig und erregt, vom Wagen sprang, trugen vier Männer gerade etwas in Tücher Gehülltes in ein Haus, nicht weit vom Uhrtürmchen. Ein Kind war überfahren. Es lief vielleicht in seiner Weihnachtsfreude — noch vom Licht und Glanz der Erker trunken, in denen Erhofftes ausgebreitet lag — selbst in den rollenden Wagen. Sofort tot. Ich kam blaß und still nach Hause; die Lichter hatt' ich im Wagen vergessen ...

Vielleicht sind alle, die damals das Bübchen beweinten, längst gegangen. Mir aber ist in allen den vielen, vielen Jahren, die zwischen damals und heute liegen, kein Christbaum entzündet worden, ohne daß ich ein paar Sekunden lang an das arme Bürschlein in seinen weißen Tüchern gedacht und sein Schicksal besonnen hätte. Ich habe ihn nicht gekannt, den Jungen; weiß nicht, ob er blond oder braun war. Aber er ist mir ein kleiner Freund geblieben. Er hat mir die erste Traurig-

keit in das fröhliche Fest getragen, die erste Mahnung, die aus alten Liedern klingt: „Media in vita“ ... Als ich viele, viele Jahre später diesen Titel auf ein Buch schrieb, hab' ich auch an das längst schlafende Bübchen gedacht.

Ich wäre undankbar, wenn ich auf die Weihnachten meiner Jugend zurückschaute und deiner vergäße, kleine Freundin mit dem Märchennamen! Du warst die erste, die dem Knaben, der ein Jüngling werden sollte, das Herz heiß gemacht. Auf dem Heimweg von der Schule auf dem Hügel, wo die bronzene Büste Gouioletts, des Verschönerers unserer Vaterstadt, steht, hielt mich stets wichtiges Gespräch mit gefälligen Mitschülern so lange auf, bis du kamst, errötetest unter dem Möwenmützchen, dankend grüßtest. Dann ließ ich die Jungens stehen, und wir gingen zusammen — du und ich — oft einen kleinen Umweg. Und ich liebte dich mit der ganzen Schüchternheit und dem ganzen Weh meiner vierzehn Jahre. Und eines Tages dicht vor der Weihnacht — der Goldfischteich war gefroren und der „Lachhannes“ trug eine schiefe weiße Kappe von Schnee — fragtest du schalkhaft, ob ich mir auch etwas von dir wünsche? Und während Ameisen durch meinen ganzen Körper liefen, nahm ich all meinen ganzen Mut zusammen und sagte: „Ja — einen Kuß! Nur einen!“ —

Und merkwürdig, dann erörterten wir, ganz sachlich, das „Wann“ und „Wo“. Besprachen's, wie der Kämmerer eines mittelalterlichen Papstes mit den Kardinälen das Zeremoniell eines Leichenbegängnisses besprochen haben mag ...

Am Morgen von Heiligabend sollte es sein. Da kauften die Mütter noch ein. Deine und meine. Und man glaubte uns die geheimnisvolle „Besorgung“. Im Palmengarten war sicher

an diesem Morgen kein Mensch; und der Grottenweg hinauf zum Schweizer Häuschen hoch überm See war dunkel und lauschig ...

Ich weiß nicht, ob die steile Treppe heut noch die Grotte bergauf führt; weiß nicht, ob man noch immer das Wasser dort seltsam rieseln und tropfen hört, daß es den Jungverliebten nahende Schritte vortäuscht. Weiß nur noch, daß ich dich geküßt und mir schrecklich den Kopf gestoßen habe an einem Felsvorsprung.

Es war nur e i n Kuß — und eine Beule. Blieb bei dem einen Kuß. Aber beseligt stand ich abends mit geschwollener Stirn unterm Christbaum — spielte nicht mehr mit der Festung und dem Kaufhaus; das denn auch zum letzten Male aufgebaut wurde. Ich hatte mir Heines „Buch der Lieder" gewünscht. Beglückt durch mein Geheimnis las ich: „Du hast Diamanten und Perlen, — hast alles, was Menschenbegehr, — du hast ja die schönsten Augen ..." Und ich beschloß, unbedingt Ähnliches zu dichten. Für dich! ... Es ist dann das erste gewesen, was ich schrieb. Verse natürlich, die — Gott sei Dank — niemals gedruckt wurden.

Bin ich indiskret? Nein. Niemand kennt dich heute mehr. Niemand weiß deinen Märchennamen. Auf einem weißen Steinkreuz steht er jetzt eingemeißelt. Denn du bist längst tot, liebes schlankes Mädel mit den schönen blonden Zöpfen. Du bist so früh gestorben und liegst so lange schon auf dem lieben Frankfurter Friedhof unter den Wartenden — vielleicht nicht weit von dem Bübchen, das mir den ersten Schmerz in die Christnacht trug.

Aber so lange ich lebe, vergesse ich dich nicht. Denn dein

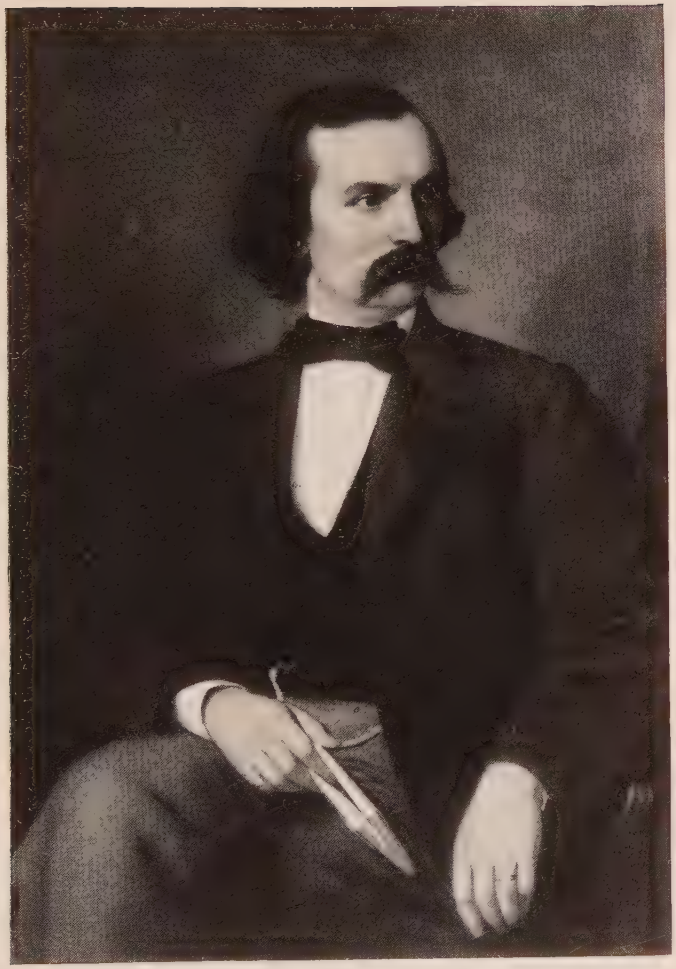
kleiner rosiger Finger — für den ich in meinem Tertianerherzen schon einen Ring ohne Stein erträumte — war der erste, der mir ein wenig die Tür des großen Geheimnisses öffnete, an dem unsere armen Herzen leiden und rätseln, bis sie zu müde werden zum Schlagen.

Nicht viele Weihnachtsbäume haben deine lieben blauen, unschuldigen Augen gespiegelt. Ich aber habe viele brennende gesehen und viele selbst entzündet. Und immer haben andere Wege, steil und verschlungen, von einem Baum zum anderen geführt. Vor keinem aber hab' ich vergessen, dich zu grüßen. Deine blauen lachenden Kinderaugen, den Glanz deines blonden Haares — den dämmrigen Weg am Wintermorgen durch die künstliche Tropfsteinhöhle des Palmengartens — und unterm Tannenbaum das erste Blättern im Buch eines Dichters, da jeder Vers ein Kranz wurde für deine reine Stirn ...

*

Es mag irgendwo hinter Memel oder auf einer windüberwehten Nordseeinsel brave Menschen geben, die nicht wissen, was der „Palmengarten" ist, oder die sich bei dem Namen vorstellen: irgendwo in Britisch-Indien hinter dem schneeweißen Marmorpalais eines Maharadschas, der sich die Unterhosen mit Diamanten zuknöpft, liegt ein märchenhafter Garten voller Palmen, *in* denen die Affen und *unter* denen der Maharadscha zuweilen sein Vergnügen findet.

Aber der Frankfurter, der echte Frankfurter, der in Frankfurt jung war mit Leib und Seele, der als Kind beim „Lachhannes" die Goldfische gefüttert, der bei Felix Kleeblatt Schwimmen gelernt hat; der an der alten Hauptwache noch



Der Vater Dr. Hermann Presber, geboren in Rüdesheim, gestorben in Frankfurt a. M.

Nach einem Ölgemälde von Winterwerb, Anfang der 70er Jahre

die Einundachtziger ins Gewehr treten sah, der im alten Schauspielhaus die Gündel noch beten hörte: „Ach, neige, du Schmerzensreiche . . .“ und die junge Thessa Klinkhammer, als „Ilka“, mit der Peitsche knallen hörte; der im „Senckenberg“ mit dem Katalog wie in einer Kirche herumging und sich beim Schneider-Andreas über den neuesten Thoma herumstritt: dem der Winter vom Taunus her über die Miquelstraße kam und der Frühling vom Röderberg — der Frankfurter kennt nur den einzigen Palmengarten, den es in Mitteleuropa gibt.

Der Begriff „See“ ist mir dort aufgegangen, im Palmengarten. Ich bin, zwölfjährig, pünktlich aus einem Grönländer ins untiefe Wasser gefallen und bin eine halbe Stunde später im Schlafrock meiner schönen Base Klara in der dem Garten benachbarten Villa meiner Tante Tinchen herumgegangen. Das erste „Schweizerhaus“ habe ich im Palmengarten kennen- und lieben gelernt, lang ehe mir die Wunder der Furka und des Gotthard aufgingen; und der volle Kamelienflor in den hellen Glasgängen um das Palmenhaus herum duftet oft noch schwer in meine Träume. Zu meiner Zeit stand an der Biegung eines der zauberhaften Blütengänge ein Strauß unter einer Glocke. Der Strauß war echt und schien aus zartestem Moos zu wachsen. Aber die Glocke war nicht aus Glas, sondern aus dünnfließendem Wasser. Und diese glitzernde Glocke aus Wasser über dem Strauß war eines meiner ersten „Lebenswunder“, dessen ich mich entsinne.

Und oben im Saal — ich glaube, auch den Begriff „Saal“ verdanke ich dem Palmengarten — da saßen nachmittags an gedeckten Tischen viele Damen, manchmal auch meine Mut-

ter; und sie tranken ein Täßchen Kaffee und aßen Streuselkuchen dazu. Wenn der weißhaarige repräsentable Kapellmeister den „Pilgerchor" dirigierte, dann verstummten die Gespräche, und die Köpfe der alten Tanten nickten still vor sich hin ... „Wagner" ... „Bayreuth" ...!

Damals war „Bayreuth" noch ganz was Neues und Rares. Und als meine Mutter von der ersten, von ganz Deutschland wie heute kein Meister-Boxkampf mit Spannung erwarteten Aufführung des „Ring" zurückkam, zeigte sie fabelhafte Inszenierungen auf Photographien und fragte vorher: „Rudolf, hast du dir auch die Hände gewaschen?"

Das ist nun längst meine Gewohnheit geworden; und auch sonst hat sich viel geändert, und ich glaube, die Inszenierungen von damals sind überholt. Aber immer, wenn ich den „Pilgerchor" wieder mal höre, ziehen die alten Damen — sie sind alle längst tot und erlebten den Streuselkuchen zu zwanzig Mark das Stück nicht mehr — an meiner Erinnerung vorbei: und der weißhaarige Kapellmeister dirigiert sein Geister-Orchester im Palmengarten.

Ach, und dann die Eisbahn! Ich habe sehr eifrig, aber nie besonders hervorragend Schlittschuh gelaufen. Meine Freunde, der Gustav Ohlenschlager (jetzt schießt er in Afrika fürchterliches Wildbret und nimmt Termine in Omaruru wahr) und Franz, der Sohn vom Operndirektor Schwemer, die holländerten wundervoll. Unter der Hängebrücke durch liefen sie Bogen und „Achter", als ob das was Selbstverständliches wäre. Und sie zogen sich dazu wildlederne Handschuhe an. Dessen erinnere ich mich g a n z genau, das hat mir damals besonders imponiert. Meine wollenen Handschuhe aber waren

immer naß, weil ich so oft in die Schneehaufen an der Seite fuhr ...

Und die netten, netten Mädels damals! Ich meine, so hübsche Backfische gibt's heute gar nicht mehr. Die Emmi ..., die Paula ... und die Klara ..., wo sind sie wohl alle jetzt!? Jaso, die Klara habe ich mal wieder getroffen auf der Brücke in Halensee, als stattliche Dame, einen Sohn an der Hand. Und wir sprachen, wenn ich nicht irre, vom Palmengarten. Denn die Eisbahn im Winter und die schönen beschneiten Bäume und Felsen unter dem Schweizerhaus, zu dem man auf erfreulich dunklen Felsentreppen hinaufstieg — „Oh, daß sie ewig grünen bliebe!" ... Er hat unrecht, der Schiller. Die erste Zeit der jungen Liebe war bei uns weiß verschneit und hing voller Eiszapfen. Und die Eisenschuhe krachten über den Palmengartensee ... Und im „Irrgarten" hat sie dann — symbolisch — geendet.

Mein Gott, ja, das kleine Nashorn im Zoologischen Garten war ja auch mal ein Freund von mir. Aber die Palmen, die stillen, die durch Tausendundeine Nacht ihre Schatten werfen, und die vielen, vielen Rosen auf dem Hügelchen, auf dem immer die Kathi Frank, die üppige, gefeierte Tragödin des Stadttheaters ihre Rollen lernte, die Azaleen und die vielen, vielen hübschen Mädels auf dem gefrorenen See ... Komisch, jetzt hör' ich den „Pilgerchor" ...

Und es duftet ein wenig nach Bohnenkaffee, gutem, echtem Bohnenkaffee ...

Alter, lieber Palmengarten!

*

Zu der anderen großen öffentlichen Bildungsstätte meiner Vaterstadt — dem Zoologischen Garten — kam ich nicht ganz so häufig wie in den meiner Elternwohnung im Westen viel näherliegenden Palmengarten. Aber wenn ich den Weg fand zu den vielen, im schönen Park verstreuten Käfigen waren es — bis zu der Zeit, da den Frackgeschmückten die bürgerlichen Maskenbälle mit ihrer nie ausartenden rheinischen Fröhlichkeit im Gesellschaftshaus dort anzogen — im wesentlichen die Affen, die mir dort zu schauen, zu lachen und nachzudenken gaben.

Das Nashorn, das meiner frühen Freude am Grotesken in blöder Scheußlichkeit entgegenkam, starb bald oder wurde verkauft. Die Raubtiere stanken mir zu sehr. Die Giraffen und Steinböcke fand ich langweilig. Die Bären wurden mir eigentlich erst entfremdet, als einer davon, der besonders gutmütig aussehende Eisbär eine im Irrsinn an dunklem Abend in seinen Käfig gekletterte Köchin aufgefressen hatte. Die Schlangen ekelten mich, und das in die Ecke ihres Käfigs zitternd geduckte Kaninchen, das mit roten Augen den Tod kommen sah, erfüllte mich mit Wut gegen die schleichenden Bestien. Denn ich begriff erst allmählich, daß in dieser herrlichen Schöpfung ein jedes Geschöpf dazu da ist, von einem Größeren, Stärkeren gelegentlich überwältigt und aufgefressen zu werden.

Aber — die Affen!

Wenn mich einer fragte: welche Tiere in der ganzen Schöpfung mich von jeher am meisten interessierten und mich heute noch wirklich fesseln können, so würde ich sagen: die Ameisen und die Affen.

Ameisen kann man nur in der Freiheit beobachten. Zoo-

logische Gärten widmen sich ihrer Zucht und Pflege nicht. Von dem Affenkäfig aber im Zoologischen Garten meiner Vaterstadt Frankfurt war ich schon als Kind schwer wegzubringen. Ich weiß genau, daß ich, die Affen beschauend, die wunderliche Mischung von Tragik der Gefangenschaft und dem Humor ihrer Unarten früh empfand. Ja, ich hatte einmal, so als Zehnjähriger, den mitleidigen Plan, heimlich, wenn es die Wärter nicht sähen, ein paar von den behaarten Kerlchen in Freiheit zu setzen. Viel später habe ich, als Liebhaber und Egoist zugleich, zweimal Affen gekauft und — an Freunde verschenkt. So konnte ich mich oft an den Possen und Einfällen der Tiere ergötzen, ohne daß sie mir meine Vorhänge herunterrissen und mit der flachen Affenhand in meinen Spinat klatschten. „Les douleurs des autres", das hat schon Rochefoucauld gewußt, sind leichter zu ertragen. Der eine von den Kerlen, die ich eines Herbstes in Hamburg erwarb, hat sich dann am ersten kalten Wintertag in der Villa meines beschenkten Freundes in der Holzhausenstraße in die Zentralheizung verkrochen. Zwei volle Tage saß er still in dem Heizschacht, war durch nichts herauszulocken und verhinderte das Feueranmachen. Die ganze Familie saß zähneklappernd in Pelzen herum, bis nach etwa fünfzig Stunden eine listig an einen Bindfaden gebundene Banane den Hungernden langsam nach vorne lockte.

Daß man Affen liebt, dressiert, beobachtet, verwöhnt, all das habe ich — obschon meine Nase warnte — ganz gut begriffen. Wie man aber just diese Tiere „heilig" sprechen kann, wie das die Inder tun, und sich von ihren Narrheiten schikanieren lassen mag, das habe ich weniger verstanden. Alles

Heilige und Göttliche in den religiösen Vorstellungen anderer Völker hat wenig Humor. Ausgenommen bei den Japanern, deren Götter mit Vorliebe vergnügt sind; und bei den sonst so ernsten Indern, die sich von den heiligen Affen von Benares geduldig mit Speiseresten schmeißen lassen.

So oft ich an Gibraltar vorbeifuhr — zweimal bin ich auch ein bißchen darauf herumgeklettert, soweit es der englische Argwohn erlaubte —, haben sich meine Gedanken mit den Affen beschäftigt. Mit den letzten Affen Europas, die sich auf dem bedrohlichen Felsen, der das Mittelmeer schützt und sperren kann, bis heute erhalten haben. Früher, ganz früher hat es eine Menge davon auf unserem Kontinent gegeben. Damals konnten die Kerle noch mehr Kälte vertragen, jetzt ziehen die verwöhnter gewordenen der Wärme nach. Auch das macht sie mir sympathisch. Ich friere auch nicht gern. Nur ein paar Pavianarten klettern noch in feuchtere, in kühlere Felsregionen, Ich finde es in der Ordnung, daß es just die häßlichsten Affen sind, die dem Frost trotzen. Ich bin auch der Ansicht, daß die Eskimos oben im ewigen Eise die häßlichsten Menschen sind.

Wenn man nicht als Forscher, sondern als Liebhaber einer Sache nähertritt, so ist es immer das Menschenähnliche, das unser Interesse, unsere Teilnahme, unser Mitleid weckt. Das ward in nachdenklichen Stunden schon meiner Kindheit früh bewußt. Wir können alle ein garstiges und unserem Wesen fremdes Tier vielleicht eher körperlich leiden und sterben sehen, als einen Hund, der unsere Worte und Winke verstanden und unsere Befehle ausgeführt hat; oder gar als einen Affen, der uns in Körperbildung, Bewegungen und manchen Gewohn-

heiten verdächtig ähnlich sieht. Ein berühmter Forscher und Jäger hat einmal erzählt, wie er niemals mehr auf einen Affen schoß, seit er einmal ein Muttertier getroffen, das, hinter der fliehenden Herde zurückbleibend, sein Junges fest an die verwundete Brust preßte und mit der anderen Hand ruhig das Blut von der Wunde zu wischen suchte und dabei mit unendlich schmerzlichem Gesichtsausdruck, ganz still sitzend, den Tod erwartete.

Das Menschenähnliche ergreift, fesselt, amüsiert uns. Tua res agitur . . .! Und dann — der Gedanke an Darwin und seine, den Amerikanern so schreckliche Lehre. Das heißt, wir sagen „Darwins Lehre". In Wahrheit aber hat der große englische Forscher selbst in seiner „Entstehung der Arten" die letzte Konsequenz gar nicht gezogen. Aber seinem Werk wohnte die Logik inne, die seine Nachfolger und Vollender — Ernst Haeckel an der Spitze — rücksichtslos aussprachen. Jedenfalls gibt es in Beurteilung des Darwinismus nur drei Möglichkeiten. Entweder Darwin hat recht — dann habe ich, und jeder andere Mensch natürlich auch, mit dem Vetter Schimpansen gemeinsame Urahnen. Oder zweitens: Darwin hat nur annähernd recht — so in der Richtung, die Linné in Erwägung zog, daß alle Arten derselben Sippe anfangs nur eine Sippe gebildet hätten — na, dann ist die Verwandtschaft von mir und der anderen mit dem Schimpansen kaum eine sehr viel weitere. Oder drittens und letztens: Darwin hat sich geirrt und ist nicht, wie Haeckel wollte, der Newton der Biologie gewesen; so bliebe doch seines Gegners Wigand Wort bestehen: daß nämlich Darwins Lehre nicht als Glied oder Kapitel zur Naturforschung ge-

höre, sondern sich zu ihr etwa verhalte wie ein interessanter Roman oder ein wunderliches Märchen zur Geschichte ... Aber das ist just das Seltsame, es gibt Stunden und Stimmungen im Menschenleben — und wahrhaftig nicht nur in der Kindheit —, in denen uns Märchen und Romane lieber, vertrauter, näher, ja sogar wahrscheinlicher erscheinen als die erwiesene, mit Dokumenten zu belegende Geschichte.

Hat Darwin aber recht gehabt, so hat er die poetische Schöpfungsgeschichte mattgesetzt. Hat er nicht recht gehabt, so hat man mit ihm den wissenschaftlichen Begründer einer der größten Verleumdungen der Menschheit im Ehrengrab der Westminsterabtei beigesetzt. Man hat die Wahl.

Aber man hat nicht die Wahl: die Menschenähnlichkeit der großen Affenarten — oder sagen die Affen vielleicht: die Affenähnlichkeit der Menschen — anzuerkennen oder zu leugnen. Der Vergleichspunkte sind zu viele. Das Gerippe des homo sapiens und des Gorilla nebeneinandergestellt ergibt eine peinliche Ähnlichkeit. Aber mehr als das Gerippe sagt noch die Hand. Die Ausbildung des wichtigsten lebendigen Werkzeuges, das von der Intelligenz zum Gebrauche angehalten wird. Und dann die Neugier und die Kunst der Verstellung, die auf dieselbe Familie deutet. Ein Professor, der sich, wenn es wahr ist, monatelang in einem geräumigen Käfig mitten in den Urwald gesetzt, um die Affensprache zu studieren, hat auch eine, wenn auch primitive, so für den Urwald und seine Sitten doch genügende Affensprache festgestellt. Ich spreche nicht sehr gut Sprachen, diese neueste blieb mir gänzlich fremd. Aber ich habe oft gesehen, wie wirklich überlegen die behaarten Vettern in der Mimik unseren besten Schauspielern

sind. Was ein Hutaffe oder Maki mit Stirnrunzeln, Ohrenbewegen, Zähnefletschen, Augenzwinkern, Mundwinkelverziehen alles sagen und ausdrücken kann, das macht ihm auf der Kunstbühne der Menschheit kein Prominenter nach. Und daß w i r diese gegrinsten Monologe ohne viele Mühe verstehen — auch das deutet auf eine gewisse Verwandtschaft, die unser stolzes Hirn leugnen möchte.

Einen Unterschied von Bedeutung lieben die Gegner Darwins anzuführen: Der junge Affe lernt rasch und erreicht eine gewisse Lebensklugheit. Der alte Affe lernt nichts hinzu und verdummt allmählich. Der Mensch hingegen ... Wirklich? Wo kommen denn die Wunderkinder auf der einen Seite her und auf der anderen Seite die alten Herren, die ihr ganzes Leben lang wenig gelernt und viel vergessen haben?

Wie wir Menschen so ungefähr — Jünger und Gegner Darwins — über den Affen denken, das läßt sich unschwer feststellen. Wie aber der Affe, der uns manchmal aus dem Käfig und aus Bildern von Gabriel Max mit so listigen Augen kritisch beobachtet, und der uns so famos karikiert, über u n s denkt, das ist und bleibt wohl eine ungelöste Frage.

Diese Frage aber muß mich schon in meinen jungen Jahren stark beschäftigt haben. Denn — als einen der allerersten Versuche, meine Phantasie spielen zu lassen, hob ich lange Zeit ein noch auf ein wohl aus einem Schulheft gerissenes liniiertes Papier mit ungelenker Knabenhandschrift geschriebenes „Gespräch" auf. Ein ersonnener Dialog wer's zwischen zwei Affen — einem Maki und einem Pavian. Die beiden unterhielten sich über die Unarten der sich so stolz vorkommenden Menschen vor ihrem Käfig. Und diese Objekte ihrer Affenkritik waren

Leutchen, die ich nichts weniger als lieb gewann. Mein Mathematiklehrer, der freilich auch keinerlei Veranlassung hatte, mich glühend zu lieben, an der Spitze.

Dieses Manuskript, das ich noch als junger Doktor besaß, ist mir mit einer ganzen Mappe von ähnlichen, nur für mich wertvollen Niederschriften aus meiner Jugendzeit bei einem Umzug verlorengegangen. Hoffentlich taucht's nicht nach meinem Tode in einem Autographenkatalog auf. Als: „Unveröffentlichtes Manuskript. Eigenhändig. Bemerkenswert durch seine orthographischen Fehler."

*

Mit diesen beiden Gärten, dem „Palmengarten" und dem „Zoo" verglichen, war unser Hausgärtchen in der Klüberstraße eine Puppenangelegenheit.

Ich habe als reifer Mann in diesem Gärtchen hinter dem längst verkauften, längst von Fremden bewohnten Haus gestanden und habe mir lächelnd überlegt: wie war das nur möglich? Wie ging in dieses Gärtchen mit den drei nicht großen Beeten, mit dem Kirschbaum, der wenig trug, dem Pflaumenbaum und der Platane, mit der Eschenlaube, mit dem durchsichtigen Gebüsch an seinen Mäuerchen — wie ging in dieses freundliche, aber winzige Stückchen stiller Erde all das Herrliche hinein, was ich als Kind darin sah und als Junge darin erlebte! Wie war es möglich, daß dieses schüchterne Fleckchen einmal mein Frühling war, mein Sommer, der mir die Blumen lieb machte und das Wunder der Rosen erschloß, mein Herbst, auf dessen Früchte ich mich freute, und das Schlachtfeld meiner Schneeballschlachten? Wie war es möglich, daß die troja-

nischen Helden und die federgeschmückten Indianer der Lederstrumpfgeschichten darin schlichen, duckten und kämpften; daß Robinson Crusoe hier die Spuren der ersten Menschen im Sande fand; daß Ali Baba und die vierzig Räuber hinter diesen Mäuerchen ihre Schätze bargen, und daß Don Quichotte und Sancho Pansa von jenem Läubchen ausritten zum Kampf gegen die Riesen? Wie war das möglich, daß wir uns hier im Kinderspiel gehascht, versteckt, gebalgt und versammelt, und wenn der Herbstabend rasch einfiel, in den schon bunt gefärbten Sträuchern und unter der Platane, die schon kahl und knorrig ihre Äste reckte, auch ein bißchen vor den Gestalten der eigenen Phantasie uns gefürchtet haben!

Es war möglich. Denn Kinder sind die großen Künstler und Phantasten, die sich um die Zeit nicht kümmern und souverän mit dem Raum schalten. Die den merkwürdigen flüchtigen Zustand zwischen Traum und Erwachen festhalten in dem wunderlichen Ernst ihrer Spiele; und die zugleich Geschöpfe der Vergangenheit, von der ihre Märchen erzählen, und Sprossen der Zeit sind, die sie umgibt und modelt und erzieht.

Kindsein heißt allen Zauber auskosten, der in dem Blühen und Welken der Natur verborgen wirkt. Kindsein heißt auf kleinstem Raum in seinen Spielen ein ahnungsvolles Gleichnis geben der Pflichten der Erwachsenen, die das Vorbild dieses Zeitvertreibes sind. Kindsein heißt in dem kleinen Reich eines Hofes, eines Gärtchens, einer Familie die Welt gebildet und erfüllt sehen und doch immer wieder auf schaukelnden Träumen hinausfahren in das Ungewisse, Unbekannte, Ersehnte, das hinter diesen bravgeblümten Tapeten, diesen nüchternen

Mäuerchen, diesen korrekt geschnittenen Bäumen liegen mag. Kindsein heißt der Welt den reinen Spiegel der Unschuld vorhalten und das später schier Unentwirrbare ganz einfach begreifen und sehen und spielend Gedanken denken, die der Erwachsene nach Jahrzehnten nur bei ganz großen Dichtern in Worte gebannt findet.

In diesem kleinen Gärtchen, das zwischen anderen Gärten lag, die größer an Umfang, reicher an Blüten, üppiger beschattet von hohen Bäumen waren, bin ich Kind gewesen. Ein glückliches und zufriedenes Kind. Und alle Elfen, Zwerge, Feen und Riesen meiner bunten Bilderbücher und ihrer Märchen haben in diesem Gärtchen hinter dem nüchtern und gerade aufsteigenden Etagenhaus mit mir gehaust und haben mir eine Welt voller Träume und Abenteuer lebendig werden lassen.

Heut weiß ich es, der Garten war nicht schön,
Der kleine Garten, den ich liebt' und kannte:
Doch allen Frühlings Blühn und Lustgetön
Lag eng umfaßt in seinem grünen Lande.
Längst weiß ich, wo die schönern Rosen stehn,
Wo stolzre Lauben duft'ger meiner warten —
Doch will ich recht in Lenz und Sonne gehn,
Schließ' ich das Aug' und such' den kleinen Garten.

Heut weiß ich es, der Garten war nicht groß,
Drin wir geschlungen frühlingsfrohe Ketten;
Drin wir gehascht uns, wild und atemlos,
Und uns versteckt in Sträuchern und Bosketten.

Wie konnt's geschehn, daß auf so kleinem Raum
So viele Freuden eines Menschen warten? . . .
Ach, träum' ich heut noch meinen schönsten Traum,
Spiel' ich, ein Kind, in diesem kleinen Garten.

Heut weiß ich es, nicht jedes Spiel war klug,
Das uns geschart um bunte Kinderfahne,
Das uns wie Sturmwind durch die Büsche trug
Und in die knorr'gen Äste der Platane.
Ach, Spiele lernt' ich hinter Fahnen her,
Da ich erwuchs, Spiele von schlimmern Arten —
Und friedlich grüßt von meiner Kindheit her
Als Friedensparadies ein kleiner Garten!

Heut weiß ich's, alle diese Blumen sind
Verloren längst seit jenen fernen Tagen.
Die einen welkten, andere hat der Wind
Mit hurt'ger Faust gefaßt und fortgetragen.
Doch naht sich einst, vollendend mein Geschick,
Der Todesengel auf den leisen Schuhen,
Wird e i n m a l noch des Müden letzter Blick
Auf d i e s e s Gärtchens lieben Blüten ruhen.

*

Aus der zweiten Etage unseres Hauses, die wir bewohnten, konnte man über die Gärten hinweg das Haus eines reichen Mannes sehen. Nennen wir ihn Sauermann.

Der reiche Mann — er soll in Amerika sein Geld verdient haben und flaggte gern mit dem Sternenbanner, wenn's was

zu feiern gab — war sehr reich. Aber er war auch sehr magenkrank und sehr verärgert. Mit seinen Kindern konnte ich nie recht spielen, weil sie Ponys hatten und ich nicht; und wenn sie auf die Straße gingen, hatten sie Glacéhandschuhe an und eine Gouvernante neben sich oder einen Hauslehrer.

Ich hatte keine Gouvernante und keine Glacéhandschuhe, aber mein braves Kindermädchen, die Sophie. Die war befreundet mit der Köchin des reichen Mannes, der da ein ganzes großes Haus bewohnte und verärgert und magenkrank war.

Und der reiche Mann interessierte mich sehr; denn ich dachte mir, er lebt in dem großen Hause mit den vielen Fenstern und den drei Balkonen und dem großen Garten wie ein König. Und wenn nachmittags pünktlich um vier Uhr der Landauer vor der Tür stand mit den schlanken Apfelschimmeln davor und der Kutscher, der, den schwarzen Bart nach oben gewichst und die blanken Lackstiefel mit gelbem Stulpenrand, auf dem Bock saß und an den Zylinder griff, wenn der Herr Sauermann (er hieß nicht genau so, aber ähnlich) mit einem Gesicht, als ob er Essig getrunken, einstieg, um in den Stadtwald zu fahren, dann dachte ich mir — denn das alles konnte ich von meinem Fenster aus gut sehen —, so fährt der König im Märchen spazieren. Der König, der noch lebt, wenn er nicht gestorben ist.

Und wenn die Sophie manchmal der Mutter erzählte von ihrer Freundin, der Auguste, das war die Köchin da drüben, dann legte ich die Bauklötzer hin und hörte zu. Nein, was da alles gekocht und gebraten und gesotten wurde am Tag! Haselhühner und Krebse und sogar Poularden und Fasanen! Und von all dem Geflügel aß der reiche Mann nur ein Brust-

stück, hatte die Auguste erzählt, und manchmal nicht einmal das. Und Weißbrot tunkte er in dunklen Wein, der direkt aus Spanien kam; aber Vater sagte, den kelterten sie dort mit nackten Füßen in den Bütten. Und das versöhnte mich ein wenig damit, daß er nicht auf unseren Tisch kam. Und abends aß der reiche Mann einen warmen Pfannkuchen, in den Kalbsmilch und gehacktes Hirn und Champignons hineinkamen. Champignons, das waren die kleinen Schwammerlinge, die meine Mutter mühsam im Keller gezüchtet hatte; worauf uns dann allen so schrecklich schlecht geworden war. Und der alte Doktor Schilling hatte gesagt, es wären gar keine Champignons gewesen, sondern ich weiß nicht was.

Und das interessanteste war, daß die Auguste, — rund war sie wie ein Apfel und nicht sehr jung, aber sie trug, wenn sie morgens auf den Markt ging, einen Hut, wie meine Sophie nie tat, und hatte eine große Tasche am Arm, auf der was Gesticktes war. Ich glaube, ein Rosenbukett. Aber das wollte ich nicht erzählen, sondern dies: die Sophie berichtete fast einen über den anderen Tag, daß die Auguste „auf ein ganz großes Glück warte". Auf ein doppeltes Glück sogar. Denn eine Zigeunerin hatte ihr bei einem Sonntagsausflug im Walde geweissagt, daß sie ein schrecklich großes Glück haben werde, sowohl im Spiel als auch in der Liebe.

Und weil die Auguste auf das schrecklich große Glück in der Liebe wartete, so nahm sie den braven Kutscher des Herrn Sauermann, der Adam hieß, nicht zur Ehe; obschon der Adam sich nur für *sie* den Schnurrbart so hoch wichste und seit Jahren um die Auguste warb; und obschon sie selbst in diesen Jahren nicht jünger und schöner geworden war. Sie wartete

auf das große Glück. Und um es vielleicht zu beschleunigen, ging sie oft Sonntags nachmittags in den „Palmengarten", setzte sich auf eine Bank in die Nähe der Musik und hoffte auf Bekanntschaften. Sie hat vielleicht auch welche gemacht, aber keine davon endete mit dem großen Glück. Da sie ein solches aber auch im Spiel haben sollte, so gab es kaum eine der billigeren und erschwingbaren Lotterien, in der sie nicht mitgespielt hätte. In ihrer Kommodenschublade hatte sie immer — das hatte die Sophie selbst gesehen — Lose von der Holzlotterie und von der Silberlotterie, durch die sich der „Zoo" wieder auf die Beine helfen wollte, und von der Pferdelotterie, die jedes Jahr mit dem großen Pferdemarkt — nach dem angeblich der „Roßmarkt" hieß, auf dem der Johann Gutenberg steht — gleichzeitig veranstaltet wurde.

Da geschah's ... Ja, wahrhaftig, ich weiß es noch wie heute. Eines Tages im Herbst kam die Sophie vom Markt, früher als sonst. Erhitzt und ganz schrecklich aufgeregt war sie und hatte ganz unsinnige Sachen eingekauft in der heftigen Erregung. Denn — die Zigeunerin hatte wahrhaftig recht behalten! Ein Los der Auguste, eines von vielen, ein Los in der Pferdelotterie hatte den „Großen Preis" gewonnen. Einen Vierspänner. Vier lebende Pferde mit einem wundervollen Landauer dahinter und mit vollständigem Geschirr im besten Leder, mit gestempeltem Silber verziert.

Einen Tag lang war das Personal in der ganzen Nachbarschaft wie verrückt. Die Köchinnen ließen die Suppen anbrennen, und die Hausmädchen ließen die Betten aus den Fenstern fallen. Und die Kinder standen auf der Straße und tuschelten. Daß so was passieren konnte! Eine Köchin, die dicke Auguste,

gewann einen richtigen hochherrschaftlichen Vierspänner! So einen, wie ihn der abgesetzte Herzog von Nassau in einem verbotenen Tempo über die Bockenheimer Landstraße kutschierte. Das Ansehen der Auguste stieg hoch — und erst das Ansehen der Zigeunerin! ... Und es war vergessen, daß die Prophetin damals die silberne Uhr der Auguste mitgenommen hatte.

Über alle Phasen der Angelegenheit berichtete die Sophie meiner Mutter; und ich baute nicht mehr mit meinen Bauklötzern und ließ meine Zinnsoldaten in der Schachtel und hörte nur immer mit spitzen Ohren und offenem Munde zu. Also zehntausend Mark bekam die Auguste sofort bar hingelegt für den Viererzug, wenn sie ihn sofort zurückgab. Rappen waren's übrigens. Rappen! Gleich von der Lotterie selbst konnte sie das schrecklich viele Geld bekommen. Und ein Händler hatte ihr noch dreihundert Mark mehr geboten, wenn sie sofort zuschlüge.

Aber die Auguste schlug nicht zu, obschon sie wußte, daß sie, sobald Wagen und Geschirr auch nur einmal benutzt waren, nur noch achttausend Mark bekommen konnte. Sie schlug nicht zu.

Einmal wollte sie auch „wer" sein. Vornehmer, reicher als ihr Brotherr, für den sie immerzu die Poularden briet und das Hirn hackte. Einmal wollte sie — wie er — in ihrem eigenen Wagen in den Stadtwald fahren, nach dem Forsthaus und nach der Schweinstiege, und am „Palmengarten" wollte sie auch vorbeifahren, und die Portiers sollten die Hand an die grüne Mütze legen und sie grüßen im Vierspänner. Einmal! Und nicht bloß mit zwei ältlichen Apfelschimmeln,

wie Herr Sauermann, wollte sie fahren, nein, mit Rappen und gleich mit vieren!

So stand denn eines Tages, und zwar an einem wunderschönen Herbstnachmittag, um vier Uhr nicht der Landauer des Herrn Sauermann vor der Tür des Prunkhauses, sondern ein Vierspänner. Herr Sauermann aber war an diesem Tag fluchtartig mit der Bahn nach Wiesbaden gefahren. In dem so plötzlichen wie heftigen Begehren, Verwandte zu besuchen, die er nicht ausstehen konnte. Die Sophie wußte das. Und alle Kinder der Nachbarschaft waren vollzählig versammelt auf der Straße und bestaunten die Rappen, deren Fell wie ein Spiegel glänzte, und bestaunten den Fond des Wagens, der mit blauer Seide ausgeschlagen war, und bestaunten den Kutscher Adam, der sich eine Ehre draus machte, unbeweglich und stolz, als wartete er auf den Kaiser von China, da oben auf seinem hohen Bock zu sitzen.

Einige Minuten nach vier Uhr aber tat sich die Tür auf, und Auguste trat heraus. Mit der Karoline, der Köchin vom Sanitätsrat nebenan, die aus demselben Taunusdorf stammte wie sie selbst, aber noch ein bißchen dicker war. Da griff der Adam, während die Linke die Zügel hielt, mit der Rechten an den hohen Hut, und der große Bruder von meinem Freund Theo, der damals schon in die Schule ging, warf in spontaner Begeisterung seine Mütze in die Luft und rief „Hurra!" Und da riefen auch alle anderen „Hurra!" und nochmal „Hurra!" Hinter mir aber sagte ein Herr, der sonst immer im Gehen die „Frankfurter Zeitung" auf der Straße las, aber diesmal stillstand und zuschaute, zu seinem Nachbar: „Da hätten wir den sozialen Ausgleich!" Das weiß ich noch genau,

daß er so sagte, denn ich habe abends meinen Vater gefragt, was das ist, „sozialer Ausgleich". Und da hat er gelächelt und gesagt: „Das ist etwas, mein Junge, was nie kommt, und wenn noch so viele Köchinnen Viererzüge gewinnen!"

Da habe ich nun allerdings soviel gewußt wie vorher.

Aber ich will folgerichtig erzählen ... Dann sind also die Auguste und die Karoline zusammen in den funkelnagelneuen Landauer gestiegen. Der Wagen hat sich ein bißchen auf die Seite gebogen. Und die beiden haben Komplimente gemacht und einander den Vortritt gelassen und den Ehrensitz angeboten, ganz wie große Damen. Dann saßen sie beide im blauseiden gefütterten Fond, den sie so völlig ausfüllten, daß weiß Gott kein Apfel dazwischen konnte. Und der Adam hat die Peitsche über die Köpfe der vier Rappen flitzen lassen, und die sind losgefahren. Und ein Jubel war hinter ihnen, nicht zu beschreiben! Denn es waren doch lauter Nachbarskinder, die sich da versammelt hatten.

Die Spazierfahrt hat dann — aber das weiß ich nur aus Erzählungen, nicht aus eigener Erfahrung — sehr seltsam geendet. Der Adam, der tagaus, tagein immer dieselben frommen Apfelschimmel zu fahren gewohnt war, zeigte sich den wesentlich jüngeren Rappen nicht recht gewachsen. Und es waren gleich vier! Bis über die Mainbrücke ging es noch gut. Die beiden Freundinnen im Fond genossen restlos die Freude des Bestauntwerdens. Draußen aber im Stadtwald kam ihnen ein bekränzter Leiterwagen mit singenden Ausflüglern entgegen. Da scheute erst das eine Vorderpferd und dann das andere; und bald war die Spazierfahrt ein ziemlich zweifelhaftes Vergnügen geworden. Denn der Landauer schlug bald

nach links und bald nach rechts, und der Adam riß wie verrückt an den Zügeln und warf den Oberkörper zurück, daß es schien, als ob er hinten bald in den Wagen fiele. Da, im schrecklichsten Augenblick des Abenteuers soll die Auguste, während die Karoline weinend den Tag ihrer Geburt verwünschte, sich schwankend erhoben haben im Wagen und, sich an die überhängenden Livreeschösse des Adams klammernd, gerufen und geschworen haben: „Adam, wenn Sie uns heil nach Hause bringen, heirate ich Sie!"

Und der Adam — wie er's schließlich gemacht hat, weiß ich nicht, denn ich war damals nicht im Stadtwald — der Adam hat sie wirklich heil nach Hause gebracht. Allerdings sahen sie schrecklich echauffiert und mitgenommen aus, und auf die Vorüberfahrt am „Palmengarten" haben sie verzichtet!

Der Adam hat dann richtig die Auguste geheiratet. Und von dem Erlös des Viererzugs und einigem Ersparten haben sie sich in bescheidener Gegend eine kleine Gastwirtschaft gekauft. Das Schild ihrer Wirtschaft aber wies sinnvoll noch lange auf den Roman ihres Lebens hin. Denn darauf stand, von einem häufig erneuten Tannenkranz anmutig gerahmt, in goldenen Buchstaben zu lesen: „Zu den vier Rössern!"

*

Aus meiner Jugendzeit habe ich mir eine Vorliebe für wilde Kastanien bewahrt.

Immer wieder freut's mich auf herbstlichem Spaziergang, wenn solch dicke, grüne Stachelfrucht direkt vor meine Füße fiel und im Berühren des Bodens die dicken grünen Hülsen wie Muschelschalen springen ließ. Zwei reizende Kastanien

von jenem herrlichen, glänzenden Braun, das nur diesen Früchten, sehr edlen Pferden und den Haaren der allerschönsten Frauen eigentümlich ist, rollten vor mir über den Weg. Fast unbewußt bücke ich mich rasch und hebe die beiden braunen Herbstkinder sorgsam auf, ehe sie den Schmutz der Fahrstraße berühren. Unbekümmert um Spaziergänger, die mitleidig lächeln über diesen erwachsenen Menschen, der Roßkastanien sammelt, betrachte ich im Weitergehen die Früchte und denke nicht ohne Wehmut an die Zeit, da ich sie leidenschaftlich suchte. Da ich sie in eine alte Zigarrenkiste sammelte und betrübt täglich, stündlich konstatierte, wie ihr schöner Glanz blasser wird, wie sie an Glätte verlieren und Runzeln bekommen.

In einem Nachbargarten lieber Freunde in der Niedenau standen damals zwei Bäume, die ich sehr, sehr lieb hatte. Der eine war ein ungemein fruchtbarer Birnbaum, der stand im Hintergarten und war von der Mauer aus gar so bequem zu erreichen. Der andere war ein Kastanienbaum und beschattete mit breit ausladenden Ästen den kleinen Vorgarten. Fast zur selben Zeit waren alljährlich die Früchte der beiden Riesen reif, und das waren hohe Festtage für uns Kinder. Breite glänzende Ketten von braunen Kastanien trugen wir dann stolz um den Hals, und die Taschen waren dick von grünen Birnen, die natürlich niemals „geschüttelt" waren.

Heute weiß ich, daß die Birnen, die ich damals mit kindlichem Enthusiasmus verspeist und ohne Zögern jedem Meraner Apfel, jeder Sorrentiner Orange vorgezogen hätte, recht minderwertige Gewächse Gottes waren, und daß eigentlich außer uns Kindern nur der Bäckerbursche, der frühmorgens kam,

und eine Putzfrau, die bei Dunkelheit wegging, die Naivität besaßen, diese Birnen des Schüttelns und Bückens wert zu finden. Wer mir aber damals gesagt hätte, an den Spalieren von San Remo wüchsen Pfirsiche, die „noch" aromatischer schmeckten als diese holzharten Birnen, oder man könne die goldenen Apfelsinen von Catania und Messina den Früchten in der Frankfurter Niedenau vorziehen, über den hätte ich noch mitleidiger gelächelt als die Spaziergänger in diesem Herbst über mich, da ich die zwei Kastanien aufhob. Und mit den braunen glänzenden Kastanien, um derentwillen ich den Herbst einst so liebte, weiß ich auch heute nichts anzufangen. Aber fortwerfen? Nein. Ich stecke sie in die Tasche. Vielleicht finde ich Kinder, die sie noch mit Augen, die braun und glänzend wie diese lieben nutzlosen Früchte selbst, zu würdigen wissen; die sie einer Kette anreihen und sich davonschleichen, heimlich, lukullische Genüsse erwartend, einen alten Birnbaum zu schütteln, der grüne holzige Birnen trägt.

Denn soviel reifer und anders nach ihren hochmütigen Aussprüchen die Menschheit geworden ist, soviel früher die Jugend auch aufhört, jung zu sein — die Kindheit bleibt immer dieselbe.

Und meine Kindheit hat zwischen den beiden Bäumen, der Kastanie und dem Birnbaum wohl ihre fröhlichsten und wildesten Stunden verlebt.

Denn zu dem Haus gehörten fünf Buben. Wirklich wie die Orgelpfeifen sahen sie aus, wenn sie sich aus festlichem oder spielerischem Anlaß gesund, gebräunt und vergnügt in Reih' und Glied aufstellten. Liebe fröhliche Burschen alle. Mit dem Zweitältesten war ich fast gleichaltrig. Unsere Bekanntschaft

haben wir im Steckkissen gemacht, als ich zum fünften- oder sechstenmal, er aber zum erstenmal an die Julisonne getragen wurde. Da ich als Nachkömmling keine annähernd gleichaltrigen Geschwister hatte — ich war noch in der Vorschule, da ging mein Bruder schon als Volontär in ein Bankgeschäft, und ich war Sextaner, da machte mich meine in Ems verheiratete Schwester schon zum Onkel — so verbrachte ich viele, viele meiner Freistunden in der gastlichen Familie Stockhausen, die sich daran gewöhnte, mich, sobald ich erschien, als sechsten ihrer Jungen zu behandeln. Kam ich zur Nachmittagszeit — immer über die Mauer geklettert, nie den soliden Bürgerweg über die Straße —, so war das Vesperbrot und ein Stück Obst schon auf den Teller gelegt, genau wie für die anderen fünf; und kam ich am Sonntag frühmorgens, so konnte ich mit den Garten harken und in Ordnung bringen helfen, wie die anderen. Schneite ich aber, was auch vorkam, in ein Familiengewitter hinein, so bekam ich meine Schelte und meine Kopfnuß so gut wie die anderen. Und meistens war das auch ganz in der Ordnung.

Der Vater der fünf Buben hatte Vertretungen großer Tüll- und Spitzenfabriken. Die nicht mehr gebrauchten Muster, oft sehr hübsche Stücke, die manch kleines Mädelchen für ihre Puppen beglückt hätten, wurden uns überlassen; und der bald angesammelte reiche Vorrat erlaubte es uns, in üppiger Weise „Spitzengeschäft" zu spielen. Da wir aber sechs waren, so konnte uns alle solche Beschäftigung nicht ausfüllen. Bald taten sich andersartige Läden neben dem „Spitzengeschäft" in der stets mollig warmen Spielstube auf. Ein Altkleidergeschäft, ein Handel mit Papier und Bleistiften, ein Spielwarenladen.

Und immer mußte — das war verabredet und ging nicht anders — einer seinen Laden zumachen, um bei den anderen einzukaufen; und dasselbe Fünfpfennigstück wanderte so während eines Nachmittags vier- oder fünfmal durch alle Jungenshände.

Als wir — mein gleichaltriger Freund und ich — so neun oder zehn Jahre alt waren, tauchte plötzlich eine Cousine des Freundes auf. Ein vergnügtes Mädelchen mit dunklen Augen, die Maria. Die war uns nun sehr willkommen, denn der weibliche Einschlag hatte unseren Spielen durchaus gefehlt. Ich gab den Papier- und Buchladen, den ich gewöhnlich inne hatte, sofort auf und etablierte mich nun als Pfarrer. Arbeitete, auf einem Hocker sitzend, einen Stuhl als Pult benutzend, höchst wunderliche Reden aus und traute alle fünf Minuten — die Leute leben in Kinderspielen rasch — die Maria mit einem anderen ihrer Vettern. Als das kluge Mädel eines Tages auf den Einfall kam, auch zwei von ihren Puppen mitzubringen, erweiterte ich sofort meinen Pflichtenkreis und hielt nun ebenso lange Taufreden. Wobei es mir durchaus nicht darauf ankam, die Taufrede unmittelbar an die Traurede anzuschließen, damit mir meine kleine Gemeinde nicht auseinanderlief. Vor und nach meiner Rede wurde jedesmal — da wir eine Orgel natürlich nicht hatten — von meinem Freund Theo sehr schön Harmonika gespielt.

Ich glaube übrigens noch heute, daß die leidliche Ruhe, mit der ich bei Festen und Gesellschaften plötzlich den geflüsterten Auftrag vernehme, ich müsse jetzt sofort auf diese oder jene offizielle Persönlichkeit reden oder auf die alten Damen oder auf ein junges Brautpaar einen Toast ausbringen, eine ge-

wisse Begründung hat in den vielen, vielen Übungen, die mir mein selbstgewählter „Beruf" in den Spielen in der Niedenau auferlegte.

Als wir dann — zunächst der uns an Alter und Figur überlegene der fünf, dann auch mein Freund Theo und ich — verschiedentlich im richtigen Theater waren, erfaßte uns die Liebhaberei, uns als Schauspieler zu versuchen. Die Bühne war rasch hergestellt. Ein Bügelbrett markierte die Rampe. Wenn die Szenerie nicht ein Zimmer oder einen Rittersaal — das war dasselbe —, sondern einen Wald oder eine Höhle oder einen Berggipfel darstellen sollte, so wurde das vorher einfach mit einer Verbeugung angesagt. Als Kostüme standen uns neben einigen blauen Küchenschürzen ein abgelegter Schlafrock des Vaters Stockhausen, zwei Häubchen der Großmutter und ein Paar Ritterstiefel unbekannter Herkunft sowie eine Anzahl Tischdecken zur Verfügung, die für die Tische im Garten nicht mehr schön genug waren. Dieser Reichtum an Tischdecken brachte es mit sich, daß sehr viele unserer höchst phantastischen Stücke im fernen „Orient" spielten. Denn wir hatten entdeckt, daß sich diese Decken in wundervolle Burnusse und Beduinenmäntel von berauschender Echtheit verwandeln ließen. Außerdem waren wir auf den sinnreichen Einfall gekommen, Herren der hohen Aristokratie und der bürgerlichen Kreise in unseren eigenen Jacken darzustellen; wenn wir aber Bauern oder einfachere Leute zu verkörpern hatten, so drehten wir unsere Jacken u m, so daß das Futter nach außen lag; und wir kamen uns durch diesen nicht schwierigen Garderobentrick prachtvoll verkleidet vor.

Die arme Base Maria, das „leidende Weib" unserer

Theaterspielerei, wurde fast in jedem dieser Dramen geraubt und heftig umstritten. Ich war meist der entflammte Liebhaber, der sie zu suchen und zu befreien hatte; was mir mittels eines alten Kavalleriesäbels, den ich aus dem Nachlaß eines Großonkels, ebenso wie eine Pickelhaube zum Fundus beisteuerte, meistens restlos und zur Zufriedenheit der Zuschauer gelang. Den kleineren Buben fielen allemal die Dienerrollen zu. Die waren nicht immer angenehm, obschon sie einfach und nicht wortreich waren. Denn die älteren Brüder in den Rollen der Könige oder Ritter waren schnell bereit, nach den Ohren dieser nicht immer die Winke ihrer Herren gleich begreifenden Domestiken zu fassen. Und mehr als eine Komödie ist uns durch den vorübergehenden Streik der „Domestiken", meist an der schönsten und tragischsten Stelle, empfindlich gestört worden.

Diese Stücke, die wir mit großem Pathos und oft schwer schwitzend in dem überheizten Zimmerchen spielten, waren nun nicht etwa alle dem Schatze der Weltliteratur entnommen. Im Gegenteil. Gestützt auf gelesene Märchen oder Theaterstücke, die einer von uns hatte sehen dürfen, vereinbarten wir so ungefähr den frei erfundenen Gedankengang der Handlung und verteilten, den bewährten Talenten entsprechend, die „Rollen". Dann wurde munter darauflos gespielt und geredet. Es ergab sich allerdings häufig, daß einer der Spieler nicht ganz begriffen hatte, was zu verübeln ihm persönlich in diesem Drama zufiel. Wodurch das Stück oft ganz plötzlich eine uns selbst sehr überraschende Wendung nahm, indem ein Unerwarteter auftrat, ein ganz Unschuldiger plötzlich erdolcht wurde oder ein eigentlich erst für später in Aussicht genommenes Opfer unserer Phantasie sich plötzlich selbst entleibte. In solchen Fällen

fiel — sobald der Spielleiter mit Verbeugung das Ende eines Aktes angesagt hatte — dem „Domestiken" die Pflicht zu, den rechtzeitig oder zu früh oder zu spät Gestorbenen hinter die Szene zu bringen, das heißt, hinter eine sehr wacklige spanische Wand zu schleppen, die unsere ganzen Schätze an Kostümen und Requisiten, auch an Geleebrötern vor den Augen der Zuschauer verbarg.

Als Zuschauer fanden sich ein — je nach dem Tag, an dem wir spielten — die gute Großmutter, die nichts mehr hörte, eine in mißliche Verhältnisse geratene Tante der Familie, die gern zu Hause die Heizung sparte, und die steinalte Nähfrau, die immer den Schnupfen hatte, uns alle Pointen weghustete und während der tragischsten Begebnisse die Hosen eines der Komödianten flickte. Zuweilen erschien auch, wenn die Geschäftspost noch nicht fertig war, der Packer des Vaters Stockhausen, der, bescheiden im Hintergrund stehend, durch lebhafte Gesten an den oft wilden und blutigen Geschehnissen auf der Bühne, zuweilen auch durch Zurufe leidenschaftlichen Anteil nahm. An besonderen Feiertagen aber erschienen die Eltern der fünf, die dann sogar ein bescheidenes Eintrittsgeld bezahlten und erst irgend etwas Unnützes in der eigens für diesen Zweck erbauten „Garderobe" ablegten; was auch fünf Pfennig kostete. So weit gingen wir bereits in der Echtheit unseres Theaterspiels. Bloß darauf, die Garderobe und die ebenfalls von den Spielern häufig im Eifer benutzte Toilette nutzbringend zu „verpachten", waren wir noch nicht gekommen.

Allmählich aber stellten wir uns in unseren Spielen höhere Aufgaben. Wir begnügten uns nicht mehr damit, die Base Maria freventlich zu rauben, mittels des Kavalleriesäbels

wieder zu befreien und in finsterer Gerichtsverhandlung — mit der verglichen die heilige Feme ein munteres Gesellschaftsspiel genannt werden konnte — die mit Zuckerschnüren geknebelten Räuber zu schweren Strafen zu verurteilen oder aber in einem wüsten Handgemenge, bei dem das Ende eines alten Gartenschlauches eine schmerzbringende Rolle spielte, kläglich untergehen zu lassen. Wir fühlten den Ehrgeiz, hohe Tragödien, an denen sich die Erwachsenen gelegentlich erbauten und die sie sogar zu unserem Befremden auch zuweilen im Abonnement zum zweiten- oder drittenmal ohne Protest sich anschauten, obschon sie doch den Ausgang der Sache bereits kannten, in verkürzter und für unser künstlerisches Personal zugeschnittenen Ausgabe unserem geduldigen Publikum vorzuführen. Mit diesen höheren Zielen wuchsen auch unsere Ansprüche an Kostüme und Requisiten; und Konflikte innerhalb der Künstlerschaft oder auch mit der minder künstlerisch eingestellten Familie blieben nicht aus. So wurde eine Vorstellung unserer „Jungfrau von Orleans" peinlich unterbrochen, weil die im Zuschauerraum erscheinende Mutter von fünfen der Darsteller dagegen protestierte, daß ein aus ihrem Schlafzimmer heimlich geholtes Korsett von der Base Maria als Panzer getragen wurde; und ein andermal wurden uns die Vorstellungen für acht Tage untersagt, weil bei Aufstellung des Tiroler Hütchens, das den Geßlerhut darstellte auf einer verbogenen Reckstange auf dem „Marktplatz von Altdorf", zwei Gaslampen in Scherben gingen.

An diesen unser Spiel nicht vereinfachenden Neuerungen und Bereicherungen unseres Repertoires trug ich — das muß ich heute ehrlich gestehen — wohl die Hauptschuld. Denn wenn

ich auch in Frankfurt nicht häufig und nur zur Belohnung für ganz besondere Leistungen in der Schule, die leider seltener und seltener wurden, ins Stadttheater durfte — Wiesbaden lag ja so nahe.

Ach, und in Wiesbaden — — —!

*

Wenn ich, ruhige, behagliche Stunde nützend, im Buche meiner Erinnerungen zurückblättere, so finde ich, daß nichts so früh, so stark und nachhaltig auf mich gewirkt, nichts meine Phantasie heftiger und dauernder angeregt hat als das Theater.

Nicht etwa, daß ich als verzogenes Bübchen, wie es wohl in manchen Großstadtfamilien, in denen ein Abonnement seufzend „abgesessen" werden muß, Sitte ist, jede Woche einmal in ein geeignetes oder ungeeignetes Stück geschickt worden wäre. Mein Vater war ein sehr kluger, fast übertrieben vorsichtiger Mann, der sich wohl hütete, das unruhige flackernde Gehirnchen seines nichts weniger als phlegmatischen Jungen mit allzu bunten Vorstellungen und verfrühten Fragen zu füllen, die ihm den langsam erstarkenden Blick in die Wirklichkeit hätten verderben oder doch fälschen können. In meiner Vaterstadt kam ich als Kind nur selten ins Theater, nur zu Anfang der Ferien oder als ganz besondere Belohnung für diese oder jene gute Arbeit in der Schule. Das waren just keine Gelegenheiten, die sich überstürzten.

Das Wiesbadener Hoftheater aber — ich sagte es schon — wurde damals von meinem Onkel geleitet, und an dieses nicht große, nicht praktische, ja eigentlich nicht einmal freundliche Haus — es ist längst durch einen berühmten Prunkbau ersetzt,

und der hat auch schon gebrannt und ist neu ausgebaut — knüpfen sich die ersten Erinnerungen an das aufdämmernde Bewußtsein: daß Schein und Sein zu trennen sei, und daß die Spieler dort oben reinlich geschieden werden müßten von dem, was sie mit großen Gesten zu tragieren hatten.

Einschalten möchte ich hier ein kleines Kuriosum. Als das für die große Fremdenstadt zu klein gewordene Hoftheaterchen, an dessen Stelle heute ein großes Hotel steht, durch einen üppigen Neubau, mit dem Eingang an den Kolonnaden, ersetzt werden sollte, mußte das auch nicht eben bedeutende Schillerdenkmal, das davor stand und nur ganz bescheiden auf einem Sandsteinsockel die Bronzebüste Schillers mit besonders großer Nase zeigte, der Umgestaltung weichen. Das Denkmal des Kaisers Friedrich, der Wiesbaden geschätzt und gefördert hatte, sollte einem Wunsch des Kaisers Wilhelm entsprechend an die Stelle des Dichters kommen. Der große Dramatiker aber — immer noch der größte, den wir haben — sollte an bevorzugter Stelle vor der Front des neuen Hoftheaters in schöner gärtnerischer Anlage wieder auferstehen.

Da nun aber diese Denkmalsarbeiten rascher vollendet werden mußten, als man anfangs geplant hatte — denn der Kaiser wollte die Weihe des Denkmals seines Vaters an einem schon vom Hofmarschall mitbestimmten Frühlingstag selbst vornehmen —, so konnten sie nicht ganz so gründlich ausgeführt werden, wie das vielleicht wünschenswert gewesen wäre. Man mußte — wie man in Wiesbaden sich in die Ohren tuschelte — den schweren Grundstein des Schillerdenkmals für das neue Kaiserdenkmal liegen lassen und mitbenutzen. Das war an sich nicht schlimm, sondern eine vernünftige Erleichte-

rung. Bloß — — in den Grundstein war damals, als man ihn legte, nach alter Sitte ein Dokument eingelassen worden, das eine Huldigung an den großen Dramatiker enthielt, der da oben seinen Platz haben sollte. Dieses Dokument vergaß man in der Eile zu entfernen ... So könnte sich das Wunderliche ereignen, daß man in tausend Jahren oder noch später, wenn — was der liebe Gott verhüten möge — das schöne Wiesbaden einmal durch ein Erdbeben, einen Krieg oder eine andere Katastrophe zerstört werden würde, die Wiederaufbauer, die diese Denkmalsreste fänden und sorgsam ordneten, zu ihrem Staunen erfahren, daß dieser Held und Feldherr, der hier offenbar im Kriegsschmuck seiner Zeit auf dem Postament stand, als er noch lebte und jung war — wie die im Grundstein gefundene Urkunde einwandfrei auswies —, die „Räuber" und das bürgerliche Trauerspiel „Kabale und Liebe" geschrieben hat. Eine für einen späteren Kaiser ziemlich ungewöhnliche Übung.

Wenn ich zu Besuch in der reizenden Villenstadt war — es geschah nur, wenn das böse, mit Zittern erwartete „Zeugnis" keine allzu bedenklichen Noten aufwies —, genoß ich viel Freiheit und, beglückt durch meine dankbar leuchtenden Augen, mein glühendes Interesse und den stürmischen Enthusiasmus meiner Jugend und meines Temperamentes, nahmen mich Onkel und Tante in diesen herrlichen Tagen fast jeden Abend, wenn nicht das Stück gar zu gefährlich für meine allzu aufmerksamen Ohren war, im rasselnden Landauer, den der biedere Kutscher Mayer ohne Hast lenkte, von ihrer schönen Villa am Hainer Weg mit ins Hoftheater. In ihre kleine Proszeniumsloge zur Rechten der Bühne.

Ach, diese Loge! Ich glaube, wenn das Leben mich unerbittlich bis zur äußersten Grenze des Greisenalters aufsparen würde, bis zu jener grausamen Zeit, wo geliebte und gehaßte Erinnerungen milde, dämmrig und gleichgültig ineinander verschwimmen, wo die Bilder fröhlicher Weggenossen blasser und undeutlicher werden und große schmerzende Lücken klaffen im verbrauchten Gedächtnis — diese kleine Loge mit den roten Vorhängen, mit den an der Brüstung angebrachten quadratischen Augenschirmen, deren dunkles Rot gegen die grellen Lichter des Orchesters schützte, mit ihrem seltsam anheimelnden Geruch nach dem Sammet der alten, hochgepolsterten Stühle, mit den kleinen Fußbänken, die stets da standen, wo sie ganz gewiß niemand brauchte, mit den knisternd aufflatternden Zetteln über der Logenbrüstung ... nein, diese Loge würde ich nie vergessen. Nie!

Auch die meist längst aus den Listen der Lebendigen gelöschten Namen der braven Spieler von damals leuchten mir fast alle noch warm und hell in der dankbaren Erinnerung auf. Da war Max Köchy, der vielbeschäftigte Oberregisseur und Charakterspieler. Die rechte Hand meines Onkels. In künstlerischen Dingen, wenn der Etat nicht gefährdet schien, war er ausschlaggebend. Er war nur mittelgroß, ein wenig zur Fülle neigend, hatte einen fast runden, von glühenden Augen belebten Kopf. Unterstützt von viel Klugheit und einem gewaltigen Organ, brachte er die Weisheit des Nathan, die Grausamkeit Geßlers, die Majestät Don Philipps, die Raserei des Lear in gleichem Maße zu einem meine Jugend lang begeisternden Ausdruck. Neben ihm die hochbusige, blonde Heroine Luise Wolf, die erstaunlich lange jung und bei guten Formen blieb,

Die Mutter Louise Presber, geb. Berck
Nach einem Ölgemälde ohne Signum

und deren Liebling ich in meinen Knabenjahren war. Oft hat sie mir, als Königin Elisabeth, als Sappho oder Medea, durch das kleine Guckloch im Vorhang, unbemerkt vom Publikum, ihren mit schönen Brillanten geschmückten kleinen Finger zum flüchtigen, nur für mich bestimmten Gruße herausgesteckt. Neben der entzückenden, jugendfrischen Naiven Thilde Lipski, deren schelmische Wangengrübchen meine Jünglingsträume schwer beunruhigt haben, der stattliche Cäsar Beck, immer ein wenig „Cato von Eisen", der muntere Naturbursche und in unzähligen Lustspielen so komisch stotternde Paul Neumann und vor allem die Salondame von unendlichem Charm, die für Berlin erst spät entdeckt wurde, als sie schon nicht mehr jung war, und die nach fröhlichem Leben so kläglich und traurig unter gesundbetenden Narren sterben mußte, die unvergeßliche Nuscha Butze.

Nicht zu vergessen auch der für mein Empfinden noch heute an urkomischem Behagen nie übertroffene Komiker Ewald Grobecker. Dieser vielbeklatschte Liebling des Publikums — der freilich über Wiesbaden hinaus seinen Ruhm nicht trug und am Ort seiner fröhlichen Triumphe niemals eine ernste Rolle übernehmen durfte, weil sonst alles schon lachte, wenn er auftrat — hatte eine charmante Frau, die aber nicht der Bühne angehörte. Sie hatte ihn auch nicht als Schauspieler, sondern in der Gesellschaft kennen- und lieben gelernt. Und diese Frau liebte ihn so herzlich, daß sie es nicht mit ansehen und ertragen konnte, wenn die Leute im Theater immer über ihn lachten. So ist sie viele Jahre lang niemals in das Hoftheater gegangen, wenn ihr Mann spielte, und hat den gefeierten Schauspieler des Hoftheaters, der ihr Gatte war, erst auf der Bühne gesehen, als er schon die ganz alten Herren spielte.

Grobecker wurde als alter Mann von einem schweren rheumatischen Leiden heimgesucht. In den Szenen, in denen der Unermüdliche, seine Schmerzen tapfer bekämpfend, zu tun hatte, wurden alle Möbel vorher so gestellt, daß er immer mit zwei Schritten und einem kühnen Griff von einer Stuhllehne zur anderen, von einem Sessel zum nächsten ohne Sturzgefahr gelangen konnte. Niemals habe ich — wenn ich den blinden Meininger Weilenbeck ausnehme, der als „eingebildeter Kranker" auf Gastspielen noch so köstlich auf den ihm vorher unbekannten, auf der Probe genau ausgemessenen Bühnen herumlief — einen körperlich schwer Behinderten leichter und vollendeter sein Publikum über die böse Gebrechlichkeit seines gealterten Leibes täuschen sehen.

Auch die Oper — die gute alte Oper, wie sie die preußischen Hoftheater Anno dazumal mit Anstand und Würde pflegten — erschloß mir leider arg unmusikalischem Bürschlein, soweit mein grausliches Untalent nicht widerstrebte, ihre Schönheiten. Ich höre heute noch den Gounodschen Sybel seine Arie: „Blümlein traut, sprecht für mich" mit der herrlichen Stimme der gar nicht männlichen Opernsoubrette Pfeil seinem Gretchen widmen. Julius Müller als Heldenbariton, Lederer — der später nach Frankfurt kam — als Eleazar: „Recha, als Gott dich einst zur Tochter mir gegeben", sind mir unvergeßlich; und daß eine der anmutigsten Sängerinnen dort, wie im alten Lustspiel, richtig und wirklich „Nachtigall" hieß, scheint meinem dankbaren Gedächtnis durchaus in der Ordnung. So haben die Wiesbadener Bretter für meine Entwicklung eine gute Zeit lang tatsächlich die Welt bedeutet.

Und mit welch heiligem Ernst nahm ich alles, was da auf

der großen leuchtenden Bühne vor sich ging! Wie grimmig habe ich die Intriganten und Bösewichter gehaßt! Wie habe ich mit der getäuschten Tugend gebebt, mit der verfolgten Unschuld gelitten! Und welch frommes Gefühl, welcher feierliche Schauder vor der Majestät des Todes beschlich mich, wenn da vorn auf der Bühne, keine fünf Schritte von dem Eckchen, wo ich, blaß, mit kalten gefalteten Händen, in der roten Loge saß, Mark Anton den von des Brutus Dolch durchbohrten Mantel von der Leiche Cäsars zurückschlug:

„Wie, weint ihr, gute Herzen, seht ihr gleich
Nur unsres Cäsars Kleid verletzt? Schaut her!
Hier ist er selbst, geschändet von Verrätern!"

... Es waren die Toten auf der Bühne, die mich zuerst über das Leben nachdenken ließen.

*

Damit ist es mir nun sonderbar gegangen.

Der erste wirkliche Tote, den ich in meinem jungen Leben gesehen, war mein Mathematiklehrer in Quinta. Er hieß Raabe. Hatte kohlschwarz gescheiteltes Haar, dazu einen fuchsig schillernden Bart und immer vom Korrigieren vieler Hefte ein wenig rote Tinte am gichtig gekrümmten Mittelfinger. Ein spottschlechter Schüler in seinem Fach, hatte ich den strengen, kalten, zum Hohn geneigten Lehrer, der hüstelnd auf seinem Katheder saß und, wie ich heute glaube, den Tod schon kommen sah, wenig geliebt. Er aber, der begreiflicherweise auch keine rechte Freude an mir haben konnte, hat mich gerade nicht durch ein glühendes Interesse für meine Person

ausgezeichnet. Er war Jahre hindurch schwer krank. Wußte, daß er diese Jugend, die zu seinen Füßen saß, nicht mehr als Herangewachsene erleben würde ...

Man sollte nicht Kranke zu Lehrern der Jugend machen. Dem Gesunden und Lebendigen strebt die Jugend zu. Sie will bergauf gehen mit ihren Meistern, nicht bergab!

Als ich dann von dem Tode des blassen Mathematikers hörte, hatte ich zuerst nur das eine, unklare Gefühl, daß aus meinem Leben etwas Peinliches, etwas Feindliches hinweggenommen sei. Ein Lächeln über mein Unvermögen, ein Hohn über mein vergebliches Mühen. Mit dem Begriff des Todes, aber eines anderen Todes als des meist ruhmreichen und raschen Untergehens in der hohen Tragödie, hatte sich mein junges Gehirnchen, das ja mit dem Leben noch so viel zu tun hatte, überhaupt noch nicht herumgeschlagen. So ward ich immer wieder das peinliche Gefühl nicht los, daß diese Erleichterung, die ich heimlich empfand und die mich — ich darf's heute nicht leugnen — fast fröhlich stimmte, ein Unrecht sei an dem still gewordenen Toten, ein Unrecht an einem Wehrlosen. So kam es, daß ich mich, in einer Anwandlung reuiger Selbstpeinigung, für das Leichenbegängnis, dem wir Schüler alle anwohnen sollten, freiwillig meldete, einen Kranz zu tragen. Ich bekam denn auch einen ziemlich schweren Kranz über das Handgelenk gehängt, der mich mit seinen grünen Stechpalmenblättern und versteckten Drähten stach und peinigte und den ich dann mit einer Art Märtyrerfreude trug und ertrug.

Wir Kranzträger haben dann in der Leichenhalle, wo der Sarg noch einmal geöffnet worden war, den toten Lehrer durch ein Glasfensterchen gesehen, während uns der starke, betäubende

Duft der Hyazinthen und Tuberosen fast den Atem benahm ... Das blasse Gesicht mit den spitzen Backenknochen, von rötlichem Bart umrahmt, und die bläulich schimmernde Stirn, von den scharf gescheitelten, seltsam schwarzen Haaren überdacht, habe ich Jahre und Jahre nicht vergessen können.

Jahre und Jahre habe ich dann auf der Bühne nie einen anderen Toten gesehen als meinen Mathematiklehrer aus Quinta. Der Lebende, der Redende, der Handelnde dort auf den Brettern hielt mich im Bann, und kein Vergleich mit mir bekannten Menschen drängte sich hier in die Täuschung und in meinen reinen Genuß des Spiels. Aber sobald Gift, Dolch oder Alter oder Mord da vorn auf der Bühne einen der Helden — gleichviel ob in der Oper oder im Schauspiel — seinen Geist mit einer letzten schönen Redensart, wie sie den Sterbenden der Komödie meistens zur Verfügung steht, aushauchen ließ, verwandelten sich für mich die Züge des Spielers. Ich erblickte nicht mehr den alten Cäsar in der Toga, nicht mehr den vom Pferd gesunkenen kaiserlichen Vogt. Ich sah in dem unbeweglich hingestreckten Körper nur den einen — meinen toten Mathematiklehrer, das blasse Gesicht mit den spitzen Backenknochen, von rötlichem Bart umrahmt, und die bläulich schimmernde Stirn, von den scharf gescheitelten, seltsam schwarzen Haaren überdacht. Sah nur den überwundenen Feind aus qualvollen Schulstunden, von dessen Sarg zum erstenmal über meine junge ahnungslose Seele der unvergeßliche kalte Schauer der Vernichtung ausgegangen ist.

Und wenn ich der kleinen roten Loge gedenke, möchte ich manchmal so viele beneiden, die nur von solcher Loge aus die Welt zu betrachten gelernt haben.

Das Leben ein ewiger Mummenschanz und der Tod das Ende eines Mathematiklehrers ...

*

Ach ja, die Mathematik!

Sie hat wie ein böses Motto über einem dunklen Kapitel meiner Jugend gestanden, und die Wissenschaft der Größen hat mir in meinem kleinen Leben manchen Tag verbittert.

Von allem, was ich überstanden,
War Mathematik die größte Qual.
Die Gleichung „mit zwei Unbekannten"
War stets vor andern mit fatal.
Mit düstrem Nebelflor umhüllt' mich
Auch die Analysis Euklids,
Mit höchster Wurstigkeit erfüllt' mich
Der Inhalt eines Rhomboids.
Und lockten drauß die sommerhellen
Verliebten Tage zum Genuß,
Wie flucht' ich dann auf die Tabellen
Auf Tangens und auf Kosinus!

Dieser Vers ist sehr, sehr viel früher empfunden, gedacht und geformt worden, als er in meinem Versbuch „Aus Traum und Tanz" das Gedicht „Mathematisches" eröffnen durfte.

Gewiß, später hab' ich mir selber oft den hohen Respekt vor der Zahl suggerieren wollen. Hab' mir gesagt: Was wäre das menschliche Leben ohne die Zahl? Ohne die Möglichkeit, Einheiten zu summieren und seine Bewunderung in Ziffern

auszudrücken? Es ist nicht auszudenken, was die Griechen für eine verirrte Herde gewesen sein müssen, ehe ihnen aus Phönizien das beglückende Evangelium der Zahl kam; ehe ihnen mit ägyptischer Hilfe das Rechnen beigebracht wurde. Und wie dankbar müssen wir den Indern sein, daß sie, vielen Schwierigkeiten und Konfusionen ein Ende bereitend, endlich die rettende und nützliche Null erfanden! Oder eigentlich nicht erfanden. Denn obschon die Null ein Nichts bedeutet, war sie doch sicherlich vor allen Einheiten da. Als die Erde noch wüst und leer war und noch kein erschaffener Geist von Euklid und Archimedes träumte, war schon die Null ... Wir messen in Zahlen, wir verehren in Zahlen, wir erinnern uns in Zahlen. Und wir lassen uns — je älter unser Geschlecht wird und je blasierter — schließlich nur noch imponieren von den Zahlen und von den Massen, die sie ausdrücken. Als Goethe im „Temps" einen Artikel über die enorme Besoldung der englischen Geistlichen las — und im Vergleich fand, daß sie mehr betrug als die in der ganzen übrigen Christenheit zusammen — sagte er zu seiner Umgebung: „Man hat behauptet, die Welt wird durch Zahlen regiert; das aber weiß ich, daß die Zahlen uns belehren, ob sie gut oder schlecht regiert werde!" ...

All das habe ich mir — mit und ohne Goethe — auch gesagt. Aber die Zahl ist mir etwas Gräßliches geblieben. Sie hat was gegen mich, sie ist mein Feind. Sie will mich dumm machen und hereinlegen, wo sie kann. Ich behalte keine Hausnummer und keine Telephonnummer, habe auf dem Polizeibureau schon mal heimliches Mißtrauen erweckt, weil ich meine eigene Nummer nachschlagen mußte. Ich bin der einfachsten Addition gegenüber ängstlich, was die Zahlkellner leider sofort

merken. Eine Division aber oder eine Multiplikation versetzt mich in seelische Angstzustände.

Wenn ich Erkältungen fürchte und kein Aspirin zur Hand habe, lege ich mich ins Bett und multipliziere zweistellige Zahlen. Dann bricht mir der gewünschte Schweiß aus.

*

Und mitten aus diesem Angstschweiß heraus will oder muß ich von meiner Schulzeit reden. Wie Hamlet sagt: „Mit einem heiteren, einem nassen Auge" werd' ich's tun.

Hätte ich vor dreißig Jahren schon über dieses, auch damals schon seit zehn Jahren geschlossene Kapitel geschrieben, so hätte, fürchte und glaube ich, der Zorn noch überwogen. Ich hätte wohl harte Klage erhoben und vielleicht ätzenden Schimpf und Spott über den einen oder den anderen gegossen, der über meine wehrlose Jugend die nicht immer vornehm benutzte Macht hatte. Heute — man ist älter geworden und denkt milder über die anderen und strenger über sich selbst. Und doch, ganz ohne Anklage wird es sowenig zu machen sein wie ganz ohne Dank.

Ich bin auch, ehe ich dieses böse, liebe Kapitel meiner Jugendgeschichte begann, das so ferne liegt und meiner Erinnerung und auch seltsamerweise meinen nächtlichen Träumen oft so nahe ist, einsame Wege gegangen, zu überdenken, was ich erzählen will, weil es vielleicht doch den einen interessiert, dem anderen ein wenig nützt: und was ich an heimlichem Groll verschweigen will, weil es doch nur die unschuldigen Nachkommen toter Schulmänner kränken könnte, ohne denen, die, wie ich, unter dem Verstorbenen gelitten haben, nachträglich noch einen Schmerz ihrer Jünglingsjahre zu ersparen.

Den Hut in der Hand schlendere ich dem großen Park zu, dem Stolz und der Lunge Berlins und gedenke der lieben Frankfurter Zeit, da ich, den Ranzen voller Bücher und Hefte, unselige Vokabeln leise vor mich hin memorierend, durch den „Durchbruch" der Promenade an den Großbanken vorbei dem Gymnasium in der Junghofstraße zueilte.

Ein wunderschöner Herbstmorgen, sonnig und klar. Bis tief in die nüchternen Straßen des Westens dringt ein herber Hauch aus dem Tiergarten, dessen englische Rasenflächen die alten Bäume jetzt mit ihren wie zum Fest gefärbten Blättern überstreuen. Von den grünen und goldenen Gittern des Balkons fällt's wie eine Welle von Blut und Gold: das Rankenwerk des wilden Weins. In den kaum geöffneten kleinen Blumenläden, eingestreut in all die Nützlichkeit, in Mode und Weltstadtluxus, leuchten aus kurzem Grün die bunten Scheibenblüten der Astern; von langen schwanken Stielen nicken die Chrysanthemen. Dienstmädchen, die weißen Häubchen im Haar, mit Körben im Arm. Ein paar Stallburschen vom Tattersall, die ihrer Kunden Reitpferde langsam auf dem Asphalt bewegen. Ein Geheimrat, der in bedächtigem Wandeln seine imitierten Dänenhandschuhe anzieht für den stärkenden Morgengang durch den Park nach dem Bureau. Briefträger mit übervollen Taschen, die zum ersten Tagesgang ausmarschierten. Und dort eine schlanke Frau, selbst noch in der Frische der Jugend, ein kleines Menschlein an der Hand, einen rotbäckigen Burschen, der mit sichtlichem Stolz seinen funkelnagelneuen Seehundsranzen auf dem Rücken trägt.

Tausenderlei hat er zu fragen, der kleine Kerl; und ein Lächeln, halb Stolz, halb Wehmut, liegt auf der Mutter

hübschem Gesichtchen, wie sie ihm antwortet. Dort aus der Seitenstraße ein gleiches Paar. Die Mutter behäbiger — es ist wohl nicht der erste, den sie also begleitet —, der Kleine unlustiger. Er scheint so etwas zu ahnen, daß dieser strahlende Herbstmorgen das erste Glied einer langen, langen Kette sein wird, die seine Jugend fest und fester an die Pflicht, an die Arbeit schmiedet und nicht immer von Rosen übersponnen ist. Einen halben Schritt bleibt er stets hinter der Führerin; fast scheint's, als muß sie ihn ein bißchen ziehen. Jetzt haben sich die beiden Bübchen bemerkt; sie erkennen die gleiche Rüstung, das gleiche Ziel. Heute marschieren sie noch getrennt, um morgen vereint zu schlagen. Marschieren getrennt zur Schule, um den ersten Kampf gegen den schlimmsten Feind der Menschheit zu bestehen, die Unwissenheit. Bald gewiß, noch ehe der erste Schnee fällt, werden sie zusammen diese Straße des Westens marschieren zum gemeinsamen Ziel. Ohne die Mütter ... Goldig bestrahlt der Herbsttag ihren ersten Schulweg.

Noch das Herz bewegt und fröhlich von dem Bildchen der beiden Abcschützen, die zum erstenmal zu Felde ziehen und einander — noch an der Hand der Mutter — mit den Blicken der Neuverbündeten messen, komme ich nach Hause und blättere in den Zeitungen. Mein Auge fällt auf eine kleine Notiz, dicht hinter ein paar Jubiläen und allerlei Mitteilungen von den Sportplätzen, Bühnen und Schlachthöfen. Ich lese:

„Wegen schlechter Zeugnisse haben sich zwei Schüler — von zwölf respektive vierzehn Jahren — nicht in die elterliche Wohnung zurückgetraut ... Die Eltern fürchten, daß sie sich ein Leid angetan haben."

Diese armen Schelme, die da, von Angst gequält, vielleicht

den Tod der Heimkehr ins Elternhaus vorgezogen haben oder hungernd und frierend sich draußen in den zerfallenden Häuschen der Laubenkolonie versteckt halten, sind auch einmal fröhlich und erwartungsvoll in den Herbsttag hinausgegangen, sich die kleinen Köpfe füllen zu lassen mit all den köstlichen Dingen, die durch Jahrtausende der Menschheit Bienenfleiß sich zusammengetragen. Vielleicht haben sie mit großen, gierigen Augen all die bunten Bilder verschlungen an den Wänden des Schulzimmers; haben die ersten Buchstaben und Zahlen, die da vorn die schwarze Riesentafel füllten, mit emsigen Kinderfingern nachgefahren im liniierten Heft und stolz ihr erstes Wissen nach Hause gebracht. Und jetzt ist das das Ende! ... Ging es wirklich nicht anders? Discere necesse est, vivere non est necesse. Hat das vielvariierte Wort des Pompejus in seiner glaubhaftesten Variation wirklich dieser Opfer bedurft? Ein Zwölfjähriger, ein Vierzehnjähriger getrauen sich nicht mehr nach Hause, weil sie ihre Herbstzeugnisse ihren gestrengen Eltern nicht zu zeigen wagen. Und die Eltern „fürchten, daß ..." Fast scheint's, die Eltern fürchten ein bißchen spät.

Wer trägt die Schuld? Drei Möglichkeiten sind gegeben. Die Jungen selbst durch unverbesserliche Trägheit, Nachlässigkeit oder — mangelnde Begabung. Die Spartaner warfen die körperlich unkräftigen Kinder in den Eurotas. Muß wirklich den geistig unkräftigen Kindern zweieinhalb Jahrtausend später der Weg in die Spree gewiesen werden? Ihrer Unkraft wäre von liebevoller Einsicht zu helfen gewesen. Der tüchtige Lehrer, der sein Amt nicht als Sklavenhalter auffaßt — „soviel Sklaven, soviel Feinde", sagt Seneca! — und nicht als Dresseur, konnte, mußte den Eltern Mitteilung machen.

Nicht: „Ihr Kind taugt nichts", sondern: „Ihr Kind leidet." Und weiter: „Was ich von seinen Mitschülern verlangen muß, drückt ihn nieder. Seine junge Seele keucht und stöhnt unter Lasten, denen er nicht gewachsen ist. Helfen Sie ihm! Ich bin gezwungen, seine Leistungen einzuschätzen und also ihm ein schlechtes Zeugnis zu geben. Dies Zeugnis aber klagt *Sie* an, nicht ihn, wenn ich es zum *zweiten* Male schreiben muß ..."

Die zweite Möglichkeit: die zwei ins Dunkel Geflohenen nannten solchen Lehrer nicht ihr eigen. Sie hatten einen Präzeptor vielleicht, der vortrefflich seine Genusregeln wußte, der die brandenburgisch-preußische Geschichte bis in die letzten Nachtragsparagraphen der Verträge von Wehlau und Bromberg exakt und erschöpfend vortrug und bei jeder Repetition seine Noten streng, aber gerecht in sein Wachstuchheftchen eintrug; der Redliches wollte und Tüchtiges wußte, bloß — kein Herz für die Jugend hatte, bloß Herders köstlichen Satz äußerst albern und unverständlich fand: daß Bildung der Denkart, der Gesinnung und Sitten die einzige Erziehung sei, die diesen Namen verdient; nicht Unterricht, nicht Lehre ... Man weiß, daß kein Geringerer als Goethe, der nur vorübergehend zur Zeit des Umbaues seines Elternhauses auf dem Hirschgraben Schüler einer richtigen Schule war, solchem Unterricht seines Vaters — so viele Wunderlichkeiten der auch gehabt haben mag — sein Bestes dankte. Hat doch der alte steifbeinige Herr Rat, der alles Beispiel über die Ermahnung stellte, nicht verschmäht, sogar an den Tanzlektionen der Kinder aktiven Anteil zu nehmen! Auf solche Art ist freilich niemals ein korrekter Lateiner aus dem Sohn geworden, über den sich Cicero lobend

geäußert hätte; aber die mannigfachsten Anregungen sind dem jungen Herzen eingepflanzt worden, und in den Geist der Sprache ist er tiefer eingedrungen als so mancher, der die Schnitzer in seinen lateinischen Aufsätzen — er schrieb sie als Briefe eines Theologen mit griechischen Postskripten — kopfschüttelnd belächelt hätte.

Man kann entgegnen: es ist unzulässig, an Goethe zu exemplifizieren, der als Genie seine besonderen Wege gehen konnte; der schließlich aus den schlichten Volksbüchern, die ihm schon den Namen für die Mutter geliefert, die Anregung zu seinem gewaltigsten Werke, dem „Faust" nahm, und der von der französischen Theatertruppe im Konzertsaal im „Junghof" zu Frankfurt vielleicht mehr lernte, als Hunderte nach ihm auf dem später in der Junghofstraße gelegenen Gymnasium.

Ganz recht. Aber derselbe Goethe hat später nicht von seiner Jugend, sondern von den jungen Tagen der Menschheit überhaupt geredet, wenn er sagt: „Die Jugend will lieber angeregt als unterrichtet sein." Das aber ist das große Geheimnis, das auf Universitäten den jungen Philologen nicht beizubringen ist, wenn sie das Talent dazu nicht in sich selbst tragen. Der Ehrgeiz, eine möglichst große Quantität von Wissen in die Köpfe der Schüler hineinzupumpen, ist oft und war zur Zeit, da *ich* ins Frankfurter Gymnasium ging, viel größer als das Interesse für die Eigenart der einzelnen Lernenden. Auch empfand es damals mancher Lehrer als eine Art Beleidigung, daß ein Schüler in dem gerade von *ihm* gelehrten Fach wenig leistete. Und der einseitig Begabte, der später den guten, zu allem *gleich* veranlagten, in nichts überragenden Mittelschlag weit hinter sich lassen soll, wird dann meist als verstockter, un-

angenehmer, ja minderwertiger Schüler empfunden. Der große Justus von Liebig war ein ganz schlechter Schüler und hat häufig den guten Rat hören müssen, doch lieber abzugehen als zu studieren. Und als Henrik Ibsen die Universität Christiania bezog, hatte er ein Abgangszeugnis in der Tasche, das also begann: „Aufsatz in der Muttersprache — gut. Lateinische Übersetzung — gut. Lateinischer Aufsatz — ziemlich gut. Lateinisch mündlich — mittelmäßig. Griechisch — schlecht. Arithmetik — schlecht ..." Zwei Nachprüfungen mußte er sich unterwerfen. Aber die Examinatoren, die sein Griechisch und seine Arithmetik hart und schlankweg als „schlecht" bezeichneten, hatten doch eine feine Nase; denn als Gesamtnote schrieben sie ihm: „non contemnendus".

„Nicht zu verachten" — das ist's. Gewiß nicht aus allen, die „schlecht" im Griechischen und „schlecht" in der Mathematik sind, werden große Reformatoren der Schaubühne. Aber tüchtige und brave Leute, die ihr Leben lang in einer Disziplin aufgegangen sind, müssen im Urteil über einen jungen Menschen, in dem die Eigenart noch schläft, vorsichtig sein; dürfen ihn nicht mit dem Handrücken ärgerlich auf den Haufen der fürs Leben Unbrauchbaren schieben wollen, weil er sich in Sinn und Geschmack für diese eine Disziplin mit ihnen nicht begegnet. Gut, sie sollen ihre hartklingende Note hinschreiben, aber, wie im Jahre 1860 jener Dekan in Christiania, J. S. Welthaven (selbst in seinen Mußestunden Dichter und von Ibsen tief in den Schatten gestellt), ein vorsichtiges, menschlich gütiges „non contemnendus" dahintersetzen.

Das dritte wären die Eltern selbst mit ihrem oft falschen Ehrgeiz. Eine der feinsten Erzählerinnen, Marie von Ebner-

Eschenbach, hat nicht lange vor ihrem Tode zwei wunderschöne Novellenbände herausgegeben: „Aus Spätherbsttagen". Herbstsonnenschein über allen Blättern. Und auf den ersten erzählt sie uns von dem kleinen, dürren Offizial Pfanner, dem kümmerlich besoldeten Beamten der k. k. österreichischen Staatsbahn, der nur den einen Ehrgeiz hat: „Mein Bub soll's weiter bringen!" Müde und abgespannt kommt er nach Haus, aber er arbeitet noch mit dem Kind. Abend für Abend. Sein Georg soll eine Auszeichnung haben schon auf der Schule. Und wenn dem Bub abends der Kopf schon über die Bücher sinkt, heißt's: „Bring' deine Aufgaben. Setz' dich, lern'!" Dabei liebt der Vater sein Kind. Er trägt Taler um Taler für ihn auf die Sparkasse. Bloß, wenn der Jung' spielen will, in die Sonne laufen, sich an einem Spielzeug freuen, dann heißt's: „Nicht trödeln! An die Arbeit!" Vierzehn Jahre ist er geworden, zwei Vorzugsnoten hat er mit heimgebracht. Die Prüfung kommt. Er ist verwirrt, er verwechselt die Kaiser; und nicht einmal die Geschichte von Konradin kann er mehr, die er der Mutter so oft erzählt. Das „lobenswert" ist verwirkt. Da geht er hinaus in den Frühlingstag mit weit aufgerissenen verglasten Augen. Springt in die Donau.

Auch dieser „Vorzugsschüler" stand gewiß in der Zeitung unter den Vermißten hinter den Jubiläen und allerlei Mitteilungen aus Kabaretts, Vereinen und Schlachthöfen. In Wiener Blättern, nicht in Berlinern. Das ist der ganze Unterschied. Der Vater ist aufrecht dem Sarge nachgegangen. Sein Stolz, sein Einziger hat ihm das getan. Sollte er, der nur sein Bestes gewollt, sich arg an dem Jungen versündigt haben? Kein Vorzugsschüler, nein — und doch: non contemnendus!

Die Tragödien der Jugend sind nicht minder tragisch deshalb, weil uns ihre Helden noch zu unreif erscheinen, heldisch zu handeln oder zu leiden. Sie sind erschütternder oft als jene anderen, die wir auf den Schaubühnen bestaunen; denn sie knicken Blüten im Sturm. Schon Quintilian hat's gewußt und ausgesprochen: „Geistige Mißgeburten gibt es ebenso selten wie körperliche; und kein Mensch wird angetroffen, der durch Erziehung zu gar nichts gebracht werden könnte." Wenn die Erziehung aber nichts anderes kann, als eine verängstigte Jugend ins Wasser treiben, so muß der Fehler wohl in ihr liegen, in ihrer Verkehrtheit, in ihrem Mangel an Sorgfalt, in ihrem Unverstand. Und deshalb — während die kleinen Abcschützen jetzt zum erstenmal laut ihren Namen rufen durch den kahlen Saal mit den langen, langen Bänken und nichts wissen dürfen von dem herrlichen Herbstsonnenschein, der da draußen alles Leben vergoldet, ist's kein unnütz Ding für einen reifen Menschen, der die Sorgen und Ängste der Schule längst überwunden hat, nachzudenken über die rechte Liebe zur Jugend, über die verzeihende Güte, die ihr gebührt, und über jenen Schlag mit der Zunge, der, wie der Talmud lehrt, das Herz trifft und wirksamer ist als viele Prügel.

Über viele Prügel kann ich mich eigentlich nicht beklagen. Mein Vater schlug nur, das hab' ich schon erzählt, wenn wir Kinder gelogen hatten. Und in der Vorschule und auch später bin ich vor sogenannten „Steißtrommlern" unter den Erziehern in Gnaden bewahrt worden. In den unteren Klassen des Gymnasiums war es nur ein Turnlehrer, immer im Jägersporthemd, den Turnerhut sehr kühn auf einem nicht unschönen, dunkelblond-bärtigen Kopf, der dazu neigte, den

Das Alfredchen
Kurz vor seinem Tode gemalt vom Frankfurter Maler
Philipp Winterwerb. 1866

ihm Mißliebigen oder an Reck und Bock talentlos Versagenden unter uns Jungens mit einem derben Riemen unversehens schmerzhafte Jagdhiebe zu versetzen. Mich mocht' er — vielleicht weil ich, ohne mich gerade sportlich auszuzeichnen, mit Eifer und nicht schlecht turnte — ganz gern. Und die Erwähnung dieses von einigen meiner Mitschüler heiß gehaßten Riemens weckt heute bei mir keiner „alten Wunde unnennbar schmerzliches Gefühl".

Aber es gibt auch eine Art, die jungen Seelen zu malträtieren, die schlimmer ist als so ein gelegentlicher, die Luft durchpfeifender Jagdhieb. Unter den Lehrern meiner Jugendzeit fanden sich leider vereinzelte Sadisten, denen man freilich mit dem Strafgesetzbuch sicher nicht hätte beikommen können, da sie sich wohl hüteten, etwa wie der im Irrenhaus verstorbene Marquis, der dieser seelischen Verirrung den Namen gab, ihre Opfer körperlich zu quälen, so daß man die Wunden der begangenen Folterung hätte sehen und die Gemeinheit hätte ahnden können. In den Vorschulklassen war ich unter den Ersten. In Sexta und Quinta noch immer ein guter Schüler. Damals hatte ich famose, freundliche und wohlwollende Lehrer. Als die Plagerei der Grammatik, der unregelmäßigen Verben einsetzte, und die Extemporalien verschmitzte Fallen auf dem gefährlichen Gebiet der Syntax stellten, verschlechterten sich meine Noten im selben Maß, wie mein Interesse an diesen Übungen sank. Für das Übersetzen aus fremden Sprachen hingegen behielt ich den Sinn; und eine gewisse Fähigkeit, rasch den passenden deutschen Ausdruck zu finden, die mich auch später in den oberen Klassen gut zensierte Aufsätze schreiben ließ, half mir namentlich auch bei

Homer und Horaz manche Schwierigkeiten zu überwinden, auf die ich mich, wie heute zugegeben, zu Hause nicht genügend vorbereitet hatte. Anstatt nun diese immerhin erfreuliche Fähigkeit gelten zu lassen und die Leistungen beim Einfühlen in die Schriftsteller und Poeten der Antike neben der Zensierung der minder guten, ja oft mangelhaften Übersetzungen von der deutschen in die alten Sprachen in wohlwollende Erwägung zu ziehen, hat mir einer dieser Jugendbildner, dessen fettes, hämisches Lachen mir noch heute nach Jahrzehnten manchmal in eklem Traum aus rötlichem Vollbart entgegengrinst, just in den Jahren der Tertien und Sekunda, da er leider als Ordinarius mit uns aufstieg, das Leben und die Lust am Lernen gründlich verdorben.

Und da ich, seit das harmlose Rechnen in die Verschmitztheit der Mathematik ausartete, auch in diesem Fach bei anständigen und nicht übelwollenden Lehrern nur in ganz seltenen Fällen ein ehrliches „Genügend" erreichen konnte, so nützte es mir wenig, daß ich immer gute, häufig die besten Aufsätze der Klasse schrieb; und noch weniger, daß ich zu Hause zu meinem eigenen Vergnügen zuerst größere Abschnitte aus dem Ovid, dann den Nausikaagesang aus der „Odyssee" und später eine ganze Reihe von Oden des Horaz in den Versmaßen des Urtextes übersetzte. Kurz nachdem ich in meinem kindlichen Gemüt, gute Wirkung davon erhoffend, meinem Peiniger ein paar Seiten metrischer Übersetzung des Homer — übrigens auf Anraten meiner Mutter, die als echte Mutter gar nicht begriff, warum mich dieser Dr. R. nicht liebte — übergeben hatte, kamen wir in der Klasse an eine der schwierigsten Partien der „Odyssee", des herrlichsten Werkes der Antike; an

die Schilderung des Weges, den Hermes, von Zeus gesandt, zu dem Grottenversteck der Kalypso nimmt, damit er die göttliche Nymphe veranlasse, den Dulder Odysseus endlich zu entlassen. Hier war freilich mit dem angeborenen Talent für mehr ahnende als präparierte Übersetzung aus fremden Dichtern wenig anzufangen. Hier galt es, mit dem Lexikon in der Hand vorbereitet zu sein und die seltenen, wohl nur an dieser Stelle vorkommenden Vokabeln, die Namen der Bäume und Sträucher nachgeschlagen und memoriert zu haben.

Der gute alte Voß übersetzt diese schwierige Stelle also:

Ringsumher wuchs um die Grotte des grünen Haines Umschattung,
Erle zugleich und Pappel und balsamreiche Zypresse.
Dort auch bauten sich Nester die breitgefiederten Vögel,
Habichte samt Baumeulen, und samt breitzüngiger Krähen
Wassergeschlecht, das kundig der Meergeschäfte sich nähret.
Hier auch breitete sich um das Felsengewölb' ein Weinstock,
Rankend in üppigem Wuchs und voll abhangender Trauben.
Auch vier Quellen ergossen gereiht ihr blinkendes Wasser,
Nachbarlich nebeneinander, und schlängelten hierhin und dorthin;
Wo rings schwellende Wiesen hinab mit Violen und Eppich
Grüneten ...

Mein Quäler rief mich auf und ließ mich — n i c h t übersetzen. Nein, am Ende hätte ich ja in der Voß-Übersetzung oder einer minderwertigen Eselsbrücke die deutschen Bezeichnungen und schwierigen Vokabeln gefunden haben können!

O nein, er faßte mich fester und sicherer. „Schließen Sie das Buch!“ — Es geschah. — „Sie haben doch präpariert? Was heißt auf griechisch: der Eppich? — So, Sie wissen's nicht? — Was heißt: die Baumeule? — Auch nicht. — Und: der Habicht? — Ebenfalls nicht. Schön, schön.“ — Er zückte das Wachstuchheftchen und malte, befriedigt schmunzelnd, eine „Fünf“ hinein. Fast liebevoll malte er sie. — „Gänzlich ungenügend.“ — Im Homer „gänzlich ungenügend!“ In dem Dichter, den ich liebte und, ich glaube, auch ein wenig nachfühlend verstand. Daß ich den Nausikaagesang ganz hübsch in deutsche Hexameter gebracht hatte, das galt nichts. Aber daß ich nicht wußte, wie die Baumeule im jonischen Griechisch hieß, der interessante Vogel, der, glaub' ich, nur an dieser einen Stelle bei Homer vorkommt, das entschied für meine Note, die natürlich auch die Gesamtnote drückte.

Formell war der Mann im Recht. Ich war gar nicht oder schlecht vorbereitet. Geschadet aber hat er mir mehr, als sein Recht war. Oder nein, er hat mir genützt. Freilich genützt wie jener Geist, der stets das Böse will und stets das Gute schafft. Denn seine schlechten Noten, selbst in den Fächern, in denen ich sie nicht verdiente, bewirkten es, daß meine Mutter, die kurz vorher Witwe geworden war, zu ihm hinging und sich nach meinen Aussichten erkundigte. Die waren, wie er lächelnd versicherte, die schlechtesten. Sie ging dann zum Direktor Tycho Mommsen, dem kleinen Bruder des großen Mommsen in Berlin, dem für die Schüler Unnahbaren, dem sein Spitznamen „Igel“ wie angegossen saß, den die Altphilologen gelegentlich loben und den ich wahrlich keinen Grund zu preisen habe. Bei den wenigen Gelegenheiten, bei denen er sich

uns als Direktor zeigte — Unterricht hab' ich nie bei ihm genossen —, war er unausstehlich gegen die Schüler. Klein und dürr von Figur, kurzsichtig und schlecht rasiert, machte er als Redner bei den Progressionen eine etwas komische Figur. Aber im Verkehr mit dem einzelnen konnte seine Unausstehlichkeit mit Würde verwechselt werden. Meiner Mutter, der Witwe eines angesehenen Literaten, glaubte er in der ihm eigenen stokkenden Redeweise, die hinter je drei Worten ein krächzendes „Hä" einschob, das er von Eichelhähern gelernt zu haben schien, den liebevollen Rat geben zu müssen: „Hä — es müssen ja nicht alle jungen Leute studieren. Hä — lassen Sie den Jungen doch — hä — ein Handwerk lernen ..."

Da hatt' ich, als die gute Mutter weinend nach Hause kam und mir's erzählte, mit meinen sechzehn Jahren genug. Ich war überzeugt, daß ich in Frankfurt nie das Abiturium machen würde, und setzte es bei meiner Mutter durch, daß ich das Gymnasium wechselte. So kam ich nach Karlsruhe in Baden. Bekam in dem famosen, an Anregungen und Güte reichen Gustav Wendt einen Schulmann, wie er sein soll, zum Direktor. Fand Lehrer, die ohne Vorurteil an mich herantraten; die das, was ich konnte, gelten ließen, und das, wofür ich kein Talent hatte, mir nicht zu Strick und Falle machten. So war ich bereits im ersten Jahr meines Karlsruher Aufenthaltes unter denen, die den Fichte-Preis bekamen, habe zum dreihundertjährigen Jubiläum des Gymnasiums das Festspiel schreiben dürfen, das dem „Philoktet" des Sophokles voranging, und habe, von den beiden Primen ausgewählt und vom Lehrerkollegium bestätigt, als einer der besten Abiturienten die Abschiedsrede gehalten.

Ich gebe zu, bei dieser meiner rasch und gründlich veränderten Stellung zur Schule und erfreulichst veränderten Stellung der Schule zu mir wirkte auch ein bißchen der sich in meiner Jünglingsbrust aufbäumende Trotz mit. Der feste, haßgeschürte Wille, den Frankfurter Magistern zu beweisen, daß sie denn doch im Irrtum waren. Aber schon: daß solcher Trotz überhaupt mit Erfolg zu wecken war, schon: daß ich aus einem von Ordinarius und Direktor glatt aufgegebenen ungenügenden Obersekundaner in zweieinhalb Jahren — non contemnendus — einer der besten Abiturienten werden konnte, liefert doch schließlich jedem Vorurteilslosen den Beweis, daß bei richtiger Einsicht in ihre pädagogischen Pflichten und Rechte auf einem humanistischen Gymnasium von wirklichen Humanisten etwas mit mir anzufangen war. Wennschon ich mich vielleicht zum Alt-Philologen und gewiß zum Mathematiker auch bei liebevollstem Eingehen nicht geeignet hätte.

Meine Karlsruher Zeit, die zu den glücklichsten Epochen meines Lebens gehört, will ich später behandeln. Als ich in die mit Unrecht als langweilig verschriene Hauptstadt des badischen „Musterländles" kam, hatte meine arme, einst so fröhliche Mutter schon, vom Schicksal tief gebeugt, das Schwerste erlebt. Hatte ihren geliebten ältesten Sohn im besten Alter hergeben müssen und drei Jahre darauf den vergötterten Mann, der, als er starb, noch nicht die Mitte der Fünfziger erreicht hatte. Sie hatte all das Schreckliche getragen, um dann von einem verknöcherten Alt-Philologen und von einem für individuelle Behandlung junger Menschen unfähigen Direktor in einer jedem Takt und jedem Mitleid fernen Weise zu erfahren, daß der von drei Jungen übriggebliebene letzte

Sohn der Witwe eines angesehenen Frankfurter Literaten am besten ein kleines Handwerk erlerne.

Als ich, sechs Jahre später — am frühesten Termin, der dafür möglich war—, meinen philosophischen Doktor „magna cum laude" gebaut hatte, war es einer der ersten Gedanken meiner glückstrahlenden alten Mutter, diese welterschütternde Tatsache in einem Briefchen, das vermutlich mehr temperamentvoll als höflich geklungen hätte, meinen Gönnern von damals anzuzeigen. Ich habe ihr das natürlich lachend ausgeredet.

Der Direktor war übrigens — bald nach meiner Flucht — durch einen ausgezeichneten Schulmann, Professor Reinhardt, ersetzt worden und bereits gestorben. Die Liebe seiner letzten Prima zu ihm hatte sich noch in einem Schalksnarrenspaß Luft gemacht, der den alten verknöcherten Herrn nicht wenig geärgert haben mag. In einem gelesenen Blatt Frankfurts erschien nämlich eine Anzeige, daß der Direktor außer Dienst nunmehr „unentgeltlich Vorbereitungsunterricht für die unteren Gymnasialklassen" erteile. Sparsame Eltern haben ihm da zu Dutzenden die Treppen abgetreten und die Schelle bald abgerissen ... Natürlich handelte es sich um einen bösen Scherz, den nicht gerade die Liebe eingegeben hatte.

Als der Professor Reinhardt — der eine Zeitlang, ehe er nach Neuwied als Direktor ging, in der Tertia mein Lehrer gewesen war, einer von denen, die mich wirklich angeregt und die mir ehrlich wohlgewollt haben — nach einer mehrjährigen Wirksamkeit als Nachfolger Mommsens im September 1904 als Geheimer Rat ans Ministerium nach Berlin berufen wurde, erinnerten sich die Frankfurter Abiturienten des

Flüchtlings, den sein Vorgänger gern hätte Tischler oder Sattler werden lassen. Ich schrieb in Berlin auf ihre Aufforderung das Festspiel für den Frankfurter Abschiedskommers; und was ich darin den Jüngling, den Schüler zu seiner lauschenden Mutter sagen ließ, war meiner Dankbarkeit für einen wirklichen Lehrer entsprungen und meiner Erinnerung an einen der Jugend von ganzem Herzen zugetanen Mann, der nicht listig darauf ausging, „Fünfer" in ein Wachstuchheftchen zu malen, der es aber, wie wenige, verstand, den jugendlichen Sinn aufhorchen zu lassen und die erweckten Herzen für das Große und Unvergängliche der Vergangenheit zu entzünden.

Ach hörtest du ihn künden den H o m e r,
Du ließest m e h r als seine Güte gelten!
Der Waffenklang tönt vom Skamander her,
Und stolze Helden treten aus den Zelten.
Gott Ares naht mit wildem Kriegsgebrüll,
Und Aphrodite fährt mit weißen Tauben;
Und blutrot weht der Helmbusch des Achill,
Des Diomedes edle Rosse schnauben —
Vom Mauerring schallt heller Hörner Ton,
Von Eisenschritten dröhnt die junge Erde,
Und Priam bittet für den toten Sohn,
Daß ihm ein Grab im Heimatboden werde.
Das alles l e b t noch, Mutter, und entzückt
Noch unser Herz nach tausend, tausend Jahren;
Und was die Zeit im Nebel weit entrückt,
E r zaubert's neu und läßt's uns neu erfahren.
E r zeigt im Kampf mit der erzürnten See

Uns des Odysseus unerschrocknes Wagen
Und läßt das Königskind Antigone
Die Erde zu des Bruders Leiche tragen.
Er deutet uns der Tantaliden Los,
Beklagt mit uns des Pelopiden Ende —
Zu allem, was auf Erden schön und groß,
Gab er, nur er die Schlüssel in die Hände.

*

Ich will von meinem Bruder Willi sprechen, der so laut und fröhlich sein konnte und der doch die erste große stille Trauer über mein junges Leben gebreitet hat. Von meinem großen Bruder, der die röteſten Backen von uns allen hatte, und der schwimmend, fechtend, schlittschuhlaufend das Leben selbst schien — und der mit einundzwanzig Jahren schon gestorben ist. Von meinem Bruder, der den Fragen des Schicksals mit immer hoffendem Wagemut gegenüberstand, und der uns scheidend das große Rätsel seines Todes hinterließ. Von meinem Bruder, der das leuchtende Leben geliebt hat, und der sich selbst in mitternächtiger Stunde den Tod gab.

Er war in der Taufe nach meines Vaters Bruder genannt worden, der, wie ich schon erzählte, früh, als Student, gestorben war. Er soll als Jüngling dem Oheim, dessen Namen er in der Familie lebendig erhielt, sehr ähnlich gesehen haben. Das kann ich aber nicht mehr beurteilen. Denn von dem frühgeschiedenen Vatersbruder besaßen wir als einziges Porträt nur eine kleine Silhouette aus der Gießener Zeit. Auf diesem schwarzen Bildchen konnte das Charakteristische, das wohl die Gleichheit der Erscheinungen ausmachte, nicht zur Geltung

kommen, die frische Gesundheit, das reiche, von Natur gewellte kastanienbraune Haar mit den eigensinnigen Wirbeln, die immer roten Wangen und die gutmütig lachenden blauen Augen über einer scharfgeschnittenen schmalen Nase.

Meine frühesten Erinnerungen an meinen Bruder Willi zeigen ihn mir im tannengeschmückten Bescherzimmer zur Weihnachtszeit. Dort gehörte ihm unter dem Lichterbaum der große Kaufmannsladen und das hochgiebelige Lagerhaus mit dem herrlichen Aufzug, der die kleinen Kisten voll köstlicher Lebkuchen und die prallen Säcke voll minder köstlichem Häcksel bis unter das schindelgedeckte Dach des kleinen Speichers zog. Dicht daneben stand mein weit bescheideneres Materialistenlädchen, das dank meiner Mutter Fleiß und Umsicht in seinen winzigen Gläsern, Schubladen und Kästchen alle die Handelsartikel enthielt, die auf den aufgeklebten Zetteln vermerkt waren: Essig, Nudeln, Kaffee, Mehl, Spiritus, Erbsen, Lebertran. Kurz, lauter gute Dinge, mit denen so ein kleiner Kaufmann wohl zur Christzeit handeln konnte, ohne daß seine kindliche Gefräßigkeit gereizt und sein Magen verdorben wurde.

In diesem von herrlichem Mischduft von Tannennadeln, Wachslichtern und Mandeltörtchen durchzogenen Bescherzimmer aber fertigte mir der um neun Jahre ältere Bruder aus Fischbein und Bindfaden kleine Flitzbogen, mit denen ich unter seiner Anleitung begeistert nach den Äpfeln an dem geschmückten Baum schoß. Dann wieder verband er sich den kleinen Buben zu Dank, als er mir in Zwischenräumen Stück um Stück die Märchenbücher und Heldensagen großmütig überließ, die für *seine* Jünglingsbibliothek — in der jetzt

schon Scheffel stand, Hauff, Chamisso, Gustav Freytag und Walter Scott — denn doch als zu kindlich und überlebt galten. Manchmal las er mir auch daraus vor. Dann machte er sich gern den Spaß, mit ganz ernsthafter Miene, scheinbar genau den gedruckten Text vortragend, plötzlich zwischen kämpfenden Riesen und listigen Zwergen unsere Tante Tinchen mit ihrem Spitzensonnenschirm auftreten zu lassen oder zur Bedienung des mächtigen Königs Artus, der seine ritterliche Tafelrunde hielt, mit scheinheiligem Ernst unsere gute alte Sophie mit der Zinnterrine voll Erbsensuppe heranzuziehen. Er lachte so gern und hörte so gern andere lachen. Mit unserer Schwester Johanna, die ein Jahr älter war als er und auf deren jungfräulichem Weihnachtstisch in jenen Jahren immer ein neuer Georg Ebers liegen mußte, verständigte er sich gern „ägyptisch", indem er ihr mühsam gemalte Hieroglyphen, die aber in den hineingeheimnisten lesbaren Buchstaben irgendeinen Spaß enthielten, ins Zimmer hing oder bei Begrüßung und Abschied mit erhobenen Händen im Profil sich verneigend die förmlichen Zeremonien karikierte, die auf den Bildern uralter Tempelwände des Nillandes von den umständlichen Sitten der Höflinge vor den hohen Gemahlinnen der Pharaonen zuverlässige Kunde gaben.

Aber ich erinnere mich auch aus jener frühen Zeit, da es mir selbst in der Schule noch gut ging und alles leicht wurde, daß der Bruder — namentlich des Samstags, wenn — nach üblem Brauch — die lateinischen und griechischen Exerzitien korrigiert zurückgegeben wurden — wortkarg und geduckt am Familientische saß. Lustlos löffelte er das für diesen Tag im Hause traditionelle Gericht: dicke Linsensuppe mit Frank-

furter Würstchen hinunter, während der Vater zuweilen, kommende Aussprache verheißend, einen ernsten tadelnden Blick nach ihm hinschickte. Da ich persönlich ein paar Jahre später ganz Ähnliches an solchen nicht erfreulicheren Samstagen erlebte, so hat lange Zeit die sonst so geliebte Linsensuppe mit dem Stolz der Frankfurter Schweinemetzger, den berühmten Würstchen, einen recht bitteren Erinnerungsgeschmack für meine Zunge gehabt.

Als dann die gefährliche Lebensfrage: „Universitätsstudium oder Kaufmannsberuf?“ an meinen Bruder herantrat, das heißt, als er glücklich das „Einjährige“ in der Tasche hatte, entschied er sich rasch, allzu rasch für den Austritt aus dem ungeliebten Gymnasium, das ihm in den Jahren der Tertia und Sekunda wenig Genuß gebracht hatte. Mein Vater nahm offiziell keinen Einfluß auf des Sohnes Entscheidung. In Wahrheit aber war es bei meinem Bruder, der ein heller Kopf, aber ein bißchen leichtsinnig und nicht eben für die Regeln der Grammatik und die Figuren der Geometrie begeistert war, wie bei so manchen anderen, die Furcht vor einer endlosen Serie künftiger unerquicklicher Samstage; war der ahnungsvolle Abscheu vor den schrecklichen Linsengerichten, die schon nach kommenden Aussprachen schmeckten; war die Sehnsucht, frei zu werden von den ewigen Ermahnungen, als begabter Sohn eines Lehrers sich doch mindestens im ersten Drittel der Klasse zu halten und da und dort mit leuchtendem Beispiel seinem kleinen Bruder voranzugehen; war es die Hoffnung, von Tacitus und Euklid, vom Westfälischen Frieden und der Magna Charta in diesem Leben nichts mehr zu hören, was ihn antrieb, gleichzeitig mit einigen Freunden, die allerdings

aus bekannten Kaufmannsfamilien stammten und in gemachte Nester kamen, dem Studium zu entsagen.

Durch die guten persönlichen Beziehungen meines Vaters konnte Bruder Willi bald in die angesehene Privatbank L. eintreten. Dieses Institut hatte seine Bureauräume damals nicht weit von dem Eingang zum Gymnasium in derselben Straße. Es mag dem vom Schulzwang Befreiten eine kleine flüchtige Genugtuung bereitet haben, an diesem Tor von Zwing-Ury mit der Zigarette im Mund vorbeizuwandeln. Als Volontär, der aber schon, halb ernsthaft, halb sich selbst ironisierend, von großen finanziellen Unternehmungen träumte und die Übernahme verantwortungsvoller Posten im Ausland, dem seine Reiselust zustrebte, in den Lebensplan einstellte, schilderte er uns mit dem ihm eigenen sorglos fröhlichen Humor den ersten Tag seines verantwortungsvollen Dienstes. Er hatte vor seinem Pult und einem unbenutzten Löschblatt gesessen und verstohlen den anderen zugeschaut, die, schweigend über Büchern gebückt, rechneten und schrieben und Briefe lasen und Kopien ablegten. Dann hatte er das Tapetenmuster studiert, die Röschen darin gezählt und unauffällig auf diesen Röschen einige Fliegen gefangen. Niemand kümmerte sich um ihn. Zwei Stunden etwa waren in dieser anregenden Weise vergangen, als er plötzlich mehrmals hintereinander seinen Namen rufen hörte. — „Und wer hat gerufen?" — „Wer? Denkt euch —" — „Nun, wer denn?" drängte meine aufs höchste gespannte Mutter. — „Wer?" der Bruder reckte sich, „kein Geringerer als der Chef selbst, der Kommerzienrat! Ich habe seine Stimme natürlich gleich erkannt und war ganz versteinert ..." — „O Gott, o Gott," seufzte unsere gute Mut-

ter, die schon die fristlose Entlassung des Volontärs drohen sah. — „Aber dann sagte mir der Prokurist: Hören Sie nicht! Der Chef r u f t Sie doch! — Da sprang ich natürlich dienstbeflissen auf und klopfte an sein Privatkontor. Da aber niemand „herein" rief, öffnete ich vorsichtig die Tür. Und — das Zimmer war leer. — „Der Chef ruft Sie doch von d r a u ß e n, erklärte der Prokurist." — „Wieso von draußen?" fragte die Mutter aufs äußerste gespannt. „War er denn im Garten?" — „Doch nicht," lächelte der künftige Bankier. „Ein Park gehört noch nicht zu unserer Bank. Nein, der Chef war mal ... nun, er war eben mal beiseitegegangen —" — „Und da rief er d i c h?!" — „Ja, da rief er m i ch." Mein Bruder nickte ernst und stolz, als ob sich's mindestens um den Ruf an die Universität Bologna gehandelt hätte. „Und er sagte durch die ein ganz klein wenig geöffnete Tür des geheimen Kabinetts: ‚Presber, holen Sie mir mal aus meinem Privatzimmer, rechts im Stehpult das Päckchen Toilettenpapier!'" — „Aber, Willi!" — „Also, Mama, du wolltest doch durchaus wissen, was ich am ersten Tag zu tun hatte. W e i t e r e Aufträge habe ich dann heute von niemandem mehr bekommen."

Später hat sich dann sein Pflichtenkreis erweitert. Und er war wohl rührig und, wie sein Chef meinem Vater wohlwollend versicherte, auch anstellig dabei. Aber da kam der böse Tag, an dem seine einstigen Kompennäler, die weiter, ohne Zigarette im Mund, ins Gymnasium gepilgert waren, plötzlich ausgelassene „Muli" wurden und dann nach Jubel und Abschiedskommers gar Studenten, die mit frischen Hakenquarten, die bunten Bierzipfel aus der Weste schwenkend, durch die

Straßen der Vaterstadt stolzierten. Da mag er innerlich bereut haben, mein armer Bruder. Er wurde stiller und sprach immer wieder davon, nachdem er sein Jahr abgedient, ins Ausland zu gehen.

Er meldete sich bei den Einundachtzigern; wurde aber um eines kleinen Fehlers willen — ich weiß nicht mehr, was es für ein Fehler war, seine äußere Erscheinung war jedenfalls ein Bild der Gesundheit, und er war viel hübscher, als ich es je gewesen bin — nicht genommen. Wurde „zurückgestellt". Aber der Stabsarzt sagte ihm tröstend, daß er für die Kavallerie durchaus tauglich sei. Kavallerie war freilich eine teure Sache. Aber mein Vater gab seinen Bitten nach. Und so trat der Willi als hessischer Leibdragoner — „Grüner Dragoner", wie man sie nach den dunkelgrünen Uniformen mit rotem Kragen und Gardelitzen nannte — in Darmstadt ein.

Ich war sehr stolz auf den schmucken großen Bruder in seiner prall sitzenden, kleidsamen Uniform, wenn er aus Darmstadt auf kurzen Urlaub zu uns kam. Und wenn er gar an einem Sonntag mit blitzenden Sporen, eine hübsche Tanzstundenfreundin führend, auf Schlittschuhen über den Palmengartenteich holländerte — der Winter war früh gekommen, und schon Ende November gab es Eisbahn —, kam ich mir fabelhaft als Bruder dieses Kriegsmannes vor.

Er erzählte gelegentlich, daß sein in regelmäßigen Abständen ihn schon seit Kindertagen immer wieder befallendes Nervenkopfweh ihm manchen bösen Tag im Dienst bereitet habe. Besonders in den ersten sechs Wochen des Stalldienstes, den er, mit viel Humor den braven, aber groben Wachtmeister

kopierend, beschrieb. Aber er habe eben die Zähne zusammengebissen und oft mit vor Schmerzen tränenden Augen auf seinem hartmäuligen Gaul ausgehalten. Zwei Frankfurter Freunde, die mit ihm zugleich ihr Jahr abdienten und in der Riedeselstraße mit ihm zusammenwohnten, bestätigten das. Auch hat er rechtzeitig die Gefreitenknöpfe sich an dem gestickten roten Kragen befestigen dürfen; was es bestätigte, daß seine Vorgesetzten, in erster Linie sein Rittmeister, ein Graf Matuschka, mit seinen dienstlichen Leistungen und seinem außerdienstlichen Auftreten zufrieden waren.

Da tat der arme Bursch kurz vor Weihnachten beim Hürdenspringen einen schweren Sturz. Er wurde über das Fest beurlaubt. Die sonst so frisch geröteten Wangen blaß und eingefallen, saß er fröstelnd in einem wärmenden Schlafrock, den ihm die sorgliche Mutter geschenkt, und der so gar nicht zu den Militärhosen und Sporenstiefeln paßte, in dem Bürgermeistersessel des Großvaters und schaute aus müden Augen über die tiefverschneiten Gärten. Mir strich er manchmal über das Haar; aber er spielte nicht wie sonst mit mir. Etwas Fremdes, Kühles, Unheimliches ging von ihm aus; und ich ward still in seiner Nähe.

Die Eltern bangten um ihn. Aber als kurz vor Neujahr sein Urlaub ablief, schien er sich so weit erholt zu haben, daß er hoffen durfte, wieder Dienst tun zu können. Des Abends, als er nach Darmstadt abreiste, erinnere ich mich mit voller Deutlichkeit. Die Eltern waren im Museumskonzert, hatten aber gehofft, ihn nach der Heimkehr noch zu sehen. Ich saß mit meiner Cousine Klara, die ein zartes, apartes Mädchen war und damals gerade — wie sie mit der Naivität der Ver-

liebten glaubte, von allen unbemerkt — ihr junges Herz entdeckt hatte, bei einem geographischen Bilderlotto, das mir der Vater, der stets für belehrende Spiele war, geschenkt hatte. Nun muß ich vorausschicken, daß der heimliche Verehrer meines Bäschens damals Otto Mohr hieß und Mitinhaber einer großen Seifen- und Parfümeriefabrik war. Mit dem sie sich dann auch bald verlobte und später in langer Ehe glücklich gelebt hat. Als nun mein Bruder Willi, dem in den letzten Tagen des Urlaubs mit der Schmerzminderung die gute Laune langsam wiederzukehren schien, und der jetzt, schon in Mantel und Mütze, die weißen Handschuhe in der Hand eintrat, uns beide eifrig beim Lotto sah, uns den Kopf zerbrechend über die Ortsnamen und geographischen Verhältnisse Afrikas, sagte er mit gut gespieltem tadelndem Erstaunen: „Ja, liebe Klara, ich muß mich doch sehr wundern, daß d u nicht in Afrika Bescheid weißt!" — „Wieso?" fragte die Gekränkte. — „Wieso?" Willi schüttelte den Kopf. „Ich denke, Afrika ist das Land der wohlriechenden M o h r e n, für die ich denn doch einiges Interesse bei deiner europäischen Wenigkeit voraussetzen dürfte!" — Da warf die Errötende rasch ein Lottoklötzchen nach ihm. Er aber küßte mich und enteilte lachend und sporenklirrend. „Grüßt die Eltern noch — mein Zug geht, ich kann nicht mehr warten," rief er noch vom Vorplatz.

Ich aber saß ganz dumm da. Denn ich verstand gar nichts von allem. Und als die Klara sagte: „Er macht immer seine Witze, der Willi!" — da sah ich den Sinn nicht ein und fragte: „War denn das ein Witz?"

Ja. Es war eine Neckerei, war das letzte flüchtige, fröhliche

Wort, das ich von ihm hörte. Und wiedergesehen hab' ich ihn auch nie mehr.

Drei Wochen später — ich war an jenem Wochentag, da mich das Familienübel, das böse Kopfweh plagte, aus der Schule geblieben und saß müde, mit Bauklötzen spielend, im Zimmer — hörte ich zu früher Stunde, so um neun Uhr mag's gewesen sein, eine unbekannte, mühsam gedämpfte Männerstimme, die auf dem Korridor mit unserer Sophie aufgeregt verhandelte. Dann kam die Sophie herein und berichtete meiner Mutter: „Da ist der Lehrer K. aus Darmstadt, der Wirt vom Herrn Willi, der muß dringend, sagt er, den Herrn Doktor sprechen ..."

Alles, was nun folgte, was sich rasch und verwirrend begab, geht mir heute noch wie ein düsterer, nie ganz gelöster und doch nie vergessener Traum im Kopf herum. Ich höre die Mutter laut aufschreien, sehe sie blaß ins Zimmer zurücktaumeln und fassungslos weinen. Ohne zu ahnen, was sie so schmerzlich getroffen hat, versuche ich sie zu trösten. Ich höre hastige Schritte auf dem Korridor. Der Vater spricht aufgeregt mit dem Lehrer. Die Mutter hat sich zur Tür geschleppt. Die Eltern umarmen sich und schluchzen wortlos. Die Sophie zieht mich ins andere Zimmer und weint in meine Locken und sagt immer wieder: „Er kommt nicht mehr, der Willi kommt nicht mehr ..."

Dann Stunden, schreckliche stille Stunden später höre ich, daß der Vater mit der Tante Anna, die in allen Schmerzen und Verlusten der Familie die hilfreich und still Mittragende war, nach Darmstadt gefahren sei. Die Mutter nimmt bei Tisch keinen Bissen und stiert, in sich zusammengesunken, aufs Tischtuch. Die Tränen laufen ihr unaufhörlich die Wangen

herunter; und die Sophie sagt immerzu mit tränenerstickter Stimme: „Rudelchen, du mußt aber essen! Du mußt essen, Rudelchen ...“

Am Abend kam der Vater zurück. Er schien kleiner und schmaler und war leichenblaß. Er schloß sich mit der Mutter ein. Und obschon die Sophie mir laut vorzulesen suchte — aber ich merkte, daß sie nicht wußte, was sie las, und ich hörte, wie eine ganz fremde Stimme aus ihr fremde Worte sprach — und obschon die Türen geschlossen waren und die Eltern sich zu beherrschen mühten, hörte ich ganz gut das herzzerreißende Schluchzen meiner Mutter bei meines Vaters tränenersticktem Bericht. Und dann kam plötzlich mein Vater herein zu mir. Er weinte nicht und klagte nicht. Er ließ sich langsam in den Sessel nieder, auf dem sein kranker, großer Sohn zuletzt gesessen und mit müden Augen über die verschneiten Gärten hinaus geträumt hatte. Ganz sanft zog er mich an sich, und ich fühlte das Zittern seiner starken Hände. Er küßte mich lange, zärtlicher als je auf die Stirn, sah mir dann tief in die geängstigten Augen und sagte ganz leise: „Jetzt bist du mein Einziger!“

Drei Tage später wurde mein Bruder Willi bei unseren Familiengräbern beigesetzt. Eine Abordnung von Offizieren der Grünen Dragoner und alle Einjährigen waren erschienen. Mein Vater gab wortlos und wie geistesabwesend jedem der Soldaten die Hand. Dann sprach der Pfarrer, sprach zu den Eltern, sprach zu den Kameraden, sprach auch zu mir. Nannte mich ganz deutlich beim Namen und sprach zu mir. Und ich dachte immer nur: da liegt jetzt mein Bruder, ganz kalt, in dem Holzkasten, den die schönen Kränze bedecken, und lacht nie

mehr und spricht nie mehr mit mir und kommt nie, nie mehr wieder... Dann salutierten alle Soldaten, die Hand am Helm, als der Sarg an Seilen langsam hinuntergelassen wurde. Und in all meinem verwirrten Schmerz spürte ich etwas wie Stolz, daß sie alle so gerade standen in ihren schönen Uniformen und grüßten, sogar die Offiziere mit den Ordenskreuzen auf der Brust, und daß sie alle meinen großen Bruder so ehrten, als er in die Erde hinabsank, aus der er nie wiederkehren sollte.

Viel, viel später habe ich dann alles erfahren. Mein Bruder hatte wieder Dienst getan nach seiner Rückkehr in die Garnison. Aber er war ein anderer als zuvor. Der früher so Fröhliche sprach nur noch wenig, nur noch das Nötigste, und seine Augen sahen oft mit dem starren Blick eines geistig Abwesenden an den plaudernden Kameraden vorbei in die Ferne.

Seinen Freunden war es klar, er litt schweigend Schmerzen. Aber sie hatten weiter keine Angst um ihn, denn er plante für den Monatsersten noch einen Umzug, meldete sich noch zum Eintritt in die Kasinogesellschaft an, sagte noch für eine Einladung zum Ball im nahen Mainz zu.

Auf der nächtlichen Rückfahrt von diesem Ball, den auch drei junge Leute seines Regiments mitmachten, mied er geflissentlich die Gesellschaft der Kameraden. Stieg gegen seine Gewohnheit in ein besonderes Coupé und eilte, in Darmstadt angekommen, ohne Gruß in seine Wohnung voraus. Als die beiden Kameraden, die auf demselben Vorplatz mit ihm wohnten, langsam nach Hause geschlendert kamen, hatte er sich bereits erschossen. In Uniform, vor einem kleinen Spiegel sitzend.

Vor ihm auf dem Tisch lag in seiner schönen, klaren Schrift, sogar mit den Zierschnörkeln, die er sich angewöhnt hatte, ein kurzer Brief an die Eltern. Die Adresse war noch feucht.

Mein Vater hat — viele Jahre später hörte ich alle Einzelheiten — damals in Darmstadt nach den tieferen Gründen dieses rätselhaften Selbstmordes geforscht. Die Vorgesetzten des Toten sagten nur Gutes aus. Der Bursche, dem er noch am letzten Tage ein Paar Manschettenknöpfe geschenkt hatte, schwärmte für ihn. Gespielt hat er nie. Von unbezahlten Rechnungen ließ sich nur eine unbedeutende Handschuhrechnung auftreiben. Das Bild eines hübschen jungen Mädchens wurde in seiner Brieftasche bei seinen Visitenkarten gefunden. Niemand kannte sie. Sie hat sich nicht finden lassen und nicht gemeldet.

So blieb keine andere Lösung des Rätsels übrig, als daß der arme Junge, der seit dem schlimmen Sturz nie ganz von Schmerzen frei geworden war, in dem heißen Mainzer Ballsaal wieder an einem besonders heftigen Anfall gelitten hatte. Daß er sich dann vorstellte: „Morgen in dieser gräßlichen Qual der gefolterten Nerven *wieder* aufs Pferd — und übermorgen *wieder* aufs Pferd und so fort und so fort, bis du doch schließlich schlapp machst und das Avancement hin ist und du beim Militär aufhören mußt, wie du schon, zu früh, im Gymnasium aufgehört hast! Und die anderen werden Offiziere, du nicht — du wieder nicht."

Da hat er's getan. Hat ganz ruhig und sicher geschossen. Ohne sich Mut zu trinken, ohne zu zaudern.

Und sein letzter Brief — —

Als Jahrzehnte später meine Mutter, eine alte, müde

Frau, tief in den Siebzigern, die auch schon ihre Tochter vor sich hatte sterben sehen wie den Gatten und zwei ihrer drei Söhne, die guten Augen geschlossen hatte, fand ich in ihrem Nachlaß an besonderer Stelle den Abschiedsbrief meines Bruders. Er lag in einem verschlossenen Ebenholzkästchen bei des Brüderchens Alfred Totenmaske und Proben seiner blonden Löckchen. Lag bei Willis Epauletten, deren eine ganz kleine Blutspritzer zeigte, bei seinen Tanzsporen und der Koppel seines Säbels. Es war ein kurzes, ganz klar und deutlich geschriebenes Abschiedswort: er könne nicht anders, bitte um Verzeihung, und sein letzter Wunsch sei, daß der Eltern Freude an den glücklicheren Geschwistern sein frühes Ende vergessen lasse...

Mit diesem rührenden, in seiner stillen Klarheit doppelt erschütternden Brief ist mir dann sehr Seltsames begegnet.

Ein unbestimmtes Gefühl hinderte mich, ihn, meinem ersten Impuls folgend, zu vernichten. Ich legte ihn in meinem Grunewaldhäuschen, das ich damals bewohnte, zu intimsten Familienerinnerungen in ein besonderes Geheimfach des alten Kaunitz, der auch von der Mutter stammte. Niemand wußte von diesem Brief und seinem Inhalt außer mir. Niemand in meiner Umgebung hatte den Schreiber gekannt, der mehr als dreißig Jahre schon fern in der Heimaterde lag. Niemand kannte den versteckten, mit besonderem Schlüssel gut verschlossenen Platz auf der Wohndiele, an dem der mit neuem, verschlossenem Kuvert gesicherte Brief von mir verwahrt worden war.

Da ließ, wieder ein paar Jahre später, eines Tages eine Dame — eine Dame der Gesellschaft, Gattin eines aktiven, nicht in Berlin stehenden Offiziers — durch meinen Freund

H. v. P. bei mir anfragen, sie habe gehört, daß ich mich für okkulte Probleme interessiere. Sie sei seit ihrer Jugend „claire-voyante", und es würde sie freuen, einmal eine Sitzung mit mir haben und ihre Kräfte in meinem Hause erproben zu dürfen.

Nun war das richtig. Ich hatte mich, Jahre zuvor, viel mit okkulten Problemen beschäftigt; aber — wie mein Roman „Die bunte Kuh" jedem, der ihn kennt, beweist — ohne viel Veranlassung zum Glauben an übersinnliche Wahrnehmungen und Gestalten aus diesen merkwürdigen Sitzungen geschöpft zu haben. Darunter Sitzungen mit damals recht berühmten Medien, wie die später entlarvte Anna Rothe und andere. Trotzdem war ich bereit, die viel behaupteten Wundertatsachen aufs neue zu prüfen. Und da es sich hier offenbar um ein Medium handelte, das ausdrücklich seine gesellschaftliche Stellung betonte und jede Bezahlung unmöglich machte, so schien mir absichtliche Täuschung unwahrscheinlicher zu sein als in früher erlebten Fällen.

Ich bat also die Dame zum Abendessen. Sie kam mit einer Freundin. Machte den Eindruck einer ganz normalen Frau von Welt mit liebenswürdigem Sinn für Humor. Sie ersuchte während des kleinen Abendessens, das im ersten Stock in meinem Biedermeierzimmer stattfand — da sie gebeten hatte, von dem Eßzimmer, das ihr zu groß und zu wenig intim erschien, abzusehen —, gar nicht vom Zwecke dieses Zusammenseins oder aber von ihren übersinnlichen Gaben zu reden. Wenn sich etwas melde oder vor ihren hellseherischen Augen erscheine, werde sie unser Gespräch schon unterbrechen und das Geschaute oder Gehörte ansagen.

Eine Weile unterhielten wir uns über Berlin, über Theater und Bilder, da erklärte sie ganz unvermittelt, indem sie sich etwas steifer aufrichtete und die Augen scheinbar in eine weite Ferne richtete, sie höre jemand immerzu „Rinettina" rufen. Wir anderen hörten nichts und verstanden auch den Ruf nicht. Niemand im Hause, das ich selbst hatte bauen lassen und in dem niemand je vor mir gewohnt, hieß Rinettina. So zuckten wir lächelnd die Achseln, auch das Medium, und das Gespräch nahm seinen ruhigen Fortgang.

Ich muß aber hier gleich einfügen, daß auch diese zunächst unverständliche Gehörmeldung nicht unsinnig und ohne Grund war. In meinem Hause hatte ich damals eine italienische Dame, die sonst mit uns zu Tisch saß, um uns in italienischer Konversation zu üben, da ich damals am Luganer See ein Landhäuschen besaß und viele Wochen unter italienisch sprechenden Tessinern wohnte. Als diese Italienerin, die an jenem Abend, ich glaube in der Oper, jedenfalls nicht anwesend war, in später Stunde heimkam, erzählten wir ihr von dem merkwürdigen Ruf, den die Dame mehrmals gehört haben wollte. Da verfärbte sich die Italienerin und erklärte, sie sei als Kind von ihrer Großmutter — obschon sie selbst anders hieß — in Erinnerung an ein anderes, verstorbenes Enkelkind oft „Rinettina" gerufen worden.

Dies nebenbei und zur Vollständigkeit. Viel seltsamer aber war das Folgende: Plötzlich — seit sie die Rufe gehört, war wohl eine Viertelstunde vorübergegangen — saß die Dame wieder steif und ein wenig unwirklich puppenhaft auf ihrem Sofasitz. Nach kurzem Schweigen und Schauen entspann sich zwischen ihr und mir, den sie direkt anredete, indem sie dabei mit

einem starren Blick über meine linke Schulter hinwegzublicken schien, der folgende Dialog, den ich nach Aufzeichnungen ziemlich wörtlich wiedergebe.

„Jetzt — Herr Doktor — sehe ich — es steht ein junger Mann direkt hinter ihnen."

„Ein junger Mann? ... Können Sie irgend etwas erkennen, gnädige Frau, das mich darauf brächte, wer es etwa sein könnte?"

„Ich weiß nicht, mir scheint, er hat eine Uniform an. Ja, doch, jetzt sehe ich's ganz gut, eine grüne Uniform."

„Eine — grüne Uniform —? Der Kragen —?"

„Rot."

„Können Sie das Gesicht des jungen Mannes sehen? Wie alt erscheint er Ihnen?"

„Anfang der Zwanzig."

„Sieht er mir ähnlich, der junge Mann?"

„Nein. Gar nicht. Er hat gewelltes, dunkles Haar —, er hat frische rote Backen und ein ganz klein wenig Bart, ganz wenig nur auf der Oberlippe. Oh, es ist bestimmt ein junger Soldat, ein Offizier — ich weiß nicht."

„Will er mir etwas mitteilen —?"

„Ich denke — ja. Er hat die Hand auf Ihrer Schulter — auf Ihrer linken Schulter — und nun — nun spricht er zu Ihnen."

„Er spricht zu mir? Was sagt er wohl?"

„Er sagt — —" Alles das war langsam und stockend gesprochen und nur halblaut aus ihrem Munde gekommen. Jetzt hatte sie die Augen geschlossen. Den Oberkörper etwas vorgeneigt, schien sie mit größter Anstrengung nur noch zu horchen,

nur noch auf Worte zu lauschen, von denen wir in der tiefen Stille des Zimmers nichts hörten. Langsam, ganz langsam begann sie das Gehörte weiterzugeben.

„Er sagt — Sie haben ein Papier von ihm."

„Ich — habe ein — Papier von ihm ...?"

„Ja — etwas Geschriebenes, sagt er, das wichtig ist."

„Wo — wo habe ich dieses Geschriebene —?" Ich leugne nicht, mir war seltsam zumute, und die Spannung meiner Nerven war groß.

Es dauerte diesmal lange mit der Antwort. Aber dann sagte die Dame, ohne sich zu bewegen, als ob eigentlich ein anderer aus ihr sprach: „Sie haben das Geschriebene — nicht hier — eine Treppe tiefer steht ein Pult — darin liegt das Papier — das Papier, sagt er, das ihm gehört."

„Und wenn es so wäre — was soll ich mit dem Papier?"

„Sie sollen es gut bewahren — weil es von ihm ist."

Eine Weile tiefster Stille.

Dann öffnete die Dame die Augen, lächelte ein bißchen verlegen, sah scheu umher und sagte in ganz natürlichem Ton:

„Nun war doch jemand da, nicht wahr? — Aber er ist fort."

Diese Schilderung ist wörtlich wahr. Ich kritisiere sie nicht, ich berichte nur.

Mein Bruder war einundzwanzig Jahre alt, als er starb. Er hat mir nicht ähnlich gesehen. Hatte kastanienbraunes, gewelltes Haar, das er gescheitelt trug, und sehr frische Farben. Er trug als hessischer Gardedragoner die grüne Uniform mit rotem Kragen, als er freiwillig starb. Sein letzter Brief lag tatsächlich unten auf der Wohndiele — von keinem je gelesen,

außer von meinen toten Eltern und mir — wohlverwahrt in dem Kaunitz im festverschlossenen Geheimfach.

Niemand konnte das wissen.

*

Als mein Bruder starb, war meine einzige Schwester Johanna schon verheiratet. In Bad Ems mit dem Badearzt Dr. Max von Ibell; und war schon Mutter eines Buben, der nach dem Großvater väterlicherseits, dem nassauischen Minister, und nach dem Onkel, dem späteren Bürgermeister von Wiesbaden den Vornamen Karl bekommen hat.

Zehn Jahre älter als ich, war meine Schwester Johanna schon ein schlankes Jungfräulein gewesen, als ich noch ein beträchtlicher Lausbub war. Kam schon mit den damals üblichen „Kotillonsträußchen" von ihren ersten Bällen, als ich noch mit Bleisoldaten spielte und, als Spätling der Familie, etwas verzogen und, als Sohn eines angesehenen Lehrers der Literaturgeschichte, von jungen Mädels im Alter der Schwester, von sanft schwärmenden Schülerinnen meines Vaters ein bißchen verwöhnt wurde. In meinem Roman „Mein Bruder Benjamin", in dem viel Autobiographisches steckt, habe ich Gestalt, Beruf und Charakter meines Vaters so genau nach dem Leben gezeichnet, daß ich die Wiederholung hier unterlassen kann. Als mein Vater, der ein Jahr lang schwer an Rheumatismus gelitten hatte, dann von einer Rippenfellentzündung befallen worden war, dieses an Pflichten und Arbeit reiche Leben beschloß und in seinem eigentlichen Todeskampf, der seltsamerweise etwa zehn Tage vor seinem ganz sanften Einschlafen für immer lag — zwischen zwei bösen Be-

wußtlosigkeiten —, die von der Lahn telegraphisch an sein Krankenbett gerufene Tochter erkannte, nahm er lächelnd von ihr Abschied mit den Worten, wie sie ehrenvoller ein Kind vom Vater nicht vernehmen kann: „Johannachen, wenn ich sterbe, so sage dir, daß du deinem Vater nicht eine trübe Stunde in seinem Leben bereitet hast!"

Das waren nicht bloß die gütigen Worte eines auf den Trost der Lebenden bedachten Sterbenden, das war die Wahrheit. Alle guten Eigenschaften der väterlichen und alle guten Eigenschaften der mütterlichen Familie hatte diese kluge, gütige Frau, die allem Schönen der Welt ein empfängliches Herz entgegenbrachte, die ihr Leiden in Tapferkeit trug, in sich vereinigt. Und für die weniger guten Eigenschaften beider Familien war kein Raum in ihrem Herzen. Ohne ein besonders ausgebildetes Talent zu besitzen, das sie irgendwie in die Reihen der Bestaunten gehoben hätte, war in ihr das Gleichgewicht von Herz und Verstand so schön, wie ich es selten in Frauen erlebt. War ihr Interesse an Wissenschaft und Kunst so echt und ihr Schritt durch die Welt in guten und bösen Tagen so frei und sicher, daß ich's nicht nur für mich, den Bruder, der in unwandelbarer Liebe ihr verbunden war, nicht nur für ihre Kinder und Freunde, sondern wirklich für den Kreis aller, mit denen sie flüchtige Interessen und Schicksale verbanden, für tief beklagenswert halte, daß diese deutsche Frau so früh uns genommen wurde. Daß sie das Alter nicht erreichen durfte, in dem von der Klarheit ihres Wesens, von der Vornehmheit ihrer Gesinnung, von der Gerechtigkeit ihres Empfindens ein Glanz und Respekt ausstrahlen konnte. Ausstrahlen auf eine heranwachsende dritte Generation, die in den düsteren Unglücks-

tagen des Vaterlandes groß geworden und von der sich neu aufbäumenden Lebenslust, der fiebernden Hast der Gegenwart angesteckt, nicht oft genug das Vorbild eines vornehm sein Schicksal tragenden Alters sehen kann, dessen Blick dankbar und ohne Klage auf besonnten Wegen einer glücklicheren Vergangenheit ruht.

In meinen frühesten Erinnerungen sehe ich sie noch in einem schottisch gemusterten Mädchenkleid, schwere kastanienbraune Zöpfe um den Kopf gelegt, lustige hellblaue Augen unter einer hohen reinen Stirn, hochaufgeschossen für ihr Alter, ein bißchen blaß, aber nicht kränklich, sich mit meinem Bruder neckend, dessen Kameraden — alle wie er selbst ein Jahr jünger als das aufgeweckte Mädel — ein wenig für sie schwärmten.

Das war die Zeit, in der sie dem kleinen Bruder, dem „Dölfchen", wie sie ihn nannte, mancherlei beibrachte, was seinen Jahren wohl etwas voraus war. Italienische Terzinen von Dante, Fetzen aus ihren Röllchen im Körnerschen „Nachtwächter" und in Bendixschen Einaktern, die bei besonderen Gelegenheiten im Institut aufgeführt wurden, und Schach. Sie war es, die mich, in meinem fünften Jahr beginnend, das königliche Spiel mit allerlei munteren Auslegungen seiner Figuren und ihrer Züge so erfolgreich gelehrt hat, daß ich in der dritten Vorschulklasse meinen Rechenlehrer, der sich herablassend, wie man eben mit einem Bübchen spielt, an den Tisch gesetzt hatte, in drei Spielen zweimal „matt" gesetzt habe. Stolz stand die Schwester, mit heißen Wangen meine Züge verfolgend, als Lehrerin damals dabei. Aber leider, leider hab' ich später — aus Faulheit, aus Zeitmangel, ich weiß

selbst nicht wieso — dies Spiel aller Spiele, für das ich wohl Talent gehabt haben muß, vernachlässigt und kann's, glaube ich, heute nicht besser als damals, da die Johanna das myrtenbesteckte Kleid auszog und auf die Hochzeitsreise ging. Damals, als das Jungmädchenzimmer ausgeräumt wurde und all die kleinen Nippes, Kissen und Handarbeiten, die es geschmückt, für die Reise nach Ems verpackt wurden, ging dem kleinen, ein wenig auf den Schwager eifersüchtigen Bruder die Lust an mancherlei köstlichen und hohen Dingen verloren, mit denen ihn die Liebe zur älteren Schwester verbunden hatte.

Nur *eine* Passion, die sie in mir erweckt und gefördert, ist in mir fürs Leben geblieben, die Liebe am Sammeln von Autogrammen. Als frisches, hübsches Literatenkind, das mancherlei in sein apartes Köpfchen aufgespeichert hatte und ohne Keckheit einen annehmbaren Dialog führen konnte, hatte sie es nicht allzu schwer, von berühmten Männern der Zeit einen schriftlichen Gruß, einen Spruch oder gar ein Stückchen Manuskript gelegentlich zu erhalten. Wilhelm Jordan, der Nibelungensänger, damals als Barde „bis zum Stillen-Meeres-Saume siegreich durch die Welt gezogen", war in Freundschaft eng mit unserem Elternhaus verbunden. Der gute alte Bodenstedt (Mirza Schaffy) kam oft, die nie recht sitzende blaue Brille rückend, aus Wiesbaden herüber. Gutzkow, dessen kluge, immer noch reizvolle Witwe später bis zu ihrem Tode eine der intimsten Freundinnen meiner Mutter blieb, lebte noch. Der Literarhistoriker Hermann Hettner, Emil Rittershaus, den wir Kinder „Onkel Emil" nannten, wohnten immer bei uns, wenn sie zu Vorträgen nach Frankfurt kamen. Friedrich Spielhagen, damals auf der Höhe seines Ruhmes, und

Julius Rodenberg, mit dem Vater befreundet, besuchten uns, wenn sie Frankfurt berührten. Paul Heyse und Georg Ebers waren häufig Gäste befreundeter Familien; und die Dramatiker, die Uraufführungen in Frankfurt hatten, machten meist meinem Vater, der Vorsitzender des Aufsichtsrates der Theater-Aktiengesellschaft war, ihren Besuch.

Auch so ein literarischer Besuch, einer, an den ich noch heute nicht ohne vergnügliches Schmunzeln denken kann, war das Fräulein Marie Rückert, die Tochter des Dichters, die öfter bei uns logierte. Meine Mutter war mehrfach, als Mädel und Jugendfreundin Maries, in Neuseß bei den alten Rückerts zu Gast gewesen und konnte später uns Kindern nicht genug erzählen von der Behaglichkeit dieses Dichterhauses und von der Güte und Freundlichkeit des großen, der Jugend zugetanen Poeten. In ihr Stammbuch, das sie natürlich als echtes Kind der Biedermeierzeit wie ein Heiligtum verwahrte, hatte ihr der alte Herr als Richtschnur fürs Leben den schönen Vers geschrieben, den ich in seinen Werken nie gefunden habe:

„Die Welt ist schön von Gott gemacht zum Lustersprieß.
Ein Tor, wer sie von andern sich verderben ließ,
Ein Bösewicht, wer andern sie verderben will.
Laß jedem seinen Gang und geh den deinen still!"

Die Tochter Marie war, als ich sie als Junge kennenlernte, eine statiöse, üppige Dame von großer Lebhaftigkeit der Bewegungen und der Rede und mit fast immer halb zugekniffenen Äuglein, die ihre große Kurzsichtigkeit verrieten. Aus ihrer Vergeßlichkeit konnte man drei Professoren machen. Es

gab keine Verabredung, die sie nicht verquatschte, keine Tischzeit, die sie einhielt, keine Orts- und Eigennamen, die sie nicht schleunigst verwechselte. Grundgescheit und höchst amüsant in der Unterhaltung, verbrachte sie einen wesentlichen Teil ihres Lebens damit, ihre Brille, ihr Notizbuch, ihr Taschentuch zu suchen und Briefe nicht zu finden, die sie beantworten wollte. Sie hatte die Neigung, im Gespräch plötzlich irgendwelche Dinge in die Hand zu nehmen, an denen sie sich ritzen, stoßen oder stechen konnte, und gab dann mit großer Leidenschaftlichkeit nicht ihrer Kurzsichtigkeit und Zerstreutheit, sondern der Unachtsamkeit ihrer Gastgeber die Schuld, die solche tückischen Dinge in ihrer Nähe placiert hatten. Mit fabelhaftem Gedächtnis für Verse und Aussprüche berühmter Leute begabt, wußte sie unzählige Gedichte ihres Vaters auswendig. Darunter auch viele ungedruckte, die in den dreißig Bänden dieses unglaublich fruchtbaren Kopfes, dem Reim und Rhythmus willig wie keinem anderen Deutschen gehorchten, nicht enthalten sind. Sie rezitierte mit wirklicher Herzenswärme und ausgezeichneter Betonung. Und es war ein Genuß, ihr zuzuhören, wenn sie nicht, was häufig vorkam, kurz vor der Pointe oder dem lyrischen Ausklang plötzlich in unvorhergesehener Bewegung sich den Finger oder den Ellenbogen stieß und verletzte oder bei Tisch in eine Soße griff. Dann brach sie wütend ab und grollte.

Ihren letzten Logierbesuch bei uns kürzte sie beträchtlich ab, weil sie sich — ich glaube, um Spiritus für ihre Brennschere zu holen — selbst in die Küche begeben und sich dort am Herd drei Finger heftig verbrannt hatte. Dafür konnte natürlich niemand etwas als sie selbst. Denn sie hätte bloß oben im Fremden-

stübchen zu schellen brauchen, und das Mädchen, das die gutherzige originelle Dame sehr liebte, hätte ihr das Gewünschte sofort gebracht. Aber die Verletzte gab in heftigen Worten meiner Mutter, die, als das Malheur passierte, gar nicht zu Hause war, die Schuld und reiste verfrüht und verärgert ab.

Viele Jahre später hat sie an mich nach Berlin geschrieben. Sie lebte, schwerfällig und gealtert, in Freundschaft verbunden mit der alten Herzogin von Koburg, der Gattin des „Schützen-Ernst", die ihr die Schrullen nicht übelnahm, immer noch in Neuseß. Sie hatte noch im Alter mit großer Energie Ungarisch gelernt, Ungarn bereist und wollte nun mit dem leidenschaftlichen Eifer, mit dem sie all so was betrieb, einen Band ungarischer Volkslieder in eigener Übersetzung herausgeben. Ihre schnörkelreichen Briefe zu lesen, war eine Qual. Denn sie hatte — nächst Alexander von Humboldt und mir selbst — die schlechteste Handschrift, die ich kenne. (Meine Mutter trug denn auch Briefe von ihr oft acht Tage lang im Schlüsselkörbchen mit sich herum und studierte von Zeit zu Zeit seufzend ein paar Zeilen davon, deren Inhalt dann häufig infolge von Lesefehlern zu den früher entzifferten durchaus nicht stimmen wollte.) Als mir dann aus Neuseß, gottlob in Abschrift, die ungarischen Volkslieder zugingen, verstand ich, daß die Übersetzerin meinen Rat erbat: was sie damit anfangen solle. Ich mußte ihr leider schreiben, daß — so hübsch und fein einzelne der Verse und Wendungen sich lasen — solches Buch von hundertneunzig oder zweihundert Liedern in Deutschland nur geringem Interesse begegnen würde. Denn in jedem zweiten dieser Lieder wurde ein Pferd gestohlen.

Aber die Korrespondenz über die an Pferdediebstählen reiche

Pußtalyrik greift ja den Ereignissen weit vor. Bei den Frankfurter Besuchen der Marie Rückert fiel meist meiner Schwester die Aufgabe zu, die alte korpulente Dame mit einigen ihr noch unbekannten Sehenswürdigkeiten Frankfurts bekannt zu machen. Ich erinnere mich, daß die sonst so geduldige und fast immer vergnügte Johanna manchmal recht geknickt von solchen Exkursionen nach Hause kam, weil die von ihrer Schneiderin in Neuseß etwas unmodisch und für Großstadtverhältnisse wunderlich gekleidete Fremde überall auffiel, überall etwas liegen ließ und meist auch das zu Besichtigungen dringend notwendige Lorgnon wieder mal nicht bei sich hatte.

So hatte vielleicht hier die Leidenschaft meiner Schwester, Prominente kennenzulernen und recht viel von ihren Gesprächen zu profitieren, ihre Grenzen. Insonsten hat sie als hübsches, munteres und natürliches Geschöpf, das sie war, manche freundschaftlichen Beziehungen angeknüpft, die von Dauer und Wert blieben. Ein Wiener Operettenkomponist, der ihr was ins Album schreiben sollte (da war sie freilich schon eine jungverheiratete Frau), sann einen Augenblick nach, dann sagte er, schon schreibend: „Gnä' Frau, allweil hab' i Sie a n g'ſ c h a u t — allweil hab' i an W a l z e r!"

Auch ein hübsches Lob aus einem Wiener Mund für eine junge Frau; und ein Wort, an das ich mit wehmütigem Lächeln zurückdenke in einer Zeit, da der Rhythmus dieses lieben Lebens längst zum Stillstand gekommen ist, und in vornehmen deutschen Kunsttempeln — „Jonny" aufspielt.

Wenn aber mal einer von den Prominenten meiner Schwester zu entgehen drohte, dann hatte das pfiffige Johannachen ganz seine eigenen Methoden, sich dem Vater in Erinnerung

zu bringen. So machte zum Beispiel einmal Gustav von Moser, der damals meistaufgeführte, liebenswürdige Lustspieldichter — übrigens bis zu seinem Tode als Siebzigjähriger eine vorbildliche Kavalierserscheinung —, meinem Vater einen Besuch. Johanna wußte, wer in der Studierstube war und wartete vergeblich, gerufen zu werden. Schließlich ging sie resolut an die Entreetür und schellte heftig, winkte dem verblüfften Mädchen, das zu öffnen kam, ab und ging mit einem vorbereiteten Briefchen in Papas Zimmer. Knickste höflich vor dem Gast und sagte zum Vater: „Entschuldige, Papa, dies dringende Briefchen ist eben für dich abgegeben worden." Mein Vater öffnete den Umschlag und fand darin die interessante „eilige" Mitteilung in der Handschrift seines Mädels: „Lieber Papa! Ich weiß, wer Dein Besuch ist, bitte, bitte, fordere mich auf, ein bißchen d a b e i zu bleiben!" ... Und so geschah es. Der ritterliche Gustav von Moser hat ihr später mehrfach Stücke von sich mit scharmanten Widmungen geschickt.

Diese Passion des Sammelns von Handschriften prominenter Leute hat die Schwester in ihrem kleinen Bruder großgezogen. Sie selbst hat, als sie starb, eine sehr schöne Sammlung, die viel Persönliches enthält, hinterlassen. Und wenn ich manchmal meine a u c h nicht uninteressante Sammlung durchstöbere, kann ich die seltsamen und seltenen Blätter nie betrachten, ohne dankbar der längst entrückten Schwester zu gedenken, denn ihr dank' ich die Freude an diesem in vielen Jahren gesammelten Schatz.

Passionen — Leidenschaften — —! Man kann diesem Thema — wie allen Themen der Welt — von zwei Seiten beikommen. Vom fröhlichen Standpunkt aus und vom tief-

ernsten. Als Hegel seine Vorlesungen über die Philosophie der Geschichte hielt, lautete einer seiner fundamentalen Sätze etwa: „Indem wir ein Interesse eine Leidenschaft nennen, insofern die ganze Individualität mit Hintansetzung aller anderen Interessen und Zwecke, die man auch hat und haben kann, mit allen ihr innewohnenden Adern von Wollen sich in einen Gegenstand legt, in diesem Zweck alle ihre Bedürfnisse und Kräfte konzentriert, so müssen wir überhaupt sagen, daß nichts Großes in der Welt ohne Leidenschaft vollbracht worden ist ..." Und ein Menschenalter später sang alle Welt, die das Theater liebte — ich als Junge auch, zwar falsch, aber vergnügt —, mit dem braven, ungebildeten, reich gewordenen Schuhmachermeister Weigelt, der gewiß „Hegel" für eine Süßspeise gehalten hätte, nach L'Arronges Text das Bekenntnis: „Meine einz'ge Passion — ist mein Leopold, mein Sohn!"

Der Hegel hat die ernste Regel aufgestellt — der L'Arronge hat das muntere Beispiel gegeben. Ein Beispiel, wie die Passion, die die ganze Individualität mit Hintansetzung aller Interessen in einen Gegenstand legt, zur Narrheit führen kann und zum Ruin. Und doch ist schließlich die Passion der Eltern für ihr Kind die normalste und die am nächsten liegende.

Aber ich werd' mich hüten, mit Kanonen nach Spatzen zu schießen. Wenn man für das deutsche Wort „Leidenschaften" absichtlich das Fremdwort „Passionen" einsetzt, so will man — so ernst der Begriff im Singular im Leiden Christi wurzelt — in diesem Worttausch schon den Begriff mildern, leicht fröhlich tönen, ein bißchen ins Humoristische ziehen. Denn so wenig es zu leugnen ist, daß auch die „Passion" eines Menschen zur Tragik, zum Verbrechen führen kann — von des Goldschmieds

in Hoffmanns „Fräulein von Scudéry" klassischem Beispiel bis zu dem erst vor kurzem verurteilten raffinierten Dokumentenfälscher, der vor Jahr und Jahren bei Kuno Fischer vor mir im Kolleg saß, geht dieselbe Linie —, so sind doch die meisten Passionen der Menschen nicht gar so tragisch zu nehmen. Denn das Wollen, das in der Seelentiefe allen Passionen und Leidenschaften zugrunde liegt, hat gar viele Grade. Von der wohltemporierten Freude an gewissen schönen, leuchtenden und genüßlichen Dingen bis zum glühenden, allen Vernunftgründen trotzenden Begehren nach unbeschränktem Besitz.

Auch hier — was ein Häkchen werden will ... In der frühen Kindheit fängt's spaßig an. Eine unbezwingliche Begierde nach einer ganz bestimmten Art von Spielzeug hat oft das Kind, ehe es sich und seine Wünsche recht verständlich machen kann, schon erfaßt. Ich erinnere mich, daß ich als kleiner Junge von den Tanten und Verwandten allerlei schönes und vielleicht gar nicht so billiges Spielzeug darunter geschenkt bekam; m i r aber gefiel ein roh geschnitzter Holzpudel besser, der mal auf einem alten Biedermeierspiegel über dem Glas sitzend, ein Blumenkörbchen im Maul, einen verlorengegangenen Kollegen gehabt hatte. Und wo ich später einen Pudel von Holz oder Wolle sah, loderte immer wieder meine Sehnsucht auf. Als Student aber und junger Doktor hab' ich hintereinander drei lebendige Pudel gehabt. Bis ich im eigenen Häuschen in nicht ungefährlicher Zeit die Erfahrung machte, daß ein Pudel zu gutmütig ist, als Wachhund nützliche Dienste zu tun. Da ging die Passion meiner Jugend endlich in der Vernunftecke schlafen. Und jetzt liegt ein Schäferhund zu meinen Füßen.

Meine Schwester Johanna hingegen sammelte Möpse. Abbilder der heute wohl ganz ausgestorbenen Hunderasse — übrigens trotz des ulkigen, faltenreichen Gesichts wohl der dümmsten unter allen — suchte sie sich in allem möglichen Material zu verschaffen. Bilder, auf denen Möpse eine Rolle spielten, sammelte sie. Die Holzköpfchen von Möpsen zierten ihre Schreibgarnitur. Eine ganze Mopsfamilie aus Bronze saß mitten in ihrer Etagere. Mit einem Porzellanmöpschen löschte sie abends das Licht, wenn sie müde ihren Band Heyse oder Ebers aus der Hand legte ... Ins Leben umgesetzt hat sie diese Passion nie. Ihr späterer Mann war leidenschaftlicher Jäger, so lernte sie mit s e i n e r Passion die Jagdhunde lieben, die ihr das in Anhänglichkeit vergalten.

Ihrer Autographenpassion aber ist sie auch später noch als verheiratete Frau treu geblieben. Und da ihr Mann ein vielbeschäftigter Badearzt war und Ems damals ein Modebad, so kam auch viel von Husten und Heiserkeit und Asthma geplagte Kunst und Literatur dorthin. Und was Kunst und Literatur hieß, wurde immer gastlich aufgenommen in dem schönen, Behagen und Wärme ausströmenden „Haus Karlsbad" gegenüber den berühmten „Vier Türmen", in deren hohen altertümlichen Zimmern der deutsche Kaiser oft, der russische Kaiser immer, wenn er an die Lahn kam, gewohnt hat.

Die Ehe meiner Schwester war eine der ganz wenigen, von denen ich ohne jede Einschränkung behaupten darf, daß sie glücklich war. Restlos glücklich. In dieser Ehe kamen ein ganzer Mann und eine echte Frau zusammen. Der Respekt des einen vor den Überlegenheiten des anderen, das in Liebe gesuchte und gefundene Verständnis des einen für das, was bei dem anderen

zunächst fremd schien, das stolze Gefühl absoluter Verläßlichkeit, der frohe Glaube an die Unauflöslichkeit dieser Vereinigung näherten in diesen beiden füreinander geschaffenen, füreinander lebenden Menschen das Paradox, daß aus zweien ein Wunsch und Wille werden könne, der seltenen Erfüllung. Meine Schwester hat nie einen anderen Mann geliebt als diesen, den ihr ein gnädiges Geschick auf dem Meer als erstes Herzenserlebnis zuführte. Und mein Schwager, der als Würzburger „Rhenane" ein flotter Korpsstudent gewesen, der im Krieg gegen Frankreich, in den er noch als Fuchs mit hinauszog, Leutnant der Artillerie geworden, der vor seiner Ehe große Reisen gemacht und gewiß manch Mädel zu flüchtigem Flirt in den Arm genommen hatte, liebte seine einmal gefundene Frau mit der stolzen Liebe des Begnadeten, dem es gelang, seiner Eigenschaften und seines Wesens Ergänzung zu finden. Als er nach vierzehnjähriger Ehe — bewußt, als Arzt — ein volles Jahr lang den unerbittlichen Tod vor Augen, tiefernst und nie mehr lächelnd, seine beruflichen Pflichten mit letzter Energie erfüllte, liebte der plötzlich jeder Schonung Bedürftige die zur Schwester und Freundin gewordene Frau mit derselben großen Liebe wie in den glücklichen Tagen der jungen Ehe und des raschen Aufstiegs. Mit einer Liebe, die noch durch heiße Dankbarkeit für ihre sich zum Lächeln zwingende, stille Tapferkeit verstärkt war.

Die Verlobungsgeschichte dieses glücklichen Paares war wunderlich genug. Die Eltern nahmen ihre neunzehnjährige Tochter mit auf ihre Sommerreise nach Helgoland, während Bruder Willi, noch Großes planend, an der Bank tätig war und ich als voller Schwänke steckender Tunichtgut bei der

Tante auf dem Lande heimlich die Gänse mit Seife fütterte, daß sie unerklärlichen Schaum vor dem Schnabel hatten, und den zwei großen russischen Windhunden, ehe ich todernst mit ihnen durchs Dorf spazierte, große farbige Schleifen an die langen Schwänze band. Die Überfahrt der Helgolandsucher war bewegt. Unter den blassen Seekranken war eine der ersten und am übelsten mitgenommenen meine arme Schwester. Während sie, vom Vater gestützt — der Mutter war's auch nicht zum Totlachen —, zwischen Liegestuhl und Reling schwankend hin und her pendelte, näherte sich ein chevaleresker Herr, noch nicht zu alte Schlägernarben auf den Wangen, ein blondes Spitzbärtchen am Kinn, das Bändchen des Eisernen Kreuzes in der Rockklappe, der Leidenden, stellte sich höflich als Arzt vor und gab einige nützliche, dankbar aufgenommene Ratschläge. Auf Helgoland schloß sich dieser Doktor Max von Ibell dann der kleinen Frankfurter Gesellschaft an, erwies sich als munterer Gesellschafter und bat um die Erlaubnis, in Frankfurt später seine Aufwartung machen zu dürfen. Seine verwitwete Mutter, eine blasse alte Dame, äußerlich von kühlster Vornehmheit und doch voll menschlicher Teilnahme an allem, eine die Kinder durch Hoheit der Rede und Bewegung etwas einschüchternde Frau mit so tiefliegenden Augen im scharfgeschnittenen, klugen Gesicht, wie ich sie nie mehr gesehen habe, wohnte in Wiesbaden. Ein Schwager von ihm war der ständige Rechtsbeistand des Hoftheaters, das mein Onkel leitete. So waren, wie eigentlich erfahrungsgemäß überall zwischen Kulturmenschen in dem engen Europa, die Beziehungen und Brücken rasch hergestellt.

Mit einem Käppchen aus dem seidenweichen Gefieder zweier

Möwen, die der mir damals noch unbekannte und nicht bargwöhnte Doktor geschossen, kam meine Schwester zurück. Sie erzählte mit sprudelnder Fröhlichkeit von Helgoland, als ob dieses damals noch englische Inselchen die erlesensten Unterhaltlichkeiten der Kulturwelt biete. Und sie trug das Möwenkäppchen, das damals Mode war, mit erstaunlicher Vorliebe. Eines Tages fuhr sie mit der Mutter — wie jedes Jahr im Herbst — nach Wiesbaden zu Onkel und Tante Adelon für eine Woche. Aber diese Woche war noch nicht zu Ende, da kam eines Abends — die Lichter waren schon angesteckt, es muß also ungefähr sechs Uhr gewesen sein — mein Vater in mein Spielzimmer und sagte zur Sophie, indem er mich kritisch musterte: „Der Junge sieht doch anständig aus, was? Es kommt nachher ein Herr aus Wiesbaden, mit dem möchte ich gern unser Dölfchen bekannt machen."

Der Herr aus Wiesbaden kam denn auch zu solch ungewöhnlicher Besuchszeit. Die Sophie beaufsichtigte, während er mit dem Papa in dessen Zimmer gegangen war, persönlich meine Handwaschung, zog mir den Scheitel besonders liebevoll und band mir umständlich einen frisch gebügelten Schlips unter den Matrosenkragen. Ich weiß heute noch, daß mir das alles, vielleicht nur, weil es zu so ungewöhnlicher Zeit geschah, vielleicht auch, weil ich in dem Ton von des Vaters Rede vorhin irgend etwas sehr Merkwürdiges gefunden hatte, befremdlich, ja aufregend erschien. Aber das Merkwürdigste kam noch; denn als ich nach einer Weile gerufen wurde und halb scheu, halb neugierig das Wohnzimmer betrat, sagte mein Vater, indem er mich mit einem leuchtenden Lachen an der Hand nahm: „Das ist unser Dölfchen." Und ehe ich noch

meinen wohlstudierten Diener vor dem Fremdling gemacht hatte, fuhr er fort: „So, Dölfchen, und nun gib dem Herrn da mal die Hand! Er ist ein Doktor wie dein Papa, aber ein Arzt, heißt Max mit Vornamen und wird dein Schwager. Denn im Frühjahr heiratet er deine Schwester."

Das war nun ein Fall, den ich noch nie erwogen hatte. Wohl war die Johanna schon oft von ihren Bällen in den Häusern befreundeter Familien mit vielen Sträußchen heimgekommen, die sich dann am nächsten Tage zwischen den glotzenden Porzellanmöpsen in frischen Wasserschalen von der Hitze des Tanzsaales, in der sie in der Hauptkotillontour die Auszeichnung der Damen durch die Herren darstellten, langsam wieder erholten. Aber die Konsequenz, daß einer von diesen Kavalieren, denen sie wohlgefiel, auch einmal mit einem größeren Strauß erscheinen und die Schwester, die zu uns gehörte, aus dem Elternhaus in sein eigenes locken wollte oder konnte, diese Konsequenz hatte meine von Liebesaffären damals noch gänzlich unbeeinflußte Phantasie niemals gezogen.

Und als nun dieser eben erst sich in meinen Frieden eindrängende Schwager die Trennung der Schwester von uns gleich als eine Selbstverständlichkeit behandelte, mit freundlicher Stimme sagte: „Du besuchst uns dann ganz bald in Ems, Dölfchen, gelt!", da war mir ganz dumm und recht unfröhlich zumute. Mir war's recht, daß er nach der Uhr sah und entschuldigend sagte, er müsse sich eilen, wenn er noch den Wiesbadener Zug erreichen wolle. Er hat ihn aber erreicht. Hat in Wiesbaden gleich die Mutter und Johanna in der Intendantenloge im Hoftheater aufgesucht, und in der Pause eines Sarasate-Konzertes, das damals im Hoftheater

stattfand, hat er sich mit der geholten Einwilligung meines Vaters mit der Johanna verlobt. Und der berühmte Pablo de Sarasate war der erste, der in der Pause, die Geige unter dem Arm, der jungen Braut gratulierte.

Mein Verhältnis zu meinem Schwager ist mit der Zeit ausgezeichnet geworden. Dem Jungen imponierte er zunächst mächtig. Er war adelig und hatte ein richtiges Wappen. Er war Korpsstudent gewesen; und an der Wand seines immer so fein nach Zigarren duftenden Arbeitszimmers hingen noch die alten Mützen, Bänder und Schläger mit den dreifarbigen Körben. Er war als ganz junger Student mit in den Krieg gezogen und hatte — zum Leutnant avanciert und mit dem Eisernen Kreuz geschmückt —, von seinem Regiment dazu kommandiert, an einer der vielen Flügeltüren des Spiegelsaales des Versailler Schlosses als Ehrenwache gestanden, während drinnen der neue Deutsche Kaiser proklamiert wurde. Er hatte nach bestandenem Staatsexamen große Reisen gemacht; und von seinem Schreibtisch leuchteten die bunten Figürchen spanischer Toreros, die das rote Tuch vor dem angreifenden Stier schwenkten. Er war ein Jäger, der aus den waldigen Bergen des Taunus, des Hunsrück und der Eifel hübsche Jagdtrophäen mitbrachte; der, wenn das Treiben abgeblasen war, beim Frühstück am knisternden Feuer, in dem die Kartoffeln rösteten, ein fröhlicher Kumpan wurde. Und wenn daheim die dämmerige Abendstunde kam, so setzte er sich wohl ans Klavier und sang ohne Noten, sich selbst begleitend, mit einer schönen Baritonstimme die lieben alten Rheinlieder, die Lust machten zu dem guten Fläschchen, das er später gern, mit Umsicht wählend, für den Abendtisch aus dem wohlbestellten

Keller holte ... Kein Wunder, daß der Quartaner, der das Spiel mit Bleisoldaten und die Indianerbücher gerade überwand, das gesuchte Ideal der deutschen Männlichkeit restlos erfüllt sah in solchem famosen, auch gelegentlich mit Späßen und kleinen Geschenken nicht kargenden Schwager.

Aber der Schwager hat auch später der Prüfung durch den Studenten und durch den jungen Doktor standgehalten. Und was *mehr* ist, der heute hier schreibende, gereifte Mann in einem Alter, das der Schwager leider nie erreichte, denkt heute seiner ritterlichen, blonden Erscheinung, von der so viel Anregung für ihn ausging zu allem, was stark, tüchtig und männlich war, in herzlicher, wehmütiger Dankbarkeit. Dieser Mann hat, ohne sich aufzuspielen, auch in meine Erziehung eingegriffen, die nach meines Vaters frühem Tod ein bißchen viel von den zu Klagen geneigten Weibern der Familie beraten und gerichtet wurde. Er stützte mich, wenn einmal ob meiner Streiche ein bißchen zuviel und zu laut weibliches Lamento aus der Runde der Tanten aufstieg. Er setzte mir gelegentlich den Kopf zurecht, wenn ich mal, als Studio in Ferien, nicht ganz nüchtern zu spät von einem recht überflüssigen Frühschoppen am Familientisch erschien. Er, der einer der ersten war, die das Zweirad fuhren, unterstützte alle meine sportlichen Neigungen und Wünsche bei der Mutter. Half mir, es durchzusetzen, daß ich schon als Gymnasiast reiten und fechten lernte und das damals durchaus nicht übliche und nicht ungefährliche Hochrad bestieg. Klappte mir auch gelegentlich vor meiner augenmordenden Lesewut die kleingedruckten Reclambücher energisch zu und wies mit gutgemeintem Scheltwort die Wege auf die verschneiten Berge. Er schenkte dem

Sechzehnjährigen — zum Schrecken meiner Mutter, die sich immer die Ohren zuhielt, wenn in der Ferne geschossen wurde — eine schöne, in Suhl gebaute, doppelläufige Jagdflinte. Freilich, so gern ich auch mit ihm und seinen Jagdgenossen im Winter die großen Treibjagden in den Bergen an der Lahn mitmachte — ein rechter Jäger bin ich nie geworden. Ich habe ganz leidlich geschossen; aber das Mitleid mit der gehetzten Kreatur habe ich nie ganz unterdrücken gelernt. Seit ich einmal in der Gegend bei Nassau über dem Denkmal des Freiherrn vom Stein als junger Student ein Reh anschoß und nach dem Treiben mit dem Hund das weidwunde Tier suchte und unter einem verschneiten Buchenbusch in seinem Blute niedergebrochen fand, konnt' ich das in seiner Todesangst mich anblickende, den Gnadenschuß erwartende Tier aus der Erinnerung nicht los werden. Ich bekam ein wenig Ekel vor mir selber und habe nur noch geschossen, wenn ich auf kurze Entfernung des Schusses ganz sicher war, und — auch dann hab' ich manchmal so einen armen Hasen an mir vorbei aus dem Treiben flitzen lassen. So was konnte freilich meinen Schwager, der ein ausgezeichneter Schütze war, schrecklich verdrießen. Das einzige Mal, daß ich den sonst streng auf gute Formen haltenden Mann einem Jagdgenossen direkt grob habe kommen sehen, handelte es sich um eine ähnliche Sünde, wie ich sie oft auf der Jagd beging. Da war ein blutjunger Assessor aus Köln mit von der Partie. Der war verlobt, und beim Anstellen zum Treiben hatte er beglückt die Bilder seiner Braut aus der Brusttasche gezogen und herumgezeigt. In der Schützenlinie stand er dann, verträumt lächelnd, zwischen meinem Schwager und mir. Und als das Treiben anfing und

das Knüppelschlagen und Hallo der Treiber immer näher und näher kam, sah ich bald, daß mein oberhalb stehender Schwager dem Assessor vorsichtige, aber eindringliche Zeichen machte, die ich nicht unrichtig deutete: „Achtung, da kommt etwas auf Sie zu!" — Ich hörte dann auch das charakteristische Knacken der dürren Äste, sogar schon das Rieseln des von den Zweigen stiebenden Schnees. Der Assessor aber, anstatt aufzumerken und zu schießen, stellte plötzlich die Büchse beiseite und machte einen Schritt vorwärts, bückte sich und unternahm da irgend etwas am Boden, das mir nicht klar wurde. Als das Treiben abgeblasen wurde, kam mein Schwager sichtlich erregt und mit ziemlich ärgerlichem Gesicht von seinem erhöhten Standort zu uns herunter und rief schon von weitem: „Ja, aber Herr Assessor, warum haben Sie denn nicht geschossen? Es war doch ein starker Bock!" — Worauf der Assessor etwas verlegen in seinem kölnischen Dialekt sich entschuldigte: „Ich hän da jrad ein so wunderschön' Stückchen Moos jesehn. Und meine Braut, die Ida, hat jesagt, ich soll ihr so wat mitbringen für den Weihnachtsbaum ..." — „Ach was, hol' Sie der Teufel!" schnitt ihm mein Schwager das Wort ab und ging weiter. Und beim Frühstück nachher hörte ich ihn brummen: „Es gibt Leute, die sollten lieber Karussell fahren, anstatt auf die Jagd zu gehen!" —

Übrigens war mein Schwager als weidgerechter Jäger aller Aasjägerei abhold. Der stille Pirschgang war ihm lieber als die laute Treibjagd. Und schlecht schießende Jäger waren ihm ebenso fatal wie verdorbene Hunde.

Eine große Vorliebe für alle Neuerungen, auch im Sport, brachten ihn manchmal in ärgerliche Situationen. Meine

Schwester, die seine Neigung, Neues auszuprobieren, kannte, und die ihm immer Novitäten für Haus und Sport schenkte, legte ihm einmal eine neue Führleine für seinen prächtigen Pointer „Wotan" auf den Weihnachtstisch. Diese raffinierte Leine hatte einen doppelten Zug, wurde am Gürtel des Jägers befestigt, und dann angeblich durch den knappen Druck auf einen Knopf am Gürtel wurde der Hund freigemacht, ohne daß sich der Jäger zu bücken brauchte. Bei der ersten praktischen Prüfung dieser wundervollen Erfindung erwies es sich, daß der Druckknopf nicht funktionierte. Der zum „Apport" befohlene Hund hing noch mit seinem Herrn zusammen und riß ihn im Jagdeifer einfach um, so daß mein Schwager zur Verwunderung der Standnachbarn plötzlich im Schnee lag. In seinem Ärger hat der temperamentvolle Mann damals dem Fabrikanten einen groben Brief geschrieben und sich gewundert, daß kein höflicher zurückkam ... Ein andermal hatte ihm meine Schwester zu Weihnachten eine Fackel geschenkt, die aus Blech war, mit Petroleum gefüllt wurde und dem gern angetretenen Gang in den Weinkeller dienen sollte. Die natürlich patentierte Fackel sah sehr gut aus; oben der listig geschützte Docht brannte wirklich schön. Am Abend des ersten Weihnachtsfeiertages, als die besonders fröhliche Stimmung zu weiteren Bechertaten lockte, stand mein Schwager vom Tisch auf, um selbst, bewaffnet mit seiner wundervollen Fackel, noch besonders Köstliches aus dem Keller heraufzuholen. Das gelang ihm auch. Aber als er noch mit der brennenden Fackel, zwei verstaubte, rot gekapselte Flaschen unterm Arm, wieder erschien, hatte er sich den neuen schwarzen Cut von oben bis unten mit Petroleum befleckt, das irgendwie aus

einer Ritze des lädierten Wunderapparates hervorgesickert sein mußte.

Solche kleinen Erlebnisse und Niederlagen haben ihn aber nie abgehalten, immer wieder Neuerungen für Haus, Garten und Sport sofort mit heißem Eifer zu probieren. Er war einer der ersten, die ein Haustelephon hatten. Erprobte für sein Rad immer neue Reifen und Laternen. Und hatte in seiner bequemen Doktorskutsche, die der alte Lotz fuhr, an Uhren, Schreibtäfelchen, Fußwärmern immer das Neueste. Darin war er — ein begeisterter Deutscher und doch novarum rerum cupidus wie ein alter Gallier — ein direkter Gegensatz zu meiner Mutter, die den Schwiegersohn wohl vergötterte, die aber in ihrem Haushalt und in allem, was ihre Person betraf, so ungefähr das Konservativste darstellte, das ich je gesehen habe. Was ihr neu geschenkt wurde, das sammelte sie wohl mehr aus höflicher Dankbarkeit für den Geber als aus Begeisterung. Aber etwas Altes, noch so Unpraktisches, das noch vom Vater oder Großvater stammte und irgendwo hing oder stand oder lag, durfte — selbst wenn es eigentlich keinen anderen Zweck mehr hatte, als daß man sich gelegentlich nur daran stieß oder ritzte — durchaus nicht entfernt werden. Und einem anderen als ihrem Schwiegersohn, dem „Mäxchen", hätte sie solche hitzige Freude am Fortschreiten der Technik, die ihr so ganz unnütz schien, n i e verziehen.

*

Seit dem Tode meines Vaters verbrachten meine Mutter und ich viele Jahre lang das Weihnachtsfest stets an der Lahn in Ems im gastlichen Hause meiner Schwester. Groß und

Die Schwester Johanna von Ibell, geb. Presber
Nach einem Ölgemälde von Eugen von Rège, Anfang der 80er Jahre

geräumig war dieses Haus. Dicht hinter ihm und seinem kleinen Hof, in dem die Jagdhunde ihre Boxen hatten, stieg steil der Berg auf. Ein Stückchen Garten mit Nußbäumen, dann ein Weinberg. Der Saft, den dieser mit viel Sorgfalt und reichlichen Kosten gepflegte Weinberg lieferte und den mein Schwager zu besonderen Gelegenheiten besonders geschätzten Freunden kredenzte, war eine recht bescheidene Köstlichkeit für den Kenner. Aber — mon verre n'est pas grand, mais je bois dans mon verre, sagt der Franzose. Und der Deutsche freut sich auch am sauren Wein des eigenen Wingerts. In den Büschen dieses Berges sangen im Frühling die Nachtigallen vor versteckten Nestern so schön, wie ich sie später nur noch im Garten der Alhambra in Granada gehört habe. Und an der Front des Hauses kletterte in viel Sommersonne wilder Wein und streuten Glyzinen ihre lilafarbenen Blüten um den Balkon, von dem aus man das Leben der Hauptstraße weithin nach links und rechts übersah. Dieses Leben, das im Hochsommer echten Badebetrieb nicht ohne Eleganz spiegelte und im Winter still, so still war.

Aber dieser stille Winter, diese verschneiten Weihnachtstage in der Kleinstadt zwischen den glitzernden Bergen sind meinem Herzen unvergeßlich. Und mitten im Trubel der Großstadt, in der kein Schnee unter tausend eilenden Füßen liegenbleibt, in der kein Schlittengeläute klingt, in der der Ton der festlichen Turmglocken roh überlärmt wird von Rädern und Hupen und Menschenstimmen, habe ich oft sehnsuchtsvoll zurückgedacht. An diese stillen Kleinstadtstraßen in ihrer Ruhe und Sauberkeit und an all die sonntäglich geputzten Leute, die mit gemächlichen Schritten zur Kirche

gingen oder zum Schöppchen. Und die jetzt wohl alle schon auf dem schönen friedlichen Kirchhof liegen, auf dem auch meiner Schwester und meinem Schwager das Grab seit vielen Jahren schon gemacht ist.

Die Kleinstadt und der Kleinstädter — wie oft haben sie herhalten müssen zu Spaß und Scherz und launiger Verzerrung! Der Onkel aus Kottbus, die Tante aus Schwaben sind liebe Lustspielfiguren geworden, die schon eine Geschichte, fast schon verbriefte Rechte auf ewiges Leben haben. Fast wie der Onkel Bräsig, das Kölner Hännesche oder der Frankfurter Herr Hampelmann... Dem Großstädter, der stets auf einer Jagd ist nach einem Erfolg, einer Konnexion, einer Arbeitsmöglichkeit, einer neuen Chance, sich und sein Können zur Geltung zu bringen, sein Vermögen, sein Ansehen zu mehren; dem Großstädter, der jede neue Art der Beschleunigung im Verkehr kennt, sucht und nützt, scheint die behagliche Ruhe des Kleinstädters, der noch mitten auf dem Fahrdamm mit der Frau Nachbarin ein Plauderstündchen halten kann, ein liebes, lustiges Märchen. Dem Weltstädter, der oft nicht weiß, wer eigentlich eine Etage über ihm nachts immerzu Möbel rückt, und von was der Mann, der unter ihm immer so viel Klavier spielt, sich wohl ernährt, und wer die schicke, verschleierte Dame ist, die ihm fast täglich auf der Treppe begegnet; dem Weltstädter, der sein Visavis nicht kennt und von den Nachbarn nur den Bäcker und den Schlachter, dem erscheint der Kleinstädter, der jedes Kind auf der Straße beim Vornamen kennt und sich mit jedem Erwachsenen, der aus der Tür tritt, freundlich begrüßt, wie ein Witz. Wie ein erstaunliches Überbleibsel von Anno dazumal; wie ein lieber und lustiger Bür-

ger der Zeit, da noch der Amtsdiener mit der Schelle die Entschließungen der Ratsherren kündete, da noch das Posthorn durch die Straßen klang. Der Großstädter hat seinen Bürgermeister vielleicht mal im Bilde gesehen. Von den vielen Vereinen, denen er angehört, macht er keinen Gebrauch und ist erstaunt und ärgerlich, wenn die Beiträge abgeholt werden. Von der festlichen Kindstaufe im Nachbarhaus nimmt er keine Notiz. Und er hat keine Zeit zu fragen, wen sie, zwei Häuser von dem seinen entfernt, in dem blumenbehangenen Kasten zum schwarzen Wagen tragen. Er lächelt über den Kleinstädter, dem Stiftungsfest und Vorstandswahl und der Spritzenhausneubau etwas bedeuten; dem ein rollender Brautwagen oder eine Ansammlung umflorter Zylinder oder die rote Tasche des Depeschenboten noch quälende Rätsel aufgeben, die beim Mittagstisch die Familie beschäftigen, die beim Damenkaffee gelöst und kommentiert werden.

Aber laßt euch nicht täuschen, laßt euch nichts vormachen! In all dem Lächeln und Spaßen über Kleinstadt und Kleinstädter, die von Kotzebue bis Blumenthal dem Lustspiel so köstlich anheimelnde Typen geliefert haben, die in keiner „Revue" in majorem gloriam Berlins fehlen dürfen, liegt ein bißchen heimlicher Neid, lauert eine wehe Sehnsucht. Und wie viele, viele Menschen — und wahrhaftig nicht die schlechtesten und unbrauchbarsten —, die mitten im Gewühl der Großstadt zwischen laut hupenden Autos und gräßlich ratternden Motorrädern, zwischen blendenden Lichtreklamen und heiseren Ausrufern sich die von Menschen überfluteten Straßen an den strahlenden Magazinen entlang schieben, spielen heimlich, wenn der unruhvolle, arbeitsreiche Tag spät sich neigt,

in den Träumen ihres müden Abends mit dem Gedanken: ein Häuschen mit einem Gärtchen davor, in dem ein paar Obstbäume stehen mit Starenkästen am Stamm. Am Fenster Geranien, ein Spion davor. Und draußen die mäßig gepflasterte Straße, auf der langsam auf schweren Rädern eine wackelnde Pferdedroschke, ein Leiterwagen oder gar eine Kuh ...

Kindern mögen in ihren Träumen stolze Schlösser erscheinen mit einem Troß von Lakaien auf breiten Treppen und einem Gewimmel von festlichen Gästen in kerzenhellen Sälen. Der gehetzte Großstädter sieht, wie eine Fata Morgana, manchmal im lockenden Zukunftsbild vor seines Geistes Augen einen stillen Marktplatz mit alten, alten Giebelhäusern. Auf spitze Dächer gießt der Mond sein geruhiges silbernes Licht. Am plätschernden Brunnen, den ein steinerner Ritter bewacht, schwatzen noch hochgeschürzte lachende Mägde. Im flackernden Schein der schiefen Laternen schlürfen noch ein paar behäbige Bürger ohne Eile der erleuchteten Treppe am Rathaus zu, die hinunter führt zum gemütlichen Ratskeller. Zum runden Tisch in der Nische, auf dem die Stammgläser bereit stehen ... Ist's Lüneburg oder Hameln, ist's Heidekrug oder Dillenburg? Liegt es in Schwaben, das kleine saubere Städtchen, oder in Franken oder in Westpreußen? Fließt der Rhein oder die Elbe an seinen stillen Sträßchen vorbei? Führen seine Brückchen über Lahn oder Neckar? Die Sehnsucht der Träumer weiß es vielleicht selbst nicht. Sie ahnen, hoffen, wünschen nur, daß es weit, weit liege von dem tollen Gewimmel der übervölkerten Großstadtstraßen, von den langen Zügen bimmelnder Elektrischen und hupender Autos, von den wilden Re-

klamen der Bar- und Tanzhäuser, von Lärm, Stank, Unrast, Trubel, Protzentum und von allen Wunden und Sensationen der Weltstadt.

Ems lag, entzückend eingehuschelt in seine schneeglitzernden Berge, im tiefen Winterschlaf, wenn uns die Bahn — die strategisch so wichtige Lahnbahn — durch die vielen Tunnels den Schlangenwindungen des schollentreibenden Flusses folgend zu unserem Weihnachtsasyl führte. Meine gute Mutter und mich.

Diese Fahrten waren aus zwei Gründen keine ganz reine Freude für mich. Meine lebhafte Mutter unterhielt sich gar zu gern mit den Mitreisenden in der Bahn. Sie fand Gefallen daran, mitfahrende Leute de rebus omnibus et quibusdam aliis sich äußern zu hören, Menschen, die sie nicht kannte und nie wiedersah. Mir war das stille Studium der Gesichter und der Gespräche der Reisegenossen untereinander, an denen ich nicht beteiligt war, lieber. So kam's, daß die Mutter oft meine Unfreundlichkeit tadelte und beklagte, von der sie behauptete, daß sie gottlob nur „eine Eisenbahnkrankheit" bei mir sei. Dann aber nahm sie mit Vorliebe zu meinem Mißvergnügen eine Fülle zerbrechlicher Dinge als Handgepäck mit ins Coupé. Spiele für die Emser Kinder, den Jungen und die zwei Mädels, seltsam geformte Weihnachtspräsente, die schlechterdings im großen Koffer nicht unterzubringen waren und die auch im Gepäcknetz mit Kanten und Ecken und hervorstehenden Drähten keine gute Figur machten. Dann noch in besonderen Hüllen und Verpackungen nach eigenem Rezept eingekochte Marmeladen, Quittenpasten und auch bauchige Flaschen mit dem gefürchteten selbstgebrauten Nußlikör, auf

den sie sehr stolz war, obschon sie einen rechten Enthusiasmus bei den damit beschenkten Konsumenten nie wahrgenommen hat. Irgend etwas Unangenehmes oder Schreckliches passierte immer mit diesem ungewöhnlichen und schwierigen Weihnachtsgepäck. Entweder es tropfte plötzlich — klacks-klacks — eine braune klebrige Flüssigkeit, die später als Nußlikör einwandfrei festgestellt wurde, auf die festliche Mantille einer fremden Dame, oder ein erregter alter Herr, der auch für sein Gepäck einigen Raum beanspruchte und die Kollis meiner Mutter vielleicht etwas zu heftig beiseiteschob, hatte plötzlich alle Finger voll schmiegsamer Aprikosenmarmelade, aus der er sich — mindestens hier um diese Stunde — nichts machte. In dem dann folgenden Disput stand gewöhnlich der Gegner auf dem schließlich begreiflichen Rechtsstandpunkt, daß man solche Dinge nicht in das Gepäcknetz unterbringe; meine Mutter vertrat hinwiederum, immer schlagfertig und wenn's sein mußte nicht ohne Witz und kleine Bosheiten, ihre unumstößliche Ansicht, daß die liebe Weihnachtszeit besonderes Gepäck rechtfertige, ja verlange. Und daß eine Mutter keinesfalls gehindert werden dürfe, delikate Erzeugnisse der eigenen Kunst ihren, wie übrigens alle Kinder, den Leckereien zugetanen Enkeln zum Christfest mitzubringen.

Gewöhnlich endete dann solch ärgerlich begonnene Unterhaltung mit dem freundlichen Austausch von Adressen und Rezepten. Ja, mit einigen dieser auf solche Weise Bekanntgewordenen tauschte meine stets höfliche Mutter noch jahrelang Neujahrswünsche und kleine Freundlichkeiten aus... Aber wenn man so in den Jahren ist, da man gar zu gern für „voll" genommen würde und doch noch nicht über die

Sicherheit des Auftretens restlos verfügt, ist man ein geschworener Feind solcher erhitzter Auseinandersetzungen über Gepäck und Gelee. So kam es, daß meine Mutter und ich, die wir uns vor und nach jeder Reise so gut verstanden und vertrugen, friedlich übereinkamen, daß ich für die Weihnachtsfahrt nach Ems die alte Dame im Nichtrauchercoupé mit allem Gepäck umsichtig zu verstauen hatte. Ich aber für meinen Teil fuhr, so wenig ich mir selbst aus der Zigarre auf der Bahn machte, schweigend und zeitunglesend im verqualmten Raucherabteil. Erst kurz vor der Einfahrt in Ems, ehe am stillen Bahnhöfchen die aufgeregt winkenden Kinder sichtbar wurden, vereinigten wir uns wieder miteinander in gemeinsamer Vorfreude zu wirksamer Familiengruppe.

Diese Vorfreude ist niemals in Ems enttäuscht worden. Im großen Bescherzimmer vom „Haus Karlsbad" hatte, wenn wir kamen, Schwester Johanna schon in fleißiger Arbeit unter hoher Tanne die ganze festliche Puppenstadt aufgebaut, wie ich sie aus der eigenen Kindheit kannte: die an Töpfchen und Pfännchen reiche Puppenküche — in der meine Schwester noch als glückliche Braut in Frankfurt das traditionelle Puppenmittagessen, Linsensuppe mit Frankfurter Miniaturwürstchen und Apfelkuchen mit Speck, für den Bräutigam gekocht hatte —, der Handarbeitsladen, für dessen schmucke Erker die guten Tanten Weihnacht um Weihnacht neue, selbstgefertigte entzückende Herrlichkeiten gestiftet hatten; die Puppenstube, in der nach neuer Mode gekleidet, mit Wespentaille und Schinkenärmeln, steif und feierlich die alten Puppen mit ihren dummen Porzellangesichtern herumsaßen, die ich noch mit Krinolinen und später mit Cul de Paris gekannt; der Pferdestall, die Burg, auf den

beiden Ecktürmen stolz wehende wachsbeträufelte Fahnen, die damals einwandfrei — ohne „Gösch" und ohne Entrüstungsstürme — schwarzweißrotes Tuch zeigten.

Der helle Jubel der gutgearteten, hübschen Kinder unter der reichgeschmückten Weihnachtstanne, an deren Spitze gemäß der Tradition ein schrecklich geschmackloses Christkindchen aus Stoff, das erste sinnige Geschenk der Amme des Stammhalters, nicht fehlen durfte, die stille Behaglichkeit des Hauses, erlesene Rheinweine zur traditionellen Weihnachtsgans, läutende Schlittenfahrten in die Berge, Treibjagden im Schnee und dazwischen in stillen Stunden eines der neuen guten Bücher, die auf den Gabentischen der Erwachsenen die Hauptgeschenke bildeten, ein Abendschoppen in der „Post" oder im „Löwen" am humpenschweren Honoratiorentisch und dann zu Hause nach behaglichem Mahl ein harmloses Spielchen — es waren schon herrliche, festliche Weihnachtstage! Weihnachten der lieben Kleinstadt, ohne geräuschvolle „Feste", ohne „Revuen", ohne überfüllte Verkehrsmöglichkeiten und ohne das üble Gewimmel der protzig Neugeschmückten auf den Straßen. Allerdings — ohne Theater? Nein. Meine Mutter hatte von einem mit dem Tod der Besitzerin eingehenden Frankfurter Mädcheninstitut eine kleine Liebhaberbühne gekauft. Eine richtige kleine Bühne mit Vorhang und Souffleurkasten, Rampenbeleuchtung und zwei pompösen Dekorationen: eine gute Stube und einen Wald darstellend. Auf dieser kleinen Bühne, die in dem im Winter unbenutzten geräumigen Wartezimmer meines Schwagers, des Badearztes, aufgebaut war, gaben wir — das heißt die fröhliche Jugend aus dem Honoratorenkreis der Kleinstadt — vor befreundetem und

gutgesinntem Publikum köstliche Liebhaberaufführungen. Unterhaltliche Einakter, die entweder in der guten Stube oder im „Wald“ spielten und uns in unzähligen Proben köstlich beschäftigten. Drei Jahre lang hintereinander durfte ich mich auf dieser Bühne mit ein und demselben reizenden Mädel verloben, die, wie meine Schwester, Johanna hieß, ein oder zwei Jahre älter war als ich und die ich, ohne es ihr je zu sagen, geliebt habe mit der ganzen Inbrunst meines heißen Primaner- und Studentenherzens. Der Verlobungskuß am Ende der Komödie, der in der Hauptprobe und bei der Aufführung echt sein durfte, war für mein mächtig glühendes Herz der leuchtende Mittelpunkt dieser festlichen Weihnachtstage. Und ich habe mich auf diesen Kuß, der eigentlich nach Schminke schmeckte und der von der begeisterten Bekanntschaft als ein guter Spaß heftig beklatscht wurde, schon diebisch gefreut, wenn ich am Mittag von Heiligabend, von der Mutter und ihrem Gepäck durch die dünne Wand des Bummelzuges getrennt, durch die vielen dunklen Tunnels die Lahn entlang auf das weihnachtliche Ems zufuhr ...

*

Ich habe hier mit der Schilderung der Emser Weihnachtstage den Erinnerungen und meinem Lebenslauf etwas vorgegriffen. Ich muß nochmals nach Frankfurt zurück, ehe ich — ein „Aufgegebener“ — nach Karlsruhe fahre, um wieder des Lebens und sogar der Schule froh zu werden.

Ein Philosoph hat den Geburtstag seiner Kinder nicht an dem Tag gefeiert, an dem die Mutter sie gebar, sondern an dem Tage, an dem ein jedes der kleinen Menschlein nicht

mehr, wie stammelnde Babys das tun, von sich in der dritten Person redete, sondern zum erstenmal „ich" sagte. In diesem selbstbewußten Ausspruch war die reinliche Trennung und Scheidung erst gegeben; hier die Einzelexistenz, das Individuum — dort die ganze übrige Welt. Vielleicht sollte man den ersten Geburtstag eines schaffenden Künstlers (aber weiß man's denn, ob er's wird?) noch viel später feiern, und zwar an dem Tage, da sich sein Herz zum erstenmal meldet zu Gruß, Wunsch, Hoffnung für das andere Geschlecht.

Ein halber Knabe noch, habe ich — ich erzählt' es schon — mein Herz schlagen gefühlt für ein kleines Mädelchen, das wie eine liebe Erscheinung aus einer anderen Welt, flüchtig und unvergeßlich durch meine jungen Tage ging. „Zwei Pilger, nahten meine Lippen sich..." Sie starb ganz bald darauf, und ich trieb eine Zeitlang heimlichen Kult mit den wenigen wesenlosen Erinnerungen an sie. Dann trat das bunte, robuste Leben an mich heran und hat mir ihre zarten Züge, ihre kindliche Stimme, ihren flüchtigen Erdengang verwischt. Erst viel, viel später ist sie wieder, ein lieber Gast meiner Erinnerungen, vor meinen zum Traum geschlossenen Augen aufgetaucht. Und ist geblieben. Wenn ich an sie denke, sehe ich sie — wie vielleicht Dante seine Beatrice sah — in einem Mittelzustand zwischen Tod und Leben. Es war mir dann immer, als ob ihre schon erblassenden Lippen die schönen Verse der heimwehkranken Mignon sprächen: „So laßt mich scheinen, bis ich werde — zieht mir das weiße Kleid nicht aus — —."

Dafür blühte meine zweite — oder eigentlich in ihrer derben Gesundheit und ihrem humorüberfunkelten Ausgang meine erste Liebe — mitten aus dem Leben, aus dem Alltag.

Sie hieß Martha. Von dieser Martha erinnere ich mich noch viererlei. Und das ist eigentlich eine Menge.

Erstens, daß sie lange blonde Haare hatte, die sie offen trug. So was sieht man heute nicht mehr. Aber ich sehe auch heute noch lieber schöne lange blonde Haare als — gar keine. Denn ich bin scheinbar altmodisch.

Das heißt, ich bin auch wieder sehr modern. Denn zweitens: meine Martha trug lange blaue — immer blaue — Strümpfe; die konnte man genau so weit verfolgen mit den Augen wie heute bei Damen, die viermal so alt sind, wie meine Martha damals war. Ganze vierzehn Jahre war sie alt. Und in diesem Alter konnte man selbst damals so lange Strümpfe, will sagen, so kurze Kleider tragen.

Drittens hatte meine Martha lange weiße Zähne, die immer ein bißchen aus dem leicht geöffneten roten Mund standen. Später habe ich das bei Hamstern, jungen Präriehunden und alten Engländerinnen mit geringerem Vergnügen beobachtet. Bei Hamstern und Präriehunden gehört das zu den Gewohnheiten der Ernährung. Bei alten Engländerinnen soll es die gute Rasse verraten. Bei meiner Martha verriet es nichts, sah aber ganz allerliebst aus.

Viertens aber hatte sie einen Bruder. Der war ein strammer, muskulöser Bursche, ein bißchen ein Rüpel denke ich. Damals war er das, was nicht ausschließt, daß er jetzt ein hochgeachteter Mann ist, der seine Orden aus der Kaiserzeit im Schrank aufbewahrt und unter der Republik sich durch Überzeugung hervortut. Damals war er auch stärker als ich. Das hat man als vierzehnjähriger Junge nicht gern. Später wächst sich das aus. Auch hat man als Kulturmensch — wenn

man nicht gerade als Auserwählter in der Volksvertretung ist — im späteren Leben weniger Gelegenheit zu Prügeleien.

Der Bruder hatte auch englische Zähne und dahinter eine ziemlich böse Zunge. Während die Schwester wenig oder gar nicht sprach in der Tanzstunde, die uns miteinander bekannt machte. Sie hatte nur — was den Erfolg vieler Frauen ausgemacht hat, seit Lionardo die Mona Lisa malte — ein entzückendes, rätselvolles Lächeln, als ob sie sich nie enthülle, aber alles begriffe, was man sagte, und auch alles, was man nicht sagte. Und das war bei mir eine Menge.

Und da ich ihr, die immer nur lächelte, nichts sagen mochte, durfte und konnte, was mein Herz bald haushoch hüpfen, bald in meine ersten langen Hosen fallen ließ, so dachte ich, mir am Bruder der Vergötterten einen Anwalt zu werben. „Fürsprech" heißt so ein Mann in der Schweiz. Ich finde Fürsprech viel schöner als Anwalt; wenn man die gute Sache auf seiner Seite hat. Aber die Kosten sind dieselben.

Durch mancherlei Beziehungen meiner Eltern zu Großkaufleuten, die eine ausgedehnte Korrespondenz ins Ausland führten, hatte ich eine ganz hübsche Markensammlung. Nicht gerade die blaue Mauritius darunter. Aber alte Thurn und Taxis, ein paar Ganzsachen und so. Da hörte ich eines Tages zufällig, daß auch die geliebte Martha und ihr Bruder Marken sammelten. Gemeinsam taten sie das, wurde mir berichtet, und hatten nur ein Album dafür.

Mein Plan war gefaßt. Sie mußte meine Markensammlung haben! Das war ein königliches Präsent. Ich kannte damals den Mephisto noch nicht. Aber ich ahnte sein Wort: „Gleich schenken? Das ist brav! Da wird er reüssieren ..."

Und ich wünschte zu reüssieren. Aber ihr — ihr direkt zu schenken, — nein, das wagte ich nicht. So sagte ich eines Tages zu ihrem Bruder: „Meine Markensammlung macht mir keinen rechten Spaß mehr — willst du sie haben?“ Und siehe da, er wollte sie. Ich war selig und brachte sie selbst hin, die Sammlung.

Sie aber war nicht zu Hause. Bloß der Bruder. Aber sie würde sich gewiß schrecklich freuen, dachte ich mir. Denn die beiden sammelten ja gemeinsam und hatten nur ein Album.

Vor der nächsten Tanzstunde kaufte ich mir für mein ganzes Wochentaschengeld vier englische Helgolandmarken mit dem weißen Kopf der Königin Viktoria im Wappen. Dann tat ich so, als ich mit meiner schweigenden Martha Rheinländer tanzte, tat ich heuchlerisch so, als ob mir was einfiele. „Ach,“ sagte ich, „Fräulein Martha, ich habe da noch ein paar Helgoländer zufällig in meinem Kasten gefunden. Können Sie die vielleicht noch für Ihre Sammlung brauchen?“

„Ich sammle nicht mehr,“ gab sie schnippisch zurück.

„Was —!? Ich denke doch — —“ Ich war wie vom Blitz erschlagen und kam aus dem Takt. Denn dieser „Rheinländer“ ist überhaupt nicht so leicht, wie sich alle vorstellen, die heute Charleston tanzen.

„Wenn Sie,“ sagte sie vorwurfsvoll, „wenn Sie meinem Bruder so eine Sammlung schenken, daß er mir gleich ums Fünffache über ist, — da soll mir das Sammeln noch Spaß machen?! Die drei elenden Helgoländer können Sie dem Lümmel nun auch noch geben!“

„Lümmel“ hatte sie gesagt! Was auf eine Verschlechterung der Beziehungen hinwies. Dann ließ sie mich stehen und

schwebte mit ihren blauen Strümpfen davon und tanzte mit einem anderen Herrn weiter, der später ein recht berühmter Maler geworden ist.

Ich aber war erledigt. Für damals und immer. Ich sah sie dann auch später nicht wieder. Meine Markensammlung a u c h nicht.

„Martha, Martha, du entschwandest ..." Wenn das der Franz Naval im Frankfurter Opernhaus sang — sehr schön sang er's — oder später in Berlin ein anderer, fiel mir immer meine Markensammlung ein.

Aber diese nie mehr geschaute Martha hat vielleicht mehr und entscheidender in meinem Leben gewirkt, als sie dachte und wollte. Denn damals entstanden, schüchtern und heimlich, meine ersten Gedichte. Aus einem zerrissenen Herzen stiegen sie auf oder besser tropften sie in ein in Glanzleder gebundenes Buch. Und der Vers Heines, des Dichters, den ich damals las, genoß, verschlang, auswendig wußte, hätte als Motto für diesen Zustand und seine poetischen Niederschläge gut gepaßt: „Ich unglückseliger Atlas! Eine Welt, die ganze Welt der Schmerzen muß ich tragen ..."

U n t e r einer „ganzen Welt der Schmerzen" tut man's ja nicht in diesen köstlichen jungen Jahren, in denen jede Schicksalswendung, jede Stimmung im Superlativ erlebt wird.

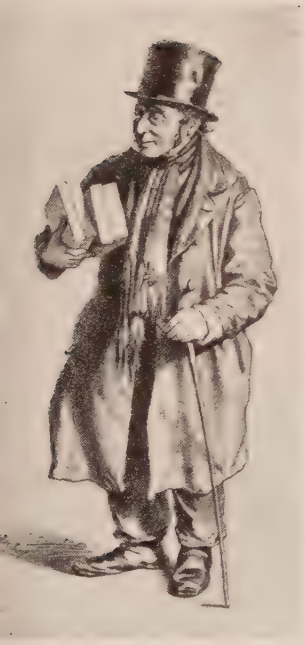
Aber da ich nun einmal — ganz plötzlich, fast von einem Tag auf den anderen — merkte, wie willig mir der Rhythmus gehorchte — gleichviel, ob ich Kluges oder Törichtes zu sagen hatte, wenn die Muse in blauen Strümpfen mich besuchte — und wie wenig Mühe dem Suchenden der Reim machte, fand

ich mich bald von der langsam verblassenden Gestalt der Geliebten, die sich schnöde abgewendet hatte, hinweg und zu größeren Aufgaben gelockt. Dafür war es vielleicht entscheidend, daß in der schönen Bibliothek meines Vaters, gerade in meiner Augenhöhe, fünf schmale, handliche Bändchen standen: „Gesammelte Werke des Grafen August von Platen, Stuttgart und Tübingen. Cotta'scher Verlag 1843". Wie oft hab' ich eines dieser Bändchen herausgenommen, mit heißen Augen drin gelesen und, mit bewundernden Lippen leise mitlernend, den edlen Fluß der klaren Rhythmen, die erlesene Wortwahl köstlich mitempfunden. Wie eine eigene Hoffnung, ein eigenes Liebesbekenntnis sprach ich mir oft feierlich sein Distichon an die Muse vor:

Amme des Kindes warst du, nun bist du Geliebte des Jünglings,
Gattin werde dem Mann, Pflegerin werde dem Greis,
Noch besitz' ich dich nicht, noch streb' ich, dich zu besitzen;
Täusch' ich mich? Wirst du mir auch lispeln das bindende Ja?

Und da ich das heute lächelnd bekennend niederschreibe, treibt mich ein trotziges Gefühl, Frankfurt und meine Jugenderinnerungen für einen flüchtigen Besuch des Dankes zu verlassen. Mitten heraus aus einer Zeit, die für die reine Formenschönheit nicht Geduld, nicht Ohren, nicht Stimmung mehr hat, möchte ich noch einmal still und allein in den Garten der Villa Landolina zu Syrakus treten vor ein schlichtes weißes Marmordenkmal und andachtsvoll die Inschrift lesen: „Hic jacet Augustus comes de Platen, poetarum teutonicorum princeps, ingenio germanus, forma graecus . . ." Jawohl,

die Inschrift hat recht: ein kräftiger deutscher Geist in die edle klassische Form der griechischen Kunst gegossen. Hier, wo der Herbst spät erst und zögernd einkehrt, unter dem dunklen Laub der Mandelbäume und hohen Zypressen hat der Ruhelose die letzte Rast gefunden. Zu den Füßen des Schlafenden rauscht das blaue Meer, auf dem sein sinnend Dichterauge so gern, so sehnsuchtsvoll geruht: „Es lockt mich stets, ich weiß nicht recht wohin? — es treibt mich stets, ich weiß nicht recht wozu?“... Der Tod hat ihm den Lieblingswunsch erfüllt. Denn seit der Zeit, da der junge Kadett und Offizier die klaren Bilder seiner Seele in glücklicher Verborgenheit in Reime goß, bis zu jenen Tagen, da er stolz mit Goethe um die Palme der Lyrik rang, trieb ihn sein schönheitsfreudiges Herz zum sonnigen Süden. Es war sein innerstes Empfinden, wenn er an Gustav Schwab schrieb: „In Italien denk' ich mein Leben zu beschließen, und wenn ich mich dahin betteln müßte!“ Er hat es nicht nötig gehabt, sich dahin zu betteln; und wenn auch die unvornehme Gesinnung berühmter und wortwitziger Gegner ihm sogar seine Armut vorwarf, so hat er doch nur aus der Hand eines kunstsinnigen Königs das Geschenk angenommen, das ihm Italien erschloß. Platen war Aristokrat durch und durch, nicht nur als Enkel jenes Franz Ernst Platen, den der Kaiser Leopold zum Freiherrn und dann zum Reichsgrafen erhoben und den der Kurfürst Georg Ludwig mit der Grafschaft Hallermünde belehnt hatte; er war Aristokrat in seinem ganzen Fühlen und Formen, Aristokrat als Mensch und Dichter. Er hat — das ist sein Vorzug und Fehler zugleich — nie mit dem Volk empfunden und nie für das Volk gedichtet. Streng und herb in der Form, blieb er immer, das Land der Griechen



Der Kannix

Der Davidsburg

Zwei Frankfurter Originale aus den 70er Jahren
Zeichnungen aus Albert Hendschels Skizzenbuch

mit der Seele suchend, wie die Inschrift seines Denkmals sagt: ingenio germanus, forma graecus. Für die Hirsch Hyazinths und Gumpelinos — darin hat Heinrich Heines boshafter Spott nicht unrecht — war die Dichtung eines Grafen Platen nichts; und wenn wirklich, wie der bissige Verfasser der „Reisebilder" erzählt, im Bande der Platenschen Gedichte, die Gumpelino auf dem Nachtstuhl sitzend las, später einige Seiten fehlten, so beweist das nur schon Bekanntes für das Gedärme des Gumpelino, aber nichts Neues gegen den Genius des Grafen Platen. Ein einsamer, verschlossener Mann ging August von Platen durchs Leben. Viel später haben uns seine erschütternden Tagebücher das Martyrium seiner zerrissenen Seele entschleiert. Aber auch die Zeugnisse seiner Leiden und Schmerzen verklären sich in der selten schönen Form, deren er Meister war, zu Bildern reiner, vollendeter, wenn auch kalter Schönheit. Einsam, wie er gelebt, ist er gestorben. In der Locanda dell' Aretusa liege ein kranker Deutscher, hörte an einem Dezembertag des Jahres 1835 der österreichische Vizekonsul zu Syrakus. Und dieser kranke Deutsche, der wenige Tage darauf aus Furcht vor der Cholera durch allzu starke Mittel sich selbst getötet hat, war einer der besten deutschen Dichter, den das Leid einer heimlichen Leidenschaft, den der Haß und Neid seiner Feinde und die Verständnislosigkeit der großen Masse verbittert und aus der Heimat getrieben.

Es ist möglich, es ist sogar sehr wahrscheinlich, daß Lebensgang und Ende dieses Einsamen *mit* bestimmend war für meine Vorliebe. Ich habe die Menschen nie ganz von ihrem Werk trennen können. Aber *die* Vorliebe hat sich erhalten. Er war mein erster Meister und Lehrer; und wenn ich später

ganz andere Wege gegangen bin als der stille Schläfer im Garten der Villa Landolina, so habe ich heute noch den großen Respekt und die große Verehrung für diese höchste Kunst einer Sprache, die unsere beste Zeit gesprochen und die der beste Teil unserer Geistigen verstanden hat.

Und dann — meine, gottlob, nie gedruckten ersten Verse in der Form der Romanze und Ballade steigen mit *seinem* Namen vor meinem Gedächtnis auf! Ich sehe mich sitzen vor weißen Blättern — es waren meist die Rückseiten von beigelegten Todesanzeigen aus dem „Frankfurter Intelligenzblatt" — in meinem Frankfurter Arbeitszimmerchen, das früher das Jungmädchenzimmer meiner Schwester war. Es war auf meinen ausdrücklichen Geburtstagswunsch „pompejanisch rot" gestrichen worden, und ich hatte es mir mit klassischen, nicht teuren Gipsfiguren und Köpfen geschmückt. Dort versuchte ich mich in erzählenden Gedichten, die ihre meist düsteren Stoffe aus der alten Sage und Geschichte nahmen. Und wenn so ein Gedicht fertig war, dann schrieb ich es — und das war die größere Mühe — sorgfältig und möglichst deutlich mit unterlegtem Linienblatt in schwarzer Tinte ab und setzte dann in *roter* Tinte den Titel darüber. Was waren das für stolze Titel, die mir heute noch Kennworte seliger Stunden ins Ohr rauschen: „Salamis", „Alcibiades", „Geburt des Bacchus", „Tod des Seneka", „Die Perle der Kleopatra" und wie sie alle hießen! Einer dieser Balladen aber erinnere ich mich noch — aus besonderem Grunde — lebhafter und deutlicher als der anderen. Ich hatte sie den „Sterbenden Fechter" genannt. Sie schilderte — natürlich mit aller Wildheit jugendlicher Phantasie —, wie der siegreiche Cäsar

unter den Gefangenen ein blondes germanisches Geschwisterpaar in Ketten im Triumphzug mitführt. Die Schwester läßt er töten, weil sie, ihre Ehre verteidigend, ihn geschmäht hat; den Bruder, der vom Tod der Schwester erfährt, läßt er im Zirkus Maximus gegen hungrige Berberlöwen kämpfen. Hart unter dem Balkon der Kaiserloge zerbricht in den Rippen eines Löwen dem zum Gladiator erniedrigten germanischen Häuptlingssproß das Schwert. Da richtet sich der Verlorene, während schon eine Bestie zum tödlichen Sprung sich duckt, hoch auf, und mit der Sicherheit des Kampfgeübten schleudert er den Stumpf des abgebrochenen Schwertes mitten ins Auge des Cäsar, der sich, den Todeskampf seines Opfers auszukosten, lächelnd über die Logenbrüstung beugt. Und während der Lorbeerbekränzte oben in den Armen der Sklaven bewußtlos zusammenbricht, ruft der Todgeweihte aus dem zerwühlten Sand der Arena hohnvoll hinauf:

Nimm den Dank für deine Bluttat,
Gleißnerischer Triumphator!
Moritus te salutat —
Salve, salve, Imperator!

Ich weiß es noch, auf den die Ballade beschließenden kühnen Reim „Bluttat — salutat" habe ich mir damals nicht wenig eingebildet. Und das Gedicht hab' ich — wie oft! — zwischen meinen pompejanischen Wänden den in unbewegter Vornehmheit lauschenden Gipsmasken mit Begeisterung vorgesprochen. Durch einen Zufall oder eine Bummelei des Verfassers kam das Blatt — sonst verschloß ich meine Verse wie staatsgefähr-

liche Geheimnisse — in die Hand der aufräumenden Mutter. Die gab es — wahrscheinlich voll Stolz — dem Vater. Und eines Morgens, als man mein Schellen und Kommen aus der Schule wohl überhört hatte und ich, vergnügt und ahnungslos, ins Wohnzimmer stürmte, stand mein damals schon schwerleidender Vater im Zimmer, an den Kachelofen gelehnt, das Blatt mit meinem Fechtergedicht in der Hand und las meine Verse der Mutter und ihrer treuen Freundin, der Witwe des Malers Winterwerb, vor. Ganz ernst und mit einer gewissen Feierlichkeit las er. Die Jugend sieht scharf, wenn sie mißtrauisch ist. Ich überschaute sofort die ungewohnte Situation und fand weder in meines Vaters noch in seiner Hörerinnen Mienen etwas von dem Spott, den ich befürchtet hatte. Im Gegenteil ... Mein Vater gab mir dann das Blatt, das er sorgsam faltete, zurück und sagte mit seiner schönen dunklen Stimme voll Güte: „Recht, mein Jung', üb dich ein bißchen in solchen Dingen — aber vernachlässige nicht die Schularbeiten darüber, die sind wichtiger vorerst. Das darfst du nicht vergessen!"

Das Seltsame war, daß ich das versteckte, kaum leise angedeutete Lob damals peinlich empfand. Ich kam mir verraten vor. Mein Geheimnis war entschleiert, und ich habe monatelang, zornig und beschämt, keine Verse mehr gemacht. Die ersten Verse habe ich dann wieder wie unter einem seltsamen Zwang geschrieben — aber da war nichts Platensches mehr drin. Ich sah — ein paar Monate später, der Winter rüstete sich schon zur Flucht — sah, wie meine leise weinende Mutter, als die Leiche meines Vaters noch warm war, sich zu ihrem Blumenfenster schleppte und alles, was darin blühte und was

sie sorgsam gehütet hatte, mit zitternden Händen abschnitt. Den kleinen Strauß gab sie dann ihrem still in den Kissen liegenden Lebensgefährten in die gefalteten blassen Hände; und während sie sich darüber beugte, fiel der Tau des Schmerzes aus ihren übernächtigen Augen auf das armselige Sträußchen.

Das habe ich damals noch am selben Tag oben zwischen den weißen Masken in dem pompejanischen Zimmer in Verse gebracht. Und seitdem war der Quell der Poesie mir wieder erschlossen ...

*

Es folgt die Zeit, von der ich schon früher sprach, da für mein Bleiben und einen Erfolg am Frankfurter Gymnasium die Gründe und Hoffnungen fehlten.

Meine Heldentaten lagen damals nicht auf dem Gebiet des Gymnasialunterrichtes. Besser als Algebra lernte ich reiten. Und wenn der Mietstall dem Gymnasiasten zu seinen Ausritten auch gern die hartmäuligsten Pferde — auch eine wegen ihres „Hahnentrittes" gefürchtete Stute — anvertraute, so konnte ich doch immerhin zuweilen im Forsthaus hoch zu Roß erscheinen und in Sporenstiefeln ein Glas Milch trinken, ehe ich wieder das edle Tier bestieg. Ich lernte auch in Privatstunden, die ich mit den Söhnen des damaligen Oberbürgermeisters Miquel genoß, fechten. Und der spätere Finanzminister, klein, klug, lächelnd, weißbärtig — trat manchmal auf die Terrasse, die nach dem Garten führte, und sah wohlgefällig unseren schweißtreibenden Paukereien zu. Und dann — und das schien mir wohl das Herrlichste — durfte ich ein paarmal Theater spielen.

Wir hatten einen Dichter als Mitschüler, der damals unter uns Sekundanern als der künftige Wildenbruch galt. Theo Sommerlad hieß er, überragte uns alle um Haupteslänge, war ein guter, strebsamer Schüler und fand die Zeit, neben fleißigen Präparationen noch Dramen zu schreiben. Zwei davon wurden von uns Mitschülern mit großer Begeisterung unter des Dichters persönlicher Regie im gemieteten Saal eines bescheidenen Hotels aufgeführt. Das eine blut- und versereiche Drama hieß „Bozzaris" — wir betonten Bozzáris; später erfuhr ich, daß das aus den Türkenkriegen berühmte Suliotengeschlecht Bótzaris hieß, sich mit „tz" schreibt und nicht in der Mitte, sondern auf der ersten Silbe betont wird. Ich durfte, „mit dem Anstand, den ich hatte", den Titelhelden spielen, häufig mein Schwert ziehen und zu unerhörten Heldentaten unter meiner unerschrockenen Führung in wortreichen Versen auffordern. Hatte auch die Freude, daß der hoch auf einer Stehleiter sitzende und mit den Blättern des Manuskriptes und seiner Zwickerschnur kämpfende, kurzsichtige Autor und Regisseur sehr zu frieden mit mir und meiner Auffassung der Rolle war. Besonders lobte er die elementaren Ausbrüche meiner Liebesleidenschaft. Und das wollte was bedeuten; denn der Gegenstand dieser überschäumenden Empfindungen hieß Melitta und wurde dargestellt von einem außerordentlich schwarzlockigen und pausbäckigen jüdischen Mitschüler. An seinem kunstgerecht und lebensecht präparierten Wattebusen hatte ich kurz vor meinem beklagenswerten Heldentot meine letzten feurigen Schwüre zu tun. Des ahnungsvollen Abschiedswortes meiner Rolle entsinne ich mich sogar heute noch. Ich äußerte nämlich, mit der Rechten das Schwert erhebend, mit der Linken den als Me-

litta ausgestopften Kompennäler stürmisch an mich pressend und von mir selber voll Hochachtung in dritter Person sprechend:

„Und von des Gebirgs Geklippe
Ruft „Melitta" scheidend er —
Von des Helden blasser Lippe
Tönt der Freude Ruf nicht mehr!" ...

Dann enteilte ich und starb, wie vorhergesagt — hinter der Szene — als Held. Melitta aber wurde wahnsinnig. Später wurde sie Rechtsanwalt in Frankfurt.

Das zweite Drama desselben Autors hieß „Andreas Hofer". Hierin spielte mein Freund Gustav Ohlenschlager, der unsere Turnpreise zu gewinnen pflegte, würdig und kraftvoll den Sandwirt mit nackten Knien, schönem Pathos und einem überlebensgroßen Vollbart. Ich aber hatte einen nicht kurzen Prolog für dieses dramatische Fest gedichtet, den ich selbst in weißen Handschuhen sprach. Darin äußerte ich die nachdrückliche Hoffnung, daß der Dichter, den wir hiermit der Öffentlichkeit und dem Vaterland schenkten, in der Richtung der hohen Tragödie sich weiter entwickelnd, der Welt noch Dramen von hoher Bedeutung schenken werde; und daß wir — zu Männern gereift — dann stolz sein könnten, die ersten gewesen zu sein, die ... Und so. Der von mir und später von dem uns verwandten und zugetanen Publikum gefeierte Dichter ist heute Geschichtsprofessor in Halle, hat über die Wirtschaftspolitik der Hohenzollern ein dickes Buch, aber, soviel ich weiß, keine Dramen, die irgendwelche Freiheitskämpfe behandeln, mehr geschrieben.

Ein paar Monate nach dem „Andreas Hofer", der nach seinem tragischen Tode in Mantua einen Ball mit Kotillon anführte, fand, wie alljährlich, die öffentliche Schüleraufführung der Gymnasiasten mit darauffolgendem großem Ball in sämtlichen Festräumen des Zoologischen Gartens statt. Obschon ich erst Obersekundaner war — und nicht einmal ein sehr aussichtsreicher — wurde ich zu meiner stolzen Freude gewählt, in der großen Reichstagsszene des „Demetrius" den noch an sich glaubenden falschen Prinzen zu spielen. Der Dichter des „Bötzaris" leitete, unter einem Baldachin sitzend, als außerordentlich würdiger Erzbischof von Gnesen den stürmevollen Reichstag ein. Einer der Mitspieler, ich glaube, als Fürst Sapieha, war Edward Stilgebauer, der Sohn des Pfarrers der Sankt-Katharinen-Kirche. Als Jüngling begabt und exzentrisch, hat uns der hübsche, manchmal etwas konfuse blonde Mensch durch die leidenschaftlichen Temperamentsausbrüche im Spiel oft viel Spaß gemacht. Sein — später! — vielgenannter, im ersten Band interessanter Roman „Götz Kraft", der seine Frankfurter Schulzeit für jeden, der sie miterlebt, sehr durchsichtig behandelt, ist durch eine marktschreierische Reklame des Verlags erst über Gebühr beachtet, dann — nicht zum wenigsten durch die Kritik darin Angegriffener — schlechter behandelt worden, als er es verdiente. Das mag den talentvollen Verfasser, der immer ein guter Hasser war, grimmig verbittert haben. Jedenfalls hat er im Krieg und nach dem Frieden im sicheren Hafen der Schweiz eine für Deutschland unerfreuliche Rolle gespielt.

Die Demetriusaufführung war von dem beliebtesten Schauspieler der Frankfurter Bühne, Emil Schneider, einstudiert.

Damals war Schneider schon der Liebling der dritten Generation. Die Vornehmheit seiner Erscheinung, die Klugheit der Gestaltung, die schöne Wärme seines Tons waren ihm auch in den hohen Jahren — in denen er sich, oft von seinem Gedächtnis übel verlassen, auch als „Schwimmer" bewährte — treu geblieben. Mit ernstem Eifer und großer Geduld hat er sich seiner Regieaufgabe unterzogen und besonders mit mir abgegeben, so daß schließlich sein und mein Erfolg ein kräftiger war und ich mir „als Sohn des Iwan und sein echter Erbe" noch einen guten Abgang von der Schülerbühne Frankfurts gemacht hatte. Vom Lob der Freunde und deren Verwandten, die mir solche Sicherheit als Zarensprößling nicht zugetraut hatten — auch die Zeitungen hatten in onkelhafter Freundlichkeit den jugendlichen Darsteller der Titelrolle hervorgehoben — gelockt, spielte ich ein paar Wochen lang mit dem verführerischen Gedanken, Schauspieler zu werden. Zu meinem Glück kam ich bald wieder von diesen phantastischen Plänen ab. Aber die gute Figur, die ich auf den Proben zum Demetrius und bei den Aufführungen spielen durfte, und die höchst traurige Rolle, die ich dann wieder fünf Stunden am Tag auf der elenden Schulbank, nach dem Erfolg doppelt getriezt von meinem edlen Ordinarius, zu spielen gezwungen war, ließen meine mit Wut und Trotz gemischte Sehnsucht nach einem raschen Wechsel der unerträglichen Verhältnisse um so heißer und quälender emporlodern.

Ich beschwor meine Mutter, mich die Schule wechseln zu lassen. Bensheim an der Bergstraße wurde erwogen, Wiesbaden und Neuwied. Schließlich lenkten zwei Mütter von Söhnen, denen auch ein Wechsel der Lehranstalt neue Mög-

lichkeiten gegeben hatte, unsere Blicke und Erwägungen auf Karlsruhe in Baden. Drei mit mir gleichaltrige Frankfurter waren schon im Haus eines Professors der Mathematik als Pensionäre untergebracht, fühlten sich, ihren vergnügten Briefen zufolge, äußerst wohl und kamen gut voran.

Meine Mutter befragte ihre Freunde, vor allem die Freunde meines Vaters. Es waren damals, glaub' ich, Wilhelm Jordan und Emil Rittershaus, die mit den Ausschlag gaben, daß sie dem von mir dringend betriebenen Wechsel zustimmte und ihren Letzten und Einzigen aus dem Hause gab. Sie blieb allein in der nie veränderten Wohnung, in der die leeren Betten und die vollen Bücherregale, der Familientisch und viele, viele der Erinnerung gewidmete Kleinigkeiten von einem geliebten Mann und vier Kindern redeten, die nicht mehr da waren und von denen nur noch die Tochter und ein Sohn vorübergehend einmal in den lieben alten Räumen als verhätschelter Besuch erschienen.

*

Der alte Wilhelm Jordan hat meiner Mutter gutes Herz und beweglichen Geist immer besonders geschätzt. Er freute sich ihrer Schlagfertigkeit, die sich auch von der Gelehrsamkeit poetischer Eigenbrötler und dem Ruhm bekannter Besucher nicht einschüchtern ließ. Der in Frankfurt hochverehrte Dichter, der mit seiner imposanten Gestalt und seinem wundervollen Baß wie geschaffen war, das Geistesleben Frankfurts bei feierlichen Gelegenheiten zu repräsentieren, hatte im Jahre 1880, als das neue Opernhaus in Gegenwart des alten Kaisers glanzvoll eingeweiht wurde, ein an Schönheiten reiches Festspiel geschrieben, in dem die mit der Mauerkrone Frankfurts

gekrönte Muse zum Dank für das ihr geweihte Prachtgebäude den Bürgern der alten Mainstadt diese Verse widmet:

Ich kenn' euch wohl. Nicht hochgelehrt
Noch jemals überschwenglich,
Doch herzensfrisch, voll Lebenslust,
Für echte Kunst empfänglich,
Durch Fleiß und Glück behaglich frei
Vom Druck der Lebensnöte,
Hat eure Art getreu bewahrt
Die Frohnatur von Goethe.
Ja, Goethes Mutter, die Frau Rat —
Glaubt mir's, ich hab's erfahren —
Sie lebt noch heut in dieser Stadt
In tausend Exemplaren!

Und als der Dichter dieses Festspielchen meiner Mutter brachte, schrieb er auf die erste Seite: „An Frau Luise Presber, als derjenigen von den bewußten tausend, von welcher das Wort ‚Glaubt mir's, ich hab's erfahren' insbesondere gültig ist."

Für mich blieb Wilhelm Jordan in jener Zeit — später, da ich als junger Doktor wiederkam, war es anders — bei aller Freundschaft, die er dem letzten Buben seines früh geschiedenen Freundes entgegenbrachte, etwas in die hohe Ferne der Halbgötter entrückt, während es mir der andere Dichterfreund des Hauses, der häufig bei uns einkehrte, der immer froh begrüßte Emil Rittershaus in seiner herzlichen Behaglichkeit nicht schwer machte, „Onkel Emil" zu ihm zu sagen.

Er kam mir früh in seiner herzlichen rheinischen Art menschlich nah. Und wenn ich ihn dann wieder im Kaufmännischen Verein über die Droste-Hülshoff oder Kinkel oder Scheffel sprechen und mit leuchtenden Augen fremde und eigene Verse rezitieren hörte, schien er meiner Jugend wieder das Urbild eines lebendigen Poeten.

Es ist heute als Epigonendichtung verrufen, wenn einer in glatt und sauber gebauten Versen sein Heim, sein Weib, seine ehelichen Kinder besingt. Der Ruhm des Dichters des „Westfalenliedes" ist ein wenig verblaßt. Zur gerechten Wertung steht seinem Andenken heute im Wege, daß ihm — wie dem größeren Friedrich Rückert, der dreißig Bände schrieb, die niemand mehr durchliest und von dem heute ein geschickt gestalteter Auswahlband Perlen an Perlen reihen könnte — daß ihm, sag' ich, wie Rückert das Dichten zu leicht wurde, der poetisch gehobene Ausdruck, das Gleichnisbild und das Pathos zu willig zur Verfügung standen.

Das aber war's, was Rittershaus zum besten Gelegenheitsdichter, zum fabelhaften Improvisator machte. Unzähligen Festen haben seine Vorsprüche, seine Lieder erst Schwung, Stimmung und einen höheren Sinn gegeben. Und vielleicht hätte in seinem Dichterhause in Barmen der ewige Umgang mit Poesie und Poeten zur Verstiegenheit eines schwer erträglichen Dauerpathos geführt, wenn der Dichter nicht auch über einen herrlichen, echt rheinischen Humor verfügt hätte, der alles Verstiegenen heimlicher Feind ist.

Rittershaus war nicht nur der beste Anekdotenerzähler, den ich je gehört und gekannt. Er übergoß jedes Erlebnis, ob es nun ein kleines Eisenbahnabenteuer oder eine feuchte Sitzung mit dem

trinkfesten Viktor von Scheffel oder eine Begegnung mit dem grämlich zugeknöpften, sich eitel im Zylinder bespiegelnden Henrik Ibsen war, mit seinem nie versiegenden, immer geschmackvollen köstlichen Humor. Und ich höre aus einem fernen festlichen Abend meiner Frühlingsjahre noch Jordans sonores ostpreußisches Organ, wie er, sich noch vor Lachen schüttelnd nach einer von Rittershaus köstlichsten Geschichten, über den Tisch rief: „Freund Emil, warum schreiben Sie keinen humoristischen Lebensroman?"

Ich glaube, er hätte es gekonnt. Denn sein Humor kam aus der deutschen Tiefe — kam nicht, wie der meiste Witz von heute, auf Umwegen oder direkt von der Börse. Er stieg aus dem gefüllten Römer auf, den der Dichter beim Erzählen mit der grübchenreichen, etwas weiblichen Hand umspannte, an deren kleinem Finger die in Platin gefaßten Brillanten mit seinen fröhlichen Augen um die Wette funkelten. Knaus hat ein wundervolles Porträt — und selbst gleich die ausgezeichnete Karikatur dazu — dieses fruchtbaren Dichters und dieses unerschöpflichen Erzählers geschaffen. Keines jener modernen Bildnisse, die zwar „fabelhaft gemalt" sind, aber keinem Enkel verraten, wie der Dargestellte wirklich ausgesehen, sondern ein Bild voll Leben, Frohsinn und Lust am Fabulieren, die aus den blanken blauen Augen lacht.

Manche fröhliche Stunde danke ich diesem lebensfrohen Poeten, in dessen Barmener Heim ich auch als Fünfzehnjähriger zwei fröhliche Wochen verbrachte, und der noch, als er schon schwer herzkrank in Nauheim im Wägelchen gefahren wurde, anspruchsvolle Leute — Paul Lindau, die Baronin Schewitsch (geborene Helene Dönniges, die Braut Lassalles) und die Pospischill traf ich zuletzt dort mit ihm in froher Tafel-

runde —an sich zu fesseln und zu unterhalten verstand. Daß er aber — er und der alte Jordan — meiner Mutter das Rückgrat stärkte, als ihr die Frankfurter gelehrten Magister geraten hatten, ihren Letzten ein Handwerk erlernen zu lassen; daß er damals gesagt hat: „Ach was, Frau Luise, das ist doch kein dummer Jung'. Der holt's woanders schon wieder ein!", das hat ihm wohl meine Erinnerung am herzlichsten zu danken.

*

So wurde beschlossen: Karlsruhe. Ein orientierender Besuch, den ich mit der Mutter dort beim Direktor Gustav Wendt und im Haus Treutlein machte, dessen Pensionär ich werden sollte, verlief seltsam, aber hoffnungsvoll. Der Direktor, ein hagerer alter Herr mit schneeweißer Löwenmähne, mit kleinen gutmütigen Augen über die schmale, in Gold gefaßte Brille schauend, stand auf dem Standpunkt: „Der Jung' ist in Frankfurt erst ein guter Schüler, dann ein schlechter Schüler gewesen. Ein Fonds muß da sein, und wer in Quarta glänzend mitgekommen ist, kann in Sekunda kein Dummkopf gewesen sein. Wir werden's schon machen! Schicken Sie ihn!"

Im Hause Treutlein in der Bismarckstraße, nicht weit vom Kunstschulplatz, waren wir zwar angesagt, aber außer einer wohlgenährten Köchin war kein Mensch im ganzen Haus. Nicht die Eltern, nicht die Kinder, nicht die Pensionäre, nicht das Dienstpersonal. Nur die Köchin.

„Der Herr Professor läßt bitte, in zwei Stund' wiederzukomme . . ."

Über das Gesicht meiner Mutter lief ein Schatten. Sie fand das wenig rücksichtsvoll. Schließlich hatten wir uns

schriftlich angemeldet und die dreistündige „weite" Reise gemacht, um ... Aber die Köchin fuhr fort: „Sie sinn halt all' auf den Friedhof enaus."

Meine Mutter nickte schon verständnisvoller. „Ein Trauerfall?" fragte sie teilnehmend. „Doch nicht in der Familie selbst?"

„Ha, nei," sagte die Köchin, „aber habbe Sie's denn nit gelese, wir begrabe doch heut hier den Joseph Viktor von Scheffel."

... Ein paar Wochen später wurden in Frankfurt die Koffer gepackt. Die kluge alte Frau von Ibell, meines Schwagers Mutter, kam zufällig dazu, und als sie die heimlich rollenden Tränen meiner Mutter sah, fand sie in ihrem reichen Zitatenschatz das schöne Goethewort: „Wo so viel sich hoffen läßt, — ist der Abschied nur ein Fest."

Da lächelte die Mutter dankbar und reichte mir, ein Stück nach dem anderen, die heute neu angeschaffte Wäsche.

In die Tiefe des Koffers aber — damit sie ja nicht verlorengehen konnten — packte ich, sorgsam zwischen Socken und Taschentücher gebettet, meine Lieblingsbücher. Von Goethe Gedichte und den „Faust", von Schiller den „Wallenstein", einen Band Lenau, zwei Bände Kleist und Platen, einen Band Storm und Dickens Pickwickier, die — aufgeschlagen, als letzte Lektüre — auf dem Stehpult meines Vaters gelegen hatten, als er für immer die Augen schloß.

Ja und dann — ich hätte kein Frankfurter sein müssen, wenn der gefehlt hätte — drei Bände Friedrich Stoltze. Gedichte und Geschichten in Frankfurter Mundart.

*

Mich erinnernd der Fahrt auf der Main-Neckar-Bahn in die neue Heimat, da ich, an einem wunderklaren Frühlingsmorgen über die Brücke gleitend, die stolze schöne Silhouette der alten Kaiserstadt im silberigen Dämmer verschwimmen sah, will ich ein Wort sagen über den Dichter, der in Fröhlichkeit die Stadt im guten Sinne populär gemacht und ihre derbe Mundart und das knorrige Wesen ihrer Bürger den Brüdern anderer Stämme verbunden hat.

Wenn ich irgendwo in der Fremde, auf Reisen, durch Geständnis oder — was häufiger vorkam — durch den nie ganz verwischten Anklang meines Dialektes verriet, daß die Mainstadt meine Wiege geschaukelt hat, wie oft habe ich dann Verständnis aufzucken sehen und das lachende Wort vernommen: „Aha, Frankfurt — wie kann nor e Mensch net von Frankfort sei!"

Stoltzes ulkiges Sprüchlein, in dem sich in gutmütigster Selbstironisierung ein heimlich froher Stolz verbirgt, steht nicht in Büchmanns „Geflügelten Worten", aber es ist doch nach Wortlaut, Quelle und Sinn in deutschen Landen bekannter als manches andere, das im sonst so gewissenhaft registrierenden Büchmann zu finden ist.

Frankfurts höchster Stolz ist seines Stadtschultheißen Enkel Johann Wolfgang Goethe. Und bleibt's. Gewiß. Aber Goethe, der gereifte, der große, der in Kunst und Weisheit vollendete, gehört mehr noch Weimar an, und ein wenig Teil an ihm haben auch Straßburg, Wetzlar und Rom. Goethe überschattet Deutschland, ist ein Besitz der Welt. Die Welt aber kann ihn wohl lesen, doch nicht wahrhaft lieben, nicht das Innerste seines Wesens finden, nicht die Wurzeln seiner Kraft

deuten, ohne auf Frankfurts Namen und Art zu stoßen. Das Patrizierhaus am Großen Hirschgraben gab diesem Sohn, der allen gehören sollte, gar viel mit an Erinnerungen und Urteil, an Bürgerstolz und — selbst ihm — an Vorurteil; und noch in seine klassische Prosa klingt zuweilen, anheimelnd, ein leiser Anklang an die Mundart, in der die Textors und Melbers mit ihm redeten, in dem seine Kindheit sprach. Eine Ehrfurcht umgibt, auch in Frankfurt, Goethes weltgültigen Namen und seine von Ministerhoheit umflossene Gestalt. Und — eine Würde, eine Höhe entfernet die Vertraulichkeit. Frankfurts lachende Liebe aber heißt Stoltze.

Den Gastwirtssohn aus dem „Rebstock" hat kein Fürst gelockt, kein Hof an andere Sitten, andere Redeweise gewöhnt. Er ist in Ernst und Fröhlichkeit, in Irrtum und Prophetentum, ist als Dichter und Charakter ein Frankfurter geblieben, gehört Frankfurt mit Leib und Seele, und was seine Knabenjahre in der Familie erlauschten: „Wie kann nor e Mensch net von Frankfort sei", das hat der Greis, dessen Werk und Leben so innig mit der Vaterstadt verwachsen war, wohl in schmunzelnder Überzeugung wiederholt, als längst der Groll des „einverleibten" Republikaners über die preußische „Gewalt" im Jahre 1866 verraucht war. Den Irrtum, den sein großer Kollege und Landsmann noch mit in Weimars Fürstengruft nahm, hat Stoltzes Alter wehmütig lächelnd korrigiert: daß eine nicht mehr „freie" Stadt Frankfurt ihre beste Kraft und ihre Wirkung auf Deutschlands Wohlstand verlieren müsse. Auch Stoltze hat's einmal geglaubt, hat's als Politiker, Journalist, Dichter und leidenschaftlicher Kämpfer vertreten. Was damals — vor und nach jenem 16. Juli, da die Zeil den

Einzug Vogel von Falckensteins mit der Division Goeben erleben und die Frankfurter sechs Millionen Kriegssteuern aufbringen mußten — Stoltzes Leidenschaft aus der Goetheschen Überzeugung heraus zornig in die aufgewühlte Zeit rief, ist längst vergessen. Vergessen ist manche verärgerte Grobheit, mit der seine Wochenschrift „Die Laterne" den politischen Gegnern ins Gesicht leuchtete. Geblieben ist der gemütvolle, witzige Poet, der frohe Kenner und Gestalter der Frankfurter Geschichte und der Anekdoten der Altstadt, der von Frankreich bis zum Böhmer Wald anerkannt wäre als einer unserer *ersten* deutschen Humoristen, einer der bleibenden, wenn er nicht sein Köstlichstes und Bestes — in der *Mundart* Frankfurts geschrieben hätte.

Das aber, was ihm vielleicht den Siegeszug bis Rostock hinauf, bis Konstanz hinunter verwehrt hat, macht ihn just den Frankfurtern doppelt lieb. Obschon sein Name *mitklingt* in den Ehren deutscher Dichtung — sein Munterstes und Witzigstes, ins Hochdeutsche unübersetzbar, blieb den Frankfurtern allein zu eigen. Stoltze redet, wie *sie* reden; er lacht, wie *sie* lachen — und er schimpft auch mit *ihrem* unerschöpflichen Bilderreichtum. Er hat dem fränkischen Humor im Dialekt der Mainstadt die unsterbliche Form gefunden. Gewiß, auch die Frankfurter Mundart ändert sich, schleift sich ab, assimiliert sich. Stoltze aber wird bleiben, solange der Dom ragt und der Römer steht, solange die Paulskirche ihr goldenes Kreuz reckt und die Mainschiffer am Saalhof vorüberziehen. Heute lacht aus ihm schon das Lachen unserer *Väter*. Einst werden die Enkel ihre Ahnen aus diesen fröhlichen Werken lachen hören — aber immer wird es *Frankfurt* sein, das

lacht. Das Frankfurt, in dem sich wohl viel verändert hat, das noch größer, reicher, gelehrter, stellenweise (aber wirklich nur stellenweise) auch schöner geworden ist, als es damals war, da der von Frankfurts Macht und Größe überzeugte Großvater den kleinen Fritz im schaukelnden Nachen auf dem Main belehrte: „Un jetz dreh dich emal erum nach der Brick zu! Guckst de, deß is alles ääch Frankfortisch; alle Häuser, hinwe un driwwe un ganz Frankford un ganz Sachsehause un der Rentethorn un der Mexterthorn un die ganze Sachsehäuser Brick mitsamt de zwää Mihle druff. Un guck odder ehrscht emal durch de Brickeböge! Da siehst de, so weit als des Aeäg reiche dhut, bis ganz, ganz hinne an die Gerwermihl, nix als lauter Frankforder Territorium; da is nix, gar nix, was net ganz Frankfordisch wär. Un was de gar net seh kannst, deß is ääch alles Frankfordisch. Net wahr, deß is emal groß, Frankford?“ ... Und wie sich für den treuen Blick heimkehrender Söhne die unvergeßliche Silhouette der alten Mainstadt mit der Paulskirche und dem Pfarrturm und dem Eschenheimer Turm kaum verändert hat, so wird Stolzes köstlicher, aus behaglichem Bürgertum frei aufblühender Frankenhumor seine gute Geltung behalten viele Jahrhunderte hindurch. Bis einst die Mundart, die er sprach und schrieb, dem lebendigen Wort, das den Römerberg belebt und die Zeil, so fern liegt wie uns Zeitgenossen von Hindenburg und Harnack das Hildebrandlied oder Otfrieds Evangelienbuch.

Gewiß, das ist das Schicksal der Dialektdichter, sie finden nur ihren kleinen Kreis. Dafür aber auch ihren treueren. Einen Kreis, der wenig Götter neben ihnen gelten läßt. Man muß erlebt haben, wie der Pfälzer zu seinem Nadler hält, wie

der Mecklenburger seinen Reuter zitiert, und muß das Aufleuchten in den Augen der Frankfurter beobachtet haben, wenn plötzlich auf einem Lloyddampfer am Nordkap oder auf einer Hotelterrasse am Golf von Neapel im Gespräch der Name „Stoltze" fällt!

Vor Jahren — das zwanzigste Jahrhundert wollte gerade anbrechen — hab' ich auch erlebt, was ich im Scherz oft meine „Hedschra" nenne, meine Flucht „von Mekka nach Medina". Als ich damals von Frankfurt, in dem ich mein Heim, mein Brot und meine Kreise hatte, nach Berlin fuhr, ungewiß, was werden, was glücken sollte, hatt' ich — genau wie auf der Fahrt zehn Jahre früher als Gymnasiast nach Karlsruhe — nicht viel Bücher in meinem Koffer. Aber die zwei Frankfurter lagen obenauf: der größte bei dem echtesten, Goethe und Stoltze. Und als ich in dem großen, fremden Berlin — so groß und so fremd kann einem eingefleischten Süddeutschen zunächst keine andere Stadt der Welt vorkommen wie Berlin; später gibt sich's — als ich mich damals todunglücklich fühlte, griff ich wie oft zu dem Band, der zu mir in der Sprache meiner Heimat sprach. Sah wieder die verliebte Bäckermagd „uff zwää gesohlte Socke" durch Morjenrot nach ihrem Dambor ausspähen, erlebte den unsterblichen Tanzunterricht des Herrn Sichel, der „den Français hat a l l ä ä lerne wolle", weinte mit Levi „Träne, dick wie Kummernkern" ums Rebekkche; gondelte in der Säubütt durch den „uffgegangene Mää", ließ die „Sposau" explodieren und verpackte (wer hat je wieder so eine köstliche, kurze Dialekthumoreske geschrieben!) mit dem Davidche, das „e Kaufmann werrn sollt'", die „Kapp'" in die alt' Kist' von de Gebrieder Lärmeschläger, wo

hawwe gehannelt mit all dem Kattun, dem geblümte Kattun un dem gestreifte Kattun un dem gedippelte Kattun ... Und unter den Leuten, die sprachen und lachten und empfanden wie ich, war ich — dicht beim Gewühl des Anhalter Bahnhofs — wieder zu Haus. Stand plötzlich auf dem Mülberg, von dem der Senator Souchay gesagt hat: „Der Mülberg ist der schönste Punkt von Frankfurt, ja von Deutschland, ja von Europa!" Und mit Stolze stimmt' ich ihm zu, dem Herrn Senator, mit Stolzes listig blinzelnden Versen:

Korzum, es is uff dere Welt
Kää Plätzl, was merr so gefällt!
— Merr guckt ins enger Vatterland
Un hat gleich alles bei der Hand;
Wääs jeden Thorm un Bääm un Ast
Un kennt sich aus bis Wockert fast;
Merr guckt sich's aa mit Seelenruh
Un braucht kää Landkaart net derrzu.

Das ist es: „merr guckt ins Vatterland." Und den Guck soll man nicht vergessen über dem großen Vaterland. Glücklich die Stadt, der Landstrich, der seinen „Lokal"-Dichter von Humor und Tiefe gehabt hat, der dem ausreisenden Sohn in handlichem Band eine Scholle der Muttererde, sein Stückchen Heimat mitgibt, auf daß er immer und überall des Douglas schönen Ruhm still in sich erlebe: „Der ist in tiefster Seele treu, der die Heimat liebt wie du!"

Wenn die griechischen Kolonisten ausfuhren, eine neue Stadt zu gründen, nahmen sie auf ihrem Schiff brennende

Scheite mit vom Herdfeuer der Heimat. Der Frankfurter hat's besser. Er braucht kein Feuer ängstlich vor dem Sturm zu hüten. Sein Stolze-Band begleitet ihn, und wenn er will, an Nil oder Ganges, ist er, lesend, ein Stündchen zu Hause. Nicht nur zu Hause — er wandert durch die Zeiten zurück in die Stadt seiner Großväter, denen noch das köstliche Selbstbewußtsein des freien Reichsstädters eigen war: „Wann derr *der* de Kosmos hätt zu schreiwe gehat, der hätt euch — mir nix, dir nix un ganz ohne weitersch — des ganz Weltall nach Frankford in die Dippegaß odder die Schippegaß, in des Gääsegässi oder ins Määsegässi, in die Fahrgaß odder die Haargaß verlegt."

Ein wenig Überschätzung — was schadet's denn — *gehört* zur Liebe. So liebten die alten Frankfurter ihre Stadt. Warum sollen die jungen Frankfurter nicht ihren Lokaldichter so lieben? Ein Jahr nach der Schlacht von Waterloo ist er geboren — am 21. November — ein Jahr nach jener Konferenz für deutsche Schulreform ist er — am 28. März 1891 — gestorben. Damals wurde vom Kultminister von Goßler „die nationale Basis des Unterrichts" verlangt. Nicht junge Römer, junge Deutsche sollten fürder erzogen werden. Ein Programm, das wir, weiß Gott, heut noch oder wieder gut brauchen können. Mit der Liebe aber zu der Stadt, die uns geboren, beginnt die Liebe zu dem Land, dem wir gehören.

Diese Liebe hat uns Frankfurter der Friedrich Stolze gelehrt. Und drum bin ich froh, daß ich den weißbärtigen Alten noch in seinem rosenumsponnenen Häuschen besucht habe und — als Sohn meines Vaters, ich selbst war ja noch nichts als ein Student, — so freundlich aufgenommen worden bin. Er war

damals schon ein Siebziger, ein eher kleines als mittelgroßes bewegliches Männchen. Alles an ihm war Leben und sprühende Energie. Aber das Lebendigste waren die vergnügten blauen Augen. Die Hände, breit und hart von gesunder Arbeit im Freien, hätten einem Gärtner gehören können. Aber das reiche, feine Silberhaar um die hohe Stirn, der gutgeschnittene, lebensfrohe Mund und die funkelnden Augen, freundlich, pfiffig und gütig zugleich, paßten zum fabulierenden Poeten, zum viel verzeihenden und viel belächelnden Humoristen.

Adolf Stolze, der Erbe seines Humors, den ich in Frankfurt nur flüchtig kannte, ist später, als er sich auf längere Zeit in Berlin aufhielt und viel mit mir zusammen war, mein Freund geworden. Er hat's in Frankfurt wahrlich nicht leicht gehabt, der Sohn seines Vaters zu sein und schon in seinen Anfängen am Witz und an der beispiellosen Popularität des Alten gemessen zu werden. Aber er hat sich und seine ein wenig derbere Art tapfer durchgesetzt, hat, in der Liebe des alten Herrn und doch originell, vielen im Frankenland Freude gebracht und in einer Richtung, in der sich der Vater nie versucht hat, in der Komödie schöne Erfolge geholt. Sein „Alt-Frankfurt" darf sich in der Geschichte der Stadt neben die Malßschen Dialektkomödien vom baumwollenen Strumpfwarenhändler Hampelmann stellen und neben den Bürgerkapitän, mit dessen klassischem Anfangswort die Frankfurter heute noch sich gern untereinander in der Fremde zu erkennen geben: „Liesi, geb' emol der Schawell en Stumber!" [1]

[1] Auf hochdeutsch: „Lieschen, gib einmal der Fußbank einen Stoß mit dem Fuß!"

So lieb ich meine Vaterstadt Frankfurt hatte, so ungern ich auch aus dem Behagen des Elternhauses, aus dem gewohnten Umgang mit den gleichartigen Freunden schied — auch eine kleine Freundin weinte ein paar rasch getrocknete Tränen und gab mir ihr letztes blaues Zopfband mit — so sehr kam mir doch Karlsruhe wie eine Bucht der Rettung und ein Ort der Zuflucht vor. In meinen ersten unausbleiblichen Versen, die dort bald entstanden, verglich ich die saubere Residenz, die so nah dem Schwarzwald und so nah dem Neckar liegt, mit der ersehnten Oase, die auf zu Tod erschöpftem Kamel ein Verdurstender nach harten Kämpfen mit Wüstenräubern erreicht. Als ich die Dichtung in meinem Stübchen in der Bismarckstraße rasch gefundenen Freunden vorlas, sagte der eine nach längerem Schweigen ernst: „Bist du in der Allegorie das Kamel?"

Nein, ich war der Reiter. Schon in den ersten Tagen meines „Exils" habe ich mich wohlig eingefühlt in den Geist dieser freundlichen Stadt, die von der regelmäßigen Bauart ihrer Straßen etwas von Ordnung und Gesittung in das Leben ihrer biederen Bürger übernommen hat; in den Geist dieses Hauses, dem ein bei aller Pedanterie im Kleinen großzügiger Professor vorstand; in den Geist dieser Schule, in der, unabhängig von seinen Wertungen an anderen Orten und seiner Abstempelung durch nicht mehr unbeeinflußte Lehrer, der Neuankömmling ohne Vorurteil mit Wohlwollen geprüft, in seinen Neigungen und Begabungen gestützt und wegen dessen, was ihm schwerer einging oder fehlte, nicht gleich in den Orkus geworfen wurde.

Welch ein Unterschied zwischen Schule und Schule! Zwischen Humanismus hier und „Humanismus" dort! Schrecklich

kam dem Geretteten das Frankfurter Gymnasium in der Junghofstraße noch in der Erinnerung vor, das ihm, so wenig der zwerghafte, zerknitterte Tycho Mommsen die Tyrannenmaße besaß, als „Zwing-Uri" erschien: „Denn unter dieses Joch wird man euch beugen!" — In Karlsruhe wurde gewiß auch nicht gefaulenzt. Aber der Geist war ein ganz anderer. Ein menschenfreundlicher, die Jugend verstehender, gütiger Geist.

Mir aber persönlich kam hier dreierlei zustatten. Einmal gab mir das Haus Treutlein, in das ich aufgenommen, ein gewisses Relief. Der Professor Peter Treutlein, der ein durch seine geballte Wissenschaftlichkeit gefürchtetes Lehrbuch der Mathematik für die Oberklassen geschrieben, dessen Interessen aber weit über sein Fach hinausgingen, sah sich seine jungen Leute an, ehe er sie als Pensionäre, deren er immer genug bekommen konnte, bei sich aufnahm. Er nahm nur Söhne aus guten Familien, junge Leute, die ihm wohl der Ordnung und straffen Zucht, aber nicht als Halbverlorene tyrannischer, moralischer Aufsicht zu bedürfen schienen. Er hielt auf gute Manieren, auf Ordnung und auf den notwendigen Fleiß für die Schule in seinem Haus. Darüber hinaus aber gewährte er gern mancherlei Freiheiten, die der Jugend wohltun, und die später den gefährlichen Übergang zum Studententum nicht zu einer so plötzlichen und schroffen Umstellung von der Zuchthausarbeit zur zügellosen Freiheit werden lassen. Das Lehrerkollegium des Karlsruher Gymnasiums behandelte zwar einen Zögling des Hauses Treutlein nicht anders als seine anderen Mitschüler; aber es war doch im stillen davon überzeugt, daß der Geist des Hauses, aus dem dieser Schüler kam und in das er nach dem Unterricht wieder zurückkehrte, die Schule in

ruhiger und vornehmer Weise unterstützte, und daß aus dem Pensionat in der Bismarckstraße zwar nicht immer große Talente für alte Sprachen oder Mathematik, wohl aber gut erzogene junge Leute kamen, die schon durch die Rivalität der Zöglinge des Hauses untereinander nie ganz in Fleiß und Aufmerksamkeit versagen würden. Daß aber ein paar besonders Begabte, die vorher an anderer Stelle versagt hatten, in diesem Hause gute Schüler und tüchtige Menschen geworden waren, das war im Lehrerkollegium bekannt; und diese Tatsache war durchaus geeignet, für den Neuling, der aus diesem Hause kam, freundliche Vorurteile zu erwecken. War dies alles schon ein sehr großer, nicht zu unterschätzender Vorteil, so kam der zweite hinzu. Ich hatte die ersehnte Gelegenheit, mich neuen Menschen gegenüber neu zu bewähren, ohne das Auge des Argwohns auf all meinem Tun ruhen zu fühlen. Der dritte Vorteil aber war der: es wurde hier in Sekunda und Prima, von Neigung und Vorliebe des Direktors, der als Übersetzer des Sophokles nicht minder bekannt war denn als hervorragender Schulmann, nicht unbeeinflußt ein ganz besonderer Wert gelegt auf den deutschen Aufsatz und auf gute Übersetzung aus fremden Sprachen. Während umgekehrt die Übersetzung aus dem Deutschen ins Griechische oder Lateinische sowie die Büffelei grammatischer Regeln lange nicht die unsinnige Rolle spielten wie in Frankfurt, wo uns der Erzschikaneur sogar „jonische" Extemporalien schreiben ließ. Da diese Einstellung aber gerade meinen Neigungen und Fähigkeiten entgegenkam, so fühlte ich mich rasch durch ein gutes Mitkommen in der Klasse heimisch und durch kleine Erfolge in Aufsatz und Übersetzung gehoben. Der bittere Ekel vor der Schule,

der mir in Frankfurt zuletzt, ohne daß ich mir damals darüber klar war, den Hals vor jeder Antwort zugeschnürt und gewiß auch einen für die Lehrer schwer erträglichen Trotz zur Folge gehabt, verschwand gänzlich. Die alte, nur für ein Weilchen zurückgedrängte Fröhlichkeit meiner Natur brach wieder kräftig durch. Es gab Unterrichtsstunden, so der Sophokles bei Wendt, so der Geschichtsunterricht bei dem eleganten Dr. Kilian, der sich später der Bühne widmete und als beachteter Dramaturg gestorben ist, auf die ich mich ehrlich freute.

Daß dabei auch ein paar weniger geeignete Männer als Magister mit unterliefen, gab dem Humor, der Freude an der Beobachtung und der Neigung zur heimlichen Karikatur kleiner Menschlichkeiten angenehm zu tun, ohne daß das allzu Menschliche dieser Machthaber sich in wüsten Schikanen auslebte. Selbst die Mathematik hatte ein wenig ihre Schrekken für mich verloren. Ich hatte die diplomatische Klugheit besessen, als beim Eintritt ins Karlsruher Gymnasium die Frage an mich herantrat, in welche der beiden Klassen, die nebeneinander her liefen, nur von verschiedenen Lehrern unterrichtet wurden, ich eintreten wolle, freimütig um diejenige Klasse zu bitten, in der unser Professor, „der Peter", wie ihn die Pensionäre unter sich fröhlich und doch ohne Respektlosigkeit nannten, n i c h t unterrichtete. Und als ich die erstaunte Frage des Professors vernahm: „Ja, aber warum denn?" hatte ich mutig gesagt: „Weil ich ein schlechter Mathematiker bin, Herr Professor. Und wenn Sie sich in der Klasse über mich von zehn bis elf haben ärgern müssen, macht uns doch beiden das Wiedersehen bei Tisch um ein Uhr keine Freude."

So trat ich in die Klasse, in der der Peter n i c h t unterrich-

tete, wohl aber mein rasch gewonnener Freund in Schule und Leben, Ludwig Bassermann-Jordan, der später im Krieg gleich zu Anfang geblieben ist, schon als guter Schüler saß. Hier gab den mathematischen Unterricht der Professor Rebmann, der später, Schulrat geworden, dann zur Politik abgeschwenkt, als Führer der Deutschen Volkspartei in Baden eine beträchtliche Rolle gespielt hat. Er hatte als Lehrer Geduld mit mir und meinem Untalent für seine Wissenschaft. Daß mir aber später im Abiturientenexamen die Mathematik die gute Gesamtnote nicht verdarb, das war doch — heute sei es ehrlich eingestanden — auch dem Umstand zuzuschreiben, daß ich zwei von den fünf Aufgaben der Examensarbeit mit meinen damals noch sehr guten Augen meinem Freund und Nachbar — wir saßen zu je zweien auf einer Bank — Hans Freiherrn von Wangenheim, nicht ohne Grund seiner besseren Einsicht vertrauend, glatt abschrieb. Der ist bis zu seinem Tode — er starb nach achthundertein Gefechten, die er als Oberstleutnant und Regimentskommandeur hinter sich hatte, an einer Vergiftung — einer meiner besten Freunde geblieben, obschon es ihn immer ein wenig wurmte, daß ich in der Mathematik eine bessere Note auf dem Abgangszeugnis bekommen hatte als er, der tatsächlich viel mehr in diesem Fach konnte und wußte. Und das ging allerdings nicht mit rechten Dingen, sondern so zu: Die fünf uns gestellten Aufgaben waren ein bißchen viel für die genau zugemessene Zeit. Das hatte ich gleich erkannt, als sie diktiert wurden. Während Wangenheim nun mit aller Gewissenhaftigkeit die beiden ersten Aufgaben, die besonders schwierig waren, mühsam löste, erledigte ich einstweilen aus eigener Kraft die dritte und vierte Aufgabe, die

wesentlich leichter waren; schrieb dann die beiden ersten von dem freundschaftlich sein Heft Hinschiebenden ab. Während er dann noch mit der vierten beschäftigt war, machte ich bereits den Ansatz zur fünften und letzten Aufgabe und schrieb dann, da das Zeichen zum Schluß gegeben wurde, einfach und großartig darunter: „Tempus me deficit.“ Daß ich in Wahrheit die Ausrechnung mittels der mir immer schleierhaft gebliebenen Logarithmen gar nicht hätte leisten können, behielt ich natürlich schön für mich. So hatte ich vier Aufgaben gelöst dastehen und von der fünften den Ansatz richtig. Während der Freund, dem ich die Lösung der zwei schwersten Aufgaben heimlich verdankte, nur drei und ein halbe Aufgabe — allerdings richtig und korrekt — gelöst hatte. Daher meine bessere Note und — hinc illae lacrimae! Immer aber, wenn wir uns später sahen, neckte ich den Freund mit meiner „im Examen sichtbar zutage getretenen mathematischen Überlegenheit“. Und wir sahen uns häufig. Denn als ich Student war, besuchte er mich gern in Heidelberg. Und wenn er in Darmstadt als Artillerieleutnant ein Rennen ritt und sich wieder ein silbernes Zigarettenetui oder einen Pokal zu seinem bemerkenswerten Silberschatz holte, war ich ermunternd auf dem Sattelplatz. Sein militärischer Aufstieg war der eines Mannes, der mit Leib und Seele Offizier ist. Er hat mit nur ganz kleinem Zuschuß als junger Offizier ohne Schulden gelebt, hat Rennen geritten, und mit seinem und meinem Freunde, dem Edlen von der Planitz — der später als Adjutant des Kronprinzen in Danzig in oft nicht leichter Position Ausgezeichnetes geleistet hat, und im Krieg als Regimentskommandeur bei Arras, das Medaillonbild seiner Frau von einer Granate ins Herz getrieben, gefallen ist — in

Darmstadt zu den vom Großherzog protegierten Offizieren gehört. Hat dann auf dem Vormarsch 1914 als Regimentskommandant die Türme von Paris gesehen und mit seinem Regiment den ihm nie verständlichen Rückzug gedeckt. Schließlich ist er — unwürdiges Schicksal für einen der tüchtigsten Offiziere der Armee — an einer Konservenvergiftung in Hannover im Lazarett gestorben. Als er mich kurz zuvor in Berlin noch besuchte, war er mit der Zusammenstellung eines neuen Regiments beschäftigt. Nur zwei kurze Abendstunden in einem Restaurant in der Dorotheenstraße saßen und aßen wir das letztemal zusammen. Alle Jugenderinnerungen flammten fröhlich auf. Er wußte sogar noch eine Menge Verse auswendig, die ich ihm — zu Lob und Preis hübscher badischer Mädchen, die wir beide kannten — in das Heft seiner Cicero-Präparationen geschrieben. Und wir lachten herzlich in der Erinnerung daran, wie er vor vielen Jahren, seinen Besuch in Heidelberg länger als beabsichtigt ausdehnend, schließlich in meiner Wäsche und meinen Zivilkleidern spazierenging und beinahe auf der Hauptstraße eine Kontrahage bekommen hatte, weil er den zeremoniellen Gruß von Couleurstudenten, die er natürlich gar nicht kannte, harmlos hinbummelnd nicht erwiderte. Als wir damals in der Dorotheenstraße die Sektkelche zum letztenmal aneinanderklingen ließen, war er durchaus zuversichtlich. So ist er auch gestorben. Er war einer der besten, ehrlichsten und tüchtigsten Menschen, die ich je gekannt. Ein Edelmann im besten Sinne.

Ich habe später sein Andenken geehrt, indem ich dem toten Freunde einen Band meiner Verse widmete. Mehr hat unsereiner nicht zu geben.

Eine Zeitlang war mein Banknachbar in Prima „der Taffy".

„Der Taffy" wurde er kurz und gut von seinen Freunden genannt. Ein nicht großer, grundgescheiter, stets zu allerlei Ulk aufgelegter hübscher Kerl mit einer vergnügten spitzen Nase in einem etwas englischen Sportgesicht. Er sprach auch Englisch und Französisch so fließend wie Deutsch, weil zu Hause diese Sprachen in der Familie gesprochen und geübt wurden. Sein Vater war der Großherzoglich Badische Oberschloßhauptmann von Bohlen-Halbach, dessen dritter Sohn „Taffy" eigentlich Gustav hieß und später, als er das Fräulein Berta Krupp beim Ritt durch die römische Campagna betreut und dann in Essen geheiratet hatte, vom Kaiser den Namen Krupp von Bohlen erhielt.

Der Taffy und ich wurden schließlich getrennt, weil wir uns zu gut vertrugen, das heißt ein bißchen zuviel in den Unterrichtsstunden vergnügte Privatgespräche führten. Besonders lebhaft in der französischen Stunde, die ein braver, aber etwas hilfloser Mann mit einer Don-Quichote-Figur uns gab. Im Französischen kam ich gerade so anständig mit; der Taffy aber sprach die Sprache Racines wie seine eigene, und wenn er zur Konversation vom Professor St. aufgerufen wurde, so überschüttete er sofort diesen Unglücklichen, dem schon selber bei diesem Aufruf nicht wohl war, mit einem wahren Wortschwall schönklingender geläufiger Phrasen, so daß der ungelenke dürre Professor bald die beiden Hände beschwörend erhob und stotterte: „Also — also, nicht so rasch, Bohlen! Ne parlez pas si vite! Ihre Kommilitonen verstehen Sie ja sonst nicht!" Die Wahrheit aber war, daß der Professor, der seine Gram-

matik sicher gut im Kopf hatte und wohl auch einmal ein paar Wochen in Paris gewesen war, selbst nicht all das verstand, mit dem er von dem in Ton und Miene völlig den Ernst des Schülers wahrenden verschmitzten Taffy, wie ein Pudel vom Platzregen, begossen wurde.

Bohlens Vater, dessen Posten am Hofe wohl mehr ehrenvoll als anstrengend war, hatte einen reizenden Sommersitz, nicht weit von Karlsruhe, in Ober-Grombach. Der Taffy, wie auch seine zahlreichen Brüder, durfte sich gelegentlich einen Freund über Sonntag mitbringen; und so hab' ich, der ich sonst nur im Winter in den Lahnbergen auf den Jagden meines Schwagers zum Schießen kam, stolz und vergnügt auf den Stoppelfeldern von Grombach meine ersten Rebhühner schießen dürfen. Zwei Stunden später saßen wir dann, sehr gesittet Konversation machend, in dem schönen geschnitzten Eßzimmer des Schlößchens auf hohen würdigen Stühlen bei der Abendmahlzeit und lauschten, wie Herr von Bohlen, der Vater, sehr interessant von Holland und Indien erzählte. Durch meine sehr dünnen Sommerhosen aber drückte sich das Johanniterwappen, das — ich weiß nicht mehr, ob gepreßt oder gestickt — die Sitze der Stühle zierte, so daß ich nachher beim Entkleiden und Schlafengehen ganz wie die Pagen des Mittelalters im Herzen die Treu' und — woanders das Wappen trug.

Auch diese Jugendfreundschaft hat sich erhalten. Und als der Taffy später zur Diplomatie abgeschwenkt ist und über Peking — mit dem aus Frankfurt stammenden deutschen Gesandten von Mumm, dem Nachfolger des ermordeten Herrn von Kettler — und Rom, wo er Attaché der deutschen Botschaft beim Vatikan war, als Frau Krupp ihrer hübschen

Tochter Rom zeigte, „auf dem Hügel" über Essen in glücklicher Ehe gelandet war, habe ich noch mehrfach als sein Gast in kleinem Freundeskreis alte Schul- und Jugenderinnerungen erneuern dürfen. Zwei bis drei Tage blieb dann dort die kleine Korona zusammen. Am Morgen wurden wir durch die Wunderwelt der Kruppschen Werke von kundigen Führern geleitet. Der Abend gehörte der alten Schulzeit, der sorglosen Jugend, die in den guten Gedächtnissen der trinkfesten Offiziere und Akademiker wieder auferstand.

Bei diesen Gelegenheiten des Wiedersehens auf dem gastlichen Hügel ergab es sich auch zu unserer Freude, daß aus all denen, die damals in Sekunda und Prima besonders freundschaftlich zusammenhielten, im Leben etwas geworden ist. Der Krieg hat die erste schmerzliche Lücke in dieses kleine Häuflein der Getreuen gerissen, die durch die Schule zur Freundschaft geführt wurden und durch die Freundschaft der Schule verbunden blieben. Der behagliche Major von Engel, der sehnige Husarenoberstleutnant Edler von der Planitz (ein Vetter des früher erwähnten Adjutanten des Kronprinzen, der bei Arras fiel) und der famose Feldartillerieoberstleutnant Freiherr von Wangenheim sind, Sieg erhoffend, für Kaiser und Reich ausgezogen und in die nie geahnte Republik nicht mehr zurückgekehrt.

*

In Karlsruhe war nachmittags kein Schulunterricht. So gehörten die Nachmittage uns; denn mit häuslichen Aufgaben wurde man nicht allzusehr belastet. Niemals so wie in Frankfurt, wo der Sadist R. in der ersten Homerstunde hundert Verse für den nächsten Tag zu präparieren aufgab, so daß

selbst begabteste und fleißigste Schüler Entschuldigungszettel ihrer Eltern am nächsten Tage mitbrachten. Der Professor hielt darauf, daß bei jedem Wetter spazierengelaufen wurde nach dem Mittagessen bis zum Kaffee. Das war sehr verständig. In fröhlichen Grüppchen zog man los. Und wenn auch der Spaziergang manchmal, namentlich in den ersten Tagen des Monats, nur bis zur Konditorei Lieb oder Fell in der Kaiserstraße ging, meistens lockte doch der Hardtwald, und man kam erfrischt und mit gutem Appetit zurück.

Das Haus Treutlein war aber für uns heranwachsende Jünglinge ganz besonders zur Bildung und Erziehung geeignet. Nicht nur, weil wir in dem Peter das Vorbild eisernen Fleißes, strengster Pflichttreue und vielseitiger Interessen sahen (er interessierte sich besonders für afrikanische Fragen und arbeitete abends spät noch privatim über den Reiseentdeckungen Wismanns, Emin Paschas und Casatis), sondern weil auch der weibliche Einschlag nicht fehlte und eine famose Vizemutter und zwei heranwachsende Töchter uns zu kleinen Galanterien erzogen und auf den Ton unserer Unterhaltungen wie auf die Wahl unserer Vergnügungen starken und günstigen Einfluß hatten. Fast jeden Sonnabend wurde nach dem Abendessen von flinken jungen Händen der lange Eßtisch beiseitegerückt und wacker getanzt. Oft kamen dann außer den hübschen und vergnügten Freundinnen der Töchter auch die dunkeläugigen Nichten der Frau Professorin aus Heidelberg herüber. Dann wurde auch tapfer musiziert und im Chor gesungen. Auch kleine Theaterstücke wurden aufgeführt, und meine alte Liebe zum Theaterspielen durfte aufflammen. Ich habe sogar, kurz nach einem Haase-Gastspiel am Hoftheater, auf dem impro-

visierten Bühnchen in der Bismarckstraße versucht, dem großen „Mauernweiler“ [1] den alten Marquis von Rocheferrier in der „Partie Piquet“ nachzuspielen und sogar sein ewiges Gehüstel in dieser Rolle zu kopieren. — Als ich viele Jahre später dem alten Friedrich Haase das mal in Berlin erzählte (er hatte längst sein „wirklich allerletztes Abschiedsgastspiel“ absolviert), da sagte er mit der großen Liebenswürdigkeit, die ihn auszeichnete: „Ich bin überzeugt, Sie haben es damals ausgezeichnet gemacht. Aber meinen Husten des Marquis werden Sie kaum getroffen haben. Der war nämlich echt — ich war schrecklich erkältet, als ich damals in Karlsruhe auftrat, und habe deshalb das Programm geändert. Ich sollte eigentlich den Königsleutnant spielen, bat aber um die Einakter, da ich als alter Marquis doch soviel husten konnte wie ich wollte und als Königsleutnant nicht.“

Die Seele dieses Hauses, in dem man sich für Kunst und Literatur aufs regste interessierte und für alles Neue, was wertvoll schien, leidenschaftlich eintrat, war die damals erst vierzigjährige Frau Professorin. Das Heidelberger Mädel, die Tochter aus dem vielbesuchten, seinen schönen schattigen Garten damals noch tief an den Neckar herunterziehenden Gasthof Zum Schiff in Neuenheim, hatte sich in den Studenten der Mathematik Peter Treutlein verliebt und ist ihm in glücklichster Ehe verbunden geblieben. Er — klug, korrekt, ein bißchen nüchtern wie sein Fach, manchmal kurz angebunden, aber immer gerecht und innerlich voll Noblesse. Sie — beweglich,

[1] Dies war Friedrich Haases Spitzname, weil immer bei seinen Gastspielen eine erste Reklamenotiz versandt wurde, die begann: „Friedrich Haase weilt in unsern Mauern . . .“

tausendfach interessiert, manchmal derb in der Rede das Volkstümliche suchend, aber immer gütig und von echter Mütterlichkeit zu ihren neun Buben, den eigenen, der damals erst fünf Jahre und ein pausbäckiger, über sein Alter hinaus gescheiter, netter Bengel war, mitgerechnet. Sie erzählte scharmant. Philosophierte gern bei Tisch ein bißchen ins Blaue hinein; so daß der Professor manchmal, den Absturz ihres allzu kühn fliegenden Gedankenschiffleins befürchtend, dazwischenrief: „Ha, geh, Babett, das verstehscht net — gib mal das Gemüs rauf!“ ... Aber sie blieb auch da, wo sie allzu verwegen ihre Folgerungen zog und sich verwirrte, eine grundgescheite Frau, deren Irrtum anregender war als anderer Damen langweilige, ewig korrekte Bildung. Sie trat mit heißem Interesse für Ibsen ein, der damals viel umstritten wurde. Sie interessierte sich — vielleicht mehr aus Freude an dem weiblichen Geschlecht des Autors — für die Romane der Carmen Silva. War mit der amüsanten Hermine Villinger, der Ebner-Eschenbach Badens — einem echten Erzählertalent von liebenswürdiger Eigenart — herzlich befreundet; ließ kaum einen wertvollen Vortrag aus und verfolgte die damals neu erscheinende „Freie Bühne“ Brahms. Auch hatte sie in der Medizin und in den Fragen des Rechtes und der Politik ihre eigenartigen, oft dem Herkömmlichen trotzig entgegenarbeitenden Ansichten, die sie tapfer vertrat. In den Unterhaltungen bei Tisch und auch bei ihren stets willkommenen Besuchen auf den Zimmern der Pensionäre nahm sie, nicht ohne heimlichen Humor, ihre Vizesöhne durchaus für „voll“ und hatte eine vorbildliche Art, zugleich Vertraute der kleinen Nöte des einzelnen zu bleiben und sich in Respekt zu setzen. Es war und ist — ich habe das zu meiner

Freude im Vorjahr der längst verwitweten, geistig frisch gebliebenen Greisin noch einmal sagen dürfen, als eine stattliche Anzahl ihrer Vizesöhne sich zum Fest ihres achtzigsten Geburtstages um sie versammelt hatte — eine der originellsten und liebenswürdigsten Frauen, die ich kannte und kenne. Sie hat eine Reihe von wilden und eigenartigen jungen Leuten in der gefährlichsten Entwicklung sanft, doch nachdrücklich beeinflußt und ist wahrlich nicht ohne Verdienst daran, daß aus den meisten der leichtherzigen Burschen etwas Ordentliches und Brauchbares geworden ist.

Mir persönlich hat sie besondere Güte und Geduld bewiesen, als ich als Primaner fast zwei Monate mit geschientem Bein im Bett liegen mußte und der Schonung und Pflege, oft auch als Ungeduldiger des Trostes bedurfte. Drei der Pensionäre, darunter auch ich, haben zweimal die Woche auf gemieteten Gäulen ein paar Stunden geritten. Auf dem Exerzierplatz haben wir unsere kleinen Privatrennen veranstaltet. Und ich wundere mich heute noch, daß alles so glatt dabei gegangen ist. Da tauchte eines Tages der Gedanke auf, eine größere Landpartie mit jungen Damen zu machen. Ein Gesellschaftswagen sollte von meinem Freund Robert, der sich dieser Kunst vermaß, kutschiert werden. Darin sollten die jungen Damen unter dem Protektorat der Professorin und die Nichtreiter unter den Vizesöhnen ihren Platz finden. Drei Reiter — darunter ich auf einem Schimmel, den ich schon oft geritten — sollten den Wagen zu Pferd begleiten. Ein Picknick irgendwo im Walde sollte den fröhlichen Ausflug krönen. Alles ging ganz gut. Wir Reiter machten uns den Spaß, dem Wagen vorauszugalloppieren und in den Dörfern mit wichtigem Ernst die erstaunliche

Kunde zu verbreiten: Seine Königliche Hoheit der Großherzog käme mit dem Herzog von York (wieso wir gerade auf diesen Namen kamen, weiß ich nicht mehr), der „selber kutschiere", dicht hinter uns auf der Landstraße. Einige Dörfler fielen auch auf die aufregende Sache herein und begrüßten den Wagen voll Mädels und Primanern mit erstaunlichen Ehrenbezeigungen; schauten aber dann, die Mützen in der Hand, dem Wagen doch etwas verwundert nach, da sie wohl den „Herzog von York" — als welcher Freund Robert sehr höflich die Peitsche grüßend an den Strohhut führte — „erkannt" hatten, aber den Vollbart des guten Großherzogs und das wohlbekannte Kapotthütchen der Großherzogin Luise in der Schar dieser gedrängten, vergnügten Menschen nicht zu entdecken vermochten ... Dann kam aber — ziemlich unerwartet nach einer Wegbiegung — im Wald eine kleine, wenig breite Holzbrücke. Der gute Robbi hatte, Galantuomo, der er war, einem neben ihm sitzenden Mädel gerade die Zügel anvertraut und unterhielt sich lebhaft nach hinten in den Wagen. Ausgerechnet auf dem schmalen Brückchen, das kein Geländer hatte, rutschte ein Vorderrad ab. Der Wagen kam ins Schwanken. Geschrei der aufspringenden Insassen. Die unruhig gewordenen Pferde scheuten und stiegen. Und als wir drei Reiter, durch den Lärm hinter uns erschreckt, uns im Sattel nach dem Wagen umdrehten, sahen wir das schief und schiefer liegende Gefährt gerade mit seiner ganzen Menschenfracht, die Pferde nachziehend, in die zum Glück sehr geringe Tiefe stürzen, das heißt in den gluckfenden Waldbach plumpfen. Knackendes Holz, sprühendes Wasser — Geschrei, Verwirrung. Aber es zeigte sich bald, daß niemand verletzt und die meisten nur patschnaß waren. Wir Reiter sprangen sofort

ab, halfen der Frau Professor, die schalt und lachte zugleich, aufs Trockene und den nach überwundenem Schreck ob des Abenteuers sehr vergnügten Mädels aus dem Wasser. Dann schirrten wir die Wagenpferde, die sich wunderlicherweise auch nichts gebrochen hatten, von der zersplitterten Deichsel. Dabei liefen uns natürlich die hohen Stiefel voll Wasser. Und als ich, der ich noch das frischeste Pferd hatte, dazu bestimmt wurde, ins nächste Dorf zu reiten und einen Leiterwagen zu requirieren, war das mit meinen nassen Hosen und wassergefüllten Stiefeln just kein besonders angenehmer Ritt. Aber ich war mir der wichtigen Mission bewußt, und es ging anfangs recht gut. Ich machte mit einiger Dringlichkeit den zunächst nichts begreifenden alten Schultheiß des nächsten Dorfes mobil und bekam nach manchem Hin- und Herreden richtig einen Leiterwagen mit einem Knecht, den das Abenteuer maßlos interessierte und der immerzu von „Leichen" phantasierte, die er durchaus dort holen wollte. Ich ließ ihn mit seinen Leichenphantasien hinter mir seine Rösser im Trab halten und machte mich im Galopp auf den Rückweg zu der naß im Moose sitzenden Gesellschaft. Schon konnte ich durch Baumstämme die farbigen Sommerkleider der Mädels sehen, hörte schon das Gelächter der längst wieder Vergnügten, da stolperte mein nun auch ausgepumptes Pferd mit den Vorderhufen über eine Baumwurzel und stürzte. Ich aber bekam im Fallen den vom Wasser schweren Reitstiefel nicht mehr rechtzeitig aus dem Bügel. So fiel der Gaul seitlich auf meinen rechten Oberschenkel. Und als ich im Angesicht der mir zu Hilfe eilenden Freunde schon selber wieder auf den Beinen war — das unverletzte Pferd stand zitternd und schnaubend auch schon wieder zwischen den Stämmen —,

hatte ich zuerst das befriedigte Empfinden, alles ist gut gegangen. Als ich dann aber wieder aufsitzen und das rechte Bein über den Sattel werfen wollte, spürte ich einen abscheulich stechenden Schmerz, als ob scharfe Messer mir wuchtig in den Oberschenkel drängen. Ich schrie unwillkürlich auf und wurde fast ohnmächtig. Man fing mich auf, labte mich mit Kognak; dann wurde ich in den Leiterwagen gehoben und nach Hause gefahren, wo der rasch gerufene Arzt konstatierte, daß der Schenkel zwar nicht gebrochen, aber ein Muskel stark gezerrt sei. Bloß ein Muskel —! Das schien zunächst erfreulich; erwies sich dann aber als eine recht schmerzhafte und fatal langwierige Sache. Ich mußte, gewickelt und geschient, fest im Bette liegen, war ganz auf die Pflege meiner gutwilligen Umgebung angewiesen. In dieser den ruhigen Gang des großen Haushaltes gewiß übel erschwerenden Angelegenheit hat sich die gute Frau Professor immer gleich freundlich und immer gleich hilfsbereit bewährt. Und heute, da die Schmerzen und Unbequemlichkeiten durch die merkwürdig siebende Art des menschlichen Gedächtnisses fast vergessen sind, weiß ich nur noch so viel Gutes, Freundschaftliches, Liebenswürdiges aus dieser Periode, daß ich diese acht Wochen horizontaler Leidenszeit in meinem Leben nicht missen möchte. Diese acht Wochen, in denen ich so viel las, zu dem ich sonst nie gekommen wäre; in denen meine Vizebrüder, jeder auf seine Art, darauf sannen, mir den Verlust der schönen Sommertage, die nur ein wenig zu meinen Fenstern hereinguckten, erträglich zu machen; in denen junge Mädels, die Haustöchter und manchmal auch Freundinnen von ihnen, mir Blumen und kleine Aufmerksamkeiten brachten; die acht Wochen, in denen mein Bein in Schienen lag,

aber mein Herz sehr heftig arbeitete, und die Hand oft nicht schnell genug war, um in kritzelnder Bleistiftschrift die mir von der Mutter immer wieder neu geschickten schönen Lederbücher mit Versen, Versen, Versen zu füllen.

Eine reichere lyrische Ernte habe ich in meinem Leben nie mehr gehabt. Und war auch viel Unbedeutendes darunter, viel nur aus der Freude an der Leichtigkeit des gefundenen Rhythmus und Reimes Hingeworfenes — einiges davon ist d o c h später, behutsam gesichtet, überarbeitet und gefeilt, in meine Bücher übergegangen. Und ich erinnere mich nicht ohne lächelnde Wehmut, daß der Prinz Emil zu Schönaich-Carolath mir viele Jahre später, als ich auf seinem schönen stillen Schloß in den Marschen sein Gast war, unter den drei Gedichten, die er — einer der feinsten Lyriker, die wir besessen und verloren haben — als die ihm liebsten nannte, z w e i bezeichnete, die — lang, lang war's her — der in Schienen liegende Achtzehnjährige auf eine, ach so frische und gesunde Sechzehnjährige gedichtet hatte ...

*

Dem Dichter Heinrich Vierordt habe ich eines Tages einfach meinen Besuch gemacht, ohne dazu aufgefordert zu sein. Ich hatte Balladen von ihm gelesen, die ich famos fand. Fühlte seine Verehrung für Platen aus seinem Schaffen, die ich mit ihm teilte; und hatte gehört, daß er ein etwas eigenbrötlerischer, aber liebenswürdiger Junggeselle sei. Ich fand vor der herrlichen Büste des Antinous zwischen vielen Erinnerungen aus Italien und Griechenland einen in seiner schwarzen Kleidung ein wenig an einen katholischen Priester erinnernden Poeten

sitzen, der so ziemlich dem entsprach, was ich mir damals unter einem Dichter, wie er sein sollte, vorstellte. Ein Mann in den besten Jahren, glatt rasiert, mit dem Profil eines römischen Cäsaren, weit gereist, viel belesen, sicher in den Formen, keinem Brotberuf untertan und sichtlich — ohne jede Protzerei, ja eher zur Bedürfnislosigkeit geneigt — in den unbewegten guten Verhältnissen eines Sohnes aus bester Familie. Er nahm mich sehr gütig auf, ließ sich von meinen Liebhabereien, auch von meinen heimlichen poetischen Arbeiten berichten. Erzählte in seiner gewählten, famos pointierten Weise Reiseerlebnisse ernster und humoristischer Art. Er wußte als intimer Freund der Familie Freiligrath und des Kerner-Hauses in Weinsberg ebenso wie als Wanderer durch Italien und genauer Kenner der schönen Heimat der Troubadours Interessantes zu berichten, ließ mich aus seinen Erinnerungen Intimes aus dem Leben Scheffels hören, der damals noch — zwei Jahre nach seinem Tode — so eine Art Nationalheiliger oder Staatsheros des badischen Landes war und dessen würdiges Denkmal auf dem Kunstschulplatz vorbereitet wurde. Die Glücksumstände hatten diesen feinsinnigen Balladendichter, der, aus einer Offizierfamilie stammend, ganz und allein den Künsten zugewendet war, in einer Weise ausgestattet, daß es ihm als einem der wenigen Glücklichen gestattet war, unabhängig von dem Gedanken an Broterwerb, nur seinen Schönheitsdurst in den Ländern der Antike und der Romantik stillend, ein in edlem Sinne freies Leben zu führen. Als er im Alter den großen Zusammenbruch des Vaterlandes miterleben mußte und selbst schon in den Jahren wohlverdienter Ruhe schwer davon betroffen wurde, hat sich der Verwöhnte in Vornehmheit auf die ein-

fachen Verhältnisse eingestellt, ohne etwas von seiner Schönheitsfreude und seinen Idealen preiszugeben.

Aus dieser ersten flüchtigen Berührung des Primaners mit dem Balladendichter ist allmählich, als der Unterschied der Jahre keine Rolle mehr spielte, eine Freundschaft geworden, die heute noch Bestand hat.

*

Das Abiturium, das mir der Frankfurter Prophet nie zugetraut, war eine ganz glatte Sache.

Die Abschiedsrede für die von der Schule scheidenden Primaner zu halten, wurde ich bestimmt. Man gab mir ein patriotisches Thema, das ich mit einem Aufwand von schönem Pathos, das meinen Jahren lag und der Feierlichkeit der Stunde entsprach, erledigte. Ich hatte aber bei der Arbeit das Gefühl, daß das Ganze unbedingt in ein paar schwungvollen Versen ausklingen müßte. Und da ich diese passenden Verse, so eifrig ich auch suchte, nirgends fand, schrieb ich sie mir schließlich einfach selber. Sechzehn Zeilen waren es. Und ich hatte die Keckheit, zu diesem poetischen Schluß überzuleiten mit den Worten: „... und so erfüllte sich denn an unserem geliebten Vaterlande, was der Dichter so stark und schön in den Versen vorhergesagt hat..." Und dann kamen meine eigenen „starken und schönen" Verse.

Ich mußte das Manuskript dieser Rede erst einreichen. Es wurde anstandslos genehmigt. Ich sprach dann in überfüllter Aula die Rede ziemlich unabhängig von den vor mir liegenden Blättern und schmetterte am Schluß mit Kraft und Feuer meine Verse in den Saal. Die Rede wurde beifällig auf-

genommen, und ich hörte von Kommilitonen und deren Verwandten Erfreuliches darüber.

Abends aber in der Bismarckstraße gab es zu Ehren der beiden Abiturienten, Ludwig Bassermann und ich, eine fröhliche Bowle. Ehe ein Tänzchen das kleine Fest beschloß, nahm mich der Professor beiseite, schob, was als besondere Auszeichnung galt, leicht seinen Arm in den meinen und sagte: „Also, Rudolf, du hascht heut ganz gut g'sproche. Aber eins möcht' ich halt noch wisse —"

Ich ahnte schon Übles, fragte aber heuchlerisch: „Bitte, Herr Professor?"

„Ja, also, du hascht da am Schluß ein paar Verse zitiert — von wem sind denn die?"

„Das wissen Sie nicht, Herr Professor?" tat ich erstaunt.

„Ha, nein —," der Professor ärgerte sich ein wenig, „— i bin Mathematiker, i brauch das nit zu wisse."

„Natürlich nicht, Herr Professor," lenkte ich scheinheilig ein, „aber Ihre Herren Kollegen, die den deutschen Unterricht geben, die haben es natürlich gewußt."

„Also —" einige Verlegenheit ließ des Professors sonst so flüssige Rede stocken, „— also, — ganz ehrlich — ha, nit wahr, man kann nit alles wisse — die Herre ware selbst nit ganz einig, von wem. Der eine hat g'meint Platen. Und der Herr Professor — aber es isch ja egal, wer's war —, der hat wieder g'sagt: Rückert."

„Nein," sagte ich bedauernd, „von Platen sind die Verse nicht, auch nicht von Rückert."

„Na also!" der Peter wurde ungeduldig. „Na also, von wem hascht se denn herg'holt?!"

Ich bemühte mich, alle meine verfügbare Bescheidenheit in meine Worte zu legen, während ich mich innerlich kugelte vor Vergnügen: „Ich hoffe, die von Ihren Herren Kollegen Verdächtigten werden sich nicht gekränkt im Grabe herumdrehen, Herr Professor: aber — die Verse waren von mir."

Statt aller Antwort an meine Adresse ließ der Professor plötzlich meinen Arm los und rief lachend zur Professorin hinüber: „Ha, Babett! Was hab' i dir g'sagt?! Der freche Bub hat wahrhaftig die Herre all' zum Beschte g'habt — die Verse sind richtig von ihm selber g'macht!"

Das war an unvergeßlich schönem Sommerabend mein Abschied von Karlsruhe. Von der Stadt, der ich vieles und Gutes verdanke, und die im Baedeker meines Herzens drei wohlverdiente dicke Sterne hat.

*

Der Übergang vom Abschied an der Schule bis zur Immatrikulation ist vielleicht für das Empfinden eines jungen Menschen, für seinen Stolz und sein Selbstbewußtsein die köstlichste Zeit. Man glaubt, das Schlimmste hinter sich zu haben, sieht keine Fußangeln und keine Hindernisse mehr und dalbert vergnügt in die neue Freiheit hinein, deren Freuden man vielleicht ein wenig überschätzt, deren Gefahren man sicher noch nicht kennt.

Meine Mutter hatte mir, beglückt über Erfolg und Ausgang des Karlsruher Exils, eine Reise nach Italien spendiert. Ich machte mir damals einen großartigen Überschlag über

meine Finanzen. Nachdem ich das Rundreisebillett gekauft hatte — durch die Schweiz hin, über den Brenner zurück —, besaß ich noch dreihundertfünfzig Mark. Wenn ich jeden Tag zehn Mark, das waren etwa vierzehn Lire damals, ausgab — und das war für einen jungen Mann viel in dem angeblich so billigen Italien —, mußte ich genau einen Monat und fünf Tage auskommen. Die Rechnung hätte vielleicht gestimmt, aber — in Verona auf der herrlichen Piazza dei Signori traf ich einen älteren Frankfurter Bekannten, der seines Magens wegen, sagte er, nur Asti spumante trinken durfte. In Genua traf ich — was teurer war — eine mir bis dahin unbekannte Verkäuferin in einem Papiergeschäft, die wundervolle schwarze Augen hatte, etwas Deutsch radebrechte und mir an drei köstlichen Abenden, die sich bis zur Morgendämmerung ausdehnten, sehr ausgiebig „Genua zeigte". Darunter Stadtteile, die im Baedeker keinen Stern haben. Die Abende kosteten beträchtlich mehr als vierzehn Lire, aber das teure Mädchen hieß Antonietta — wie das Modell des Professors Hasselhorst in Frankfurt — und ich berauschte mich an diesem Namen. Und in Venedig sprach mich am ersten Abend eine dreckige alte Schlampe an in einem romantischen Gäßchen, das, wenn ich nicht irre, nicht weit hinter der Riva dei Chiavoni liegt, sehr lang und dunkel ist, auch glitschig durch weggeworfene Obstreste und abscheulich riecht wie die meisten romantischen Gäßchen in Venedig. Und die Alte, die ich kaum verstanden hätte, wenn sie ihre Vorderzähne noch besessen hätte, ergoß einen geflüsterten Redestrom über mich und reckte dazu ihre dürre Hand aus dem dreieckigen schwarzen Schal, um mit großer Geste steil in die Höhe eines der finsteren viel-

fenstrigen Häuser zu weisen. Oben aber guckte ein süßer, lächelnder rotblonder Wuschelkopf heraus — — und ich war zwanzig Jahre. Und die Zia (Tante) behauptete — das war das einzige, was ich verstand — der Wuschelkopf dort oben sei das uneheliche Kind eines römischen Kardinals und einer türkischen Mutter. Ich hatte noch nie Beziehungen zu Kardinälen gehabt... So ist das Mädelchen, das bald an meiner unverdorbenen Genußfähigkeit selbst wieder frischer und froher wurde und von meinen Huldigungen beglückt war, mit mir zum Lido gefahren, der damals noch eine wirklich gemütliche Badeinsel war, ohne die Riesenprotzenhotels; und wir haben singend und lachend wie die Verrückten Müschelchen gesammelt. Und die schönsten davon hat sie am anderen Morgen, wenn ich sie recht verstanden habe, handelte es sich um eine Art Gelübde, in der kleinen Kirche Maria dei Miracoli, nicht weit von San Giovanni e Paolo und dem Reiterstandbild des Colleoni, vor ein Muttergottesbild gelegt. Sie erwartete, wie sie mir gestand, bestimmt, daß am nächsten Tage Perlen in den Muscheln lägen. Wir haben dann auch nachgesehen, heimlich, während vorn eine stille Messe zelebriert wurde. In einer der Muscheln lag etwas Schnupftabak, wahrscheinlich vom Sakristan, in den anderen bloß Staub von den vielen welken Blumen aus den bunten Gläsern um die Madonna...

Und da wir keine Perlen fanden und mein Geld leider zur Neige ging, und die Zia mich offenbar für reicher gehalten hatte, als ich war, und gar nicht mehr sehr nett zu mir war, wenn ich die schrecklich schmutzige und vollgespuckte Stiege hinaufgeklettert kam, so packte ich seufzend im „Sundwirth" meine Siebensachen und fuhr über den Brenner heim.

Ich kam mit blutendem Herzen und fünfundsiebzig Pfennig in der Tasche bei Muttern an. In Treuchtlingen hatte ich zum letztenmal warm — zwei Würstchen mit Senf — gegessen. Aber mein Handköfferchen hatte ich voll Gedichte und Müschelchen. Wo die Muscheln hingekommen sind, weiß ich nicht. Die Gedichte habe ich alle nach und nach abgeschrieben, drei-, viermal überarbeitet und später, gleich als ich meinen Doktor gebaut hatte, mit anderen, die noch von der Genueser Antonietta handelten und nicht von Graziella, in einem Frankfurter Verlag als Buch herausgegeben. Honorar bekam ich zwar keines. Aber am „Reingewinn" des Buches war ich aussichtsvoll beteiligt. Dies Büchlein hat leider, um es gleich hier zu sagen, mir keinerlei Reingewinn gebracht, aber es hat ein wunderliches Erlebnis gehabt.

Als ich damals meine südlichen Erlebnisse poetisch ausarbeitete ...

Aber es reizt mich, eine ganz kleine Probe davon zu geben. Denn im Handel sind diese Gesänge längst nicht mehr zu haben. Also:

Lieblich erglitzert rauschend das Meer
Rings in beweglicher Brandung:
Gondoliere blicken umher
Spähend nach günstiger Landung;
Grüßenden Klanges die Luft durchdringt
Della Salute Maria;
Und die Kleine, sie küßt und singt
Leise ihr „Santa Lucia".

Aller Kummer und Herzenstand,
Heimatlich Trübes und Schweres,
Liegt begraben im tiefen Sand
Des Adriatischen Meeres.
Totes Herz in der Meeresruh,
Have anima pia!
Küsse, mein Kindchen, und singe dazu
Leise dein „Santa Lucia"!

Als — als ich damals meine südlichen Erlebnisse poetisch ausarbeitete, sehr stolz auf meine italienischen Kenntnisse, die ich im wesentlichen der Führung Antoniettas durch Genua und Graziellas durch Venedig verdankte, reimte ich — siehe das Pröbchen — immer italienische Brocken einstreuend, auf die verwegensten Wörter die Namen erlebter und ersonnener Freundinnen. Wobei es mir passierte, daß ich den Ausdruck für einen sonst in guten Kreisen wenig genannten — „geheimen Ort" im Hause für die Bezeichnung einer Gemäldegalerie hielt und in kühn gefundenem Reim behauptete, d o r t habe das Bild meiner Geliebten gehangen ...

Ich habe später den gottlob recht beträchtlichen Rest dieser ersten, höchst schrecklichen Buchausgabe persönlich wieder aufgekauft. In Frankfurt habe ich einen leidlich imitierten Perser malerisch über den Bücherhaufen in der Ecke meines Studierzimmers geworfen, und später in Berlin habe ich die Bücher in einer offenen Kiste in meinem Keller untergebracht. Die Tür des Kellers hatte einen schmalen Spalt am unteren Ende, vermutlich, um den Katzen den Verkehr zu erleichtern. Eines Tages war nun eine Überschwemmung in der Straße,

und der Portier, der in seinem Hauptberuf Schaffner bei der Straßenbahn war, stand plötzlich verstört in meinem Zimmer:

„Herr Doktor, aus Ihrem Keller schwimmen lauter B ü c h e r auf die Straße, und die Gassenjungen fischen sie auf und lesen sich daraus vor!"

Dieses war die erste öffentliche Vorlesung meiner Gedichte, sehr gegen meinen Willen und natürlich auch sofort von mir mit einigen Katzenköpfen zu schleunigstem Ende gebracht.

*

Warum ich gerade nach Freiburg im Breisgau ins erste Semester ging, ich weiß es, ehrlich gesagt, heute selbst nicht recht. Für Medizin hatte ich mich eine Zeitlang in Frankfurt, nicht unbeeinflußt von meines Schwagers Person und Wirksamkeit, lebhaft interessiert. Auf meinem Karlsruher Abschiedszeugnis stand: studiert Jura. Und Philosophie, Literatur und Kunstgeschichte wollte ich in Wirklichkeit studieren. Mit welchem Ende, zu welchem Zweck und Brotberuf, das war mir zunächst selbst nicht klar. Der Gedanke an die Dozentenlaufbahn kam mir erst später, erst in Heidelberg. Zunächst war mir der Begriff, die Universität beziehen, Student sein, wie wohl vielen Losgelassenen meines Alters wichtiger als alle Gedanken über die brotbringende Zukunft und den sinnreichen Abschluß dieses etwas ins Blaue hinein begonnenen Studiums. Und die Mutter drängte nicht und fragte nichts. Sie hatte nach dem Karlsruher Erfolg, der die Frankfurter Schulmisère abgeschlossen hatte, alles Vertrauen in ihren wiedergefundenen Sohn, der sich wie weiland der selige Baron

von Münchhausen selbst an seinem Schopf aus dem üblen Sümpfchen gezogen hatte. Er „studierte" eben jetzt. Wie lange —? Er würde schon ein Ende finden. Was —? Was er wollte. Wo —? Wo er sich wohlfühlte.

Wohlgefühlt aber hat er sich in Baden. Aus Baden wollte er nicht heraus. Heidelberg sollte im Sommer nicht umsonst locken. Für den Winter also nach Freiburg mit dem nahen Schwarzwald!

Daß meine Gelehrsamkeit in diesem ersten Freiburger Wintersemester sich wesentlich gemehrt hätte, könnte selbst ein gutgelaunter Gönner nicht behaupten. Ich belegte wohl ein Schiller-Kolleg und ein historisches, zwei germanistische Vorlesungen und vor allem Philosophie bei Aloys Riehl. Aber an dem Schiller-Kolleg war das Interessanteste ein Roman, den man sich von dem Professor selbst, der über Schillers stürmische Jugend sprach, flüsternd erzählte. Der ausgezeichnete Historiker aber, der später nach Amerika ging, begann — bei jedem dritten Wort merkwürdig mit der Stimme überschnappend und mit nervöser Armbewegung, an die man sich erst gewöhnen mußte, die ihm wichtig erschien und unterstreichend — seine Vorlesung, der ich zum erstenmal beiwohnte (es war nicht die erste des Semesters), mit den Worten: „Als der Degen des Korsen wie ein Schürhaken stochernd unter die brüchigen europäischen Throne fuhr"... Und bei dem ausgezeichneten Aloys Riehl, der so gut aussah auf dem Katheder und dessen helle Augen reinste Klarheit der Erkenntnis leuchteten, habe ich zunächst kein Wort verstanden. Oder doch — ja. Worte, Worte, Worte — hab' ich, wie Hamlet sie las, verstanden. Seine Redeweise war zu hoch für den blutigen Anfänger, zu

sehr gespickt mit dunklen Fachausdrücken und schwierigen Voraussetzungen.

Ärgerlich über mein mangelndes Verständnis kaufte ich mir wahllos — antiquarisch — philosophische Bücher. Las bald Kant, bald Thomas Aquinas. Setzte auf Humes „Traktat über die menschliche Natur" die „Theodizee" von Leibniz. Tröstete mich über jedes fehlende Verständnis für die mechanische Religionslehre des Ramonus Lullus durch Feuerbachs „Wesen des Christentums" und warf die spitzfindigen Beweise des Anselmus von Canterbury für die Frage: „Cur Deus homo" halbgelesen fort, um über Hegels Logik brütend zu verzweifeln. Kurz, ich befand mich, ohne den Doktor Faust besucht und statt seiner den Mephistopheles in des Doktors Mantel getroffen zu haben, annähernd in jenem Stadium des eifrigen Schülers, dem von all dem so dumm wird, als ging ihm ein Mühlrad im Kopf herum...

Dafür aber lag der Schnee weiß, glatt und hoch auf den ragenden Bergen des Schwarzwaldes. Mit rasch am Mittagstisch und im Kolleg gefundenen Freunden — von der Schulzeit her kannte ich nur zwei davon — lief ich auf den verschneiten Lorettoberg, ritt ich nach Sankt Ottilien, fuhr ich per Rad die Dreisam entlang, in der ich einmal — es war ziemlich zu Anfang des Semesters und der Glottertaler Wein hatte mir leider die Augen trübe und die Beine allzu beweglich gemacht — ein hundekaltes Sturzbad nahm, dessen Folgen ich auf Rat der Kameraden mit schrecklich viel Glühwein bekämpfen mußte. Die anderen tranken aus Edelmut und Freundschaft mit, während ich in Bergen von Decken, die meine gute Wirtin sorglich auf mich gehäuft hatte, und vom

zimtgewürzten Alkohol erhitzt, Bäche von Schweiß ausströmte, die mich retteten.

Auch Fahrunterricht habe ich in jener konfusen Zeit genommen und es so weit gebracht, daß ich einmal — ein einziges unvergeßliches Mal — vom hohen Bock aus zwei Stunden lang einen richtigen Viererzug, gottlob unter Assistenz meines Fahrlehrers, gen Güntherstal lenkte. Auf dem Rückweg schon — nach lustiger Labung mit Speis' und Trank — gab ich freiwillig die Zügel ab. Wir hatten übrigens vorsichtigerweise und für alle Fälle zwei Mediziner im letzten Semester als geladene Passagiere mitgenommen. Sie schwuren beim Aussteigen, nie mehr fürderhin mit mehr als zwei Pferden zu fahren.

All so was kostete schließlich Geld und Zeit und sah nach Betätigung aus. Aber nie vorher und nie nachher war weniger Zeit und Richtung in meinem Leben als damals, da ich in Freiburg die akademische Freiheit markierte, erschreckt von den Dunkelheiten der Philosophie, gelangweilt von den Pedanterien des literarhistorischen Seminars, gequält von den Zweifeln an meinem Talent, das mich immer zu Versen und Prosaentwürfen zwang, noch undisziplinierter im Weingenuß, unsicher von der Blödigkeit zur Keckheit schwankend in den Angelegenheiten der Sinne, die noch mit denen des Herzens verwechselt wurden, und beschämt von den eigenen töricht spinnenden Berichten, die ich der besorgten Mutter mit der schmutzigen Wäsche nach Hause schickte. Wie oft hab' ich, früh am Abend, meine Freunde abgeholt zu einer Partie Billard im Café Kopf, das ich nie gut spielte, oder zu billigem Landwein in einem Kneipchen nicht weit vom Brunnenstandbild des Franziskaners Bertold Schwarz, nur um nicht allein zu sein.

Mitten in jenes Semester fiel übrigens auch die düstere Schreckenskunde von dem blutigen Drama in Mayerling. Junge Herzen, die selbst von der neuen unbeherrschten Leidenschaft gepeitscht und hin und hergeworfen wurden, erlebten alle Möglichkeiten, alle Mythen und Einzelheiten dieses grauenhaften Dramas der Liebe und Zügellosigkeit ganz anders mit, als die im bürgerlichen Heim verankerten braven Leute, für deren rasch fertiges Urteil der verlebte österreichische Kronprinz bloß ein von irgendeinem — gleichviel, ob Gärtnerbursche oder Graf — mit Recht gezüchtigter Lüstling und die schöne Vetsera noch einfacher ein feines Fürstenliebchen war. Die Vetsera, — Bilder ihrer Lieblichkeit und Anmut erschienen damals in allen Blättern, hingen zwischen Frömmigkeit und Gelehrsamkeit in den Erkern der Buch- und Kunsthandlungen, nur die Frömmsten des frommen Freiburg machten eine Ausnahme, beherrschten Gespräche und Phantasien. Uns jungen Burschen erschien sie eine Märtyrerin der Leidenschaft, deren mythenumsponnener tragischer Tod unserer eigenen Herzen trübste Tiefen zum erstenmal gewaltig aufwühlte. Wir haben in dieser Stadt, deren Wahrzeichen ragende Kirchen der Franziskaner und Jesuiten sind, mit der zarten Person dieser Gemeuchelten und ihrem nie ganz geklärten Schicksal eine Art seltsamen, heidnischen Kult getrieben. Ein paar Wochen, ehe ich für ein schlichtes badisches Mädel das hübsche Goldrähmchen dringend brauchte, hing noch ihr reizendes Bild mit dem lächelnd gesenkten Köpfchen über meinem Bett in der Rheinstraße in Freiburg ... Als ich viel, viel später, von einer alten Erinnerung getrieben, in die Wiener Berge fuhr und in Mayerling an nüchternen Äckern vorbei den einsamen Weg

fand zu dem kleinen Gottesacker mit dem armseligen Grab an der Mauer, das die verfemte Mutter ihrer früh als Opfer gefallenen Tochter errichtete, habe ich noch einmal, frei von allen höfischen Rechtigstellungen und historischen Retuschen, das Bild dieses schönen adeligen Mädchens so gesehen, wie es über dem Bett des jungen Studenten den letzten Blick des Einschlafenden lächelnd erwiderte. Das Opfer eines Frühlingssturmes. Ein Weib von unsagbarer Lieblichkeit, ein heimliches Weh um den feingeschnittenen Mund und um die herrliche Haarkrone einen leisen, lichten Schein, der alle Verzeihung in sich schloß.

So war mein Freiburger Semester erfüllt von mancherlei Zweifeln, Grübeleien und düsteren Stimmungen, wie sie meiner späteren hellen, von Liedern durchklungenen Zeit, gottlob, fast ganz gefehlt haben. Und manchmal, wenn ich oben von der famosen kleinen Weinwirtschaft auf halber Höhe des rebenumsponnenen Schloßberges, dem „Dattler", kam, dessen offener kupfergoldener Markgräfler Wein, genossen beim herrlichsten Ausblick über die liebliche Stadt, den Aufstieg reichlich lohnte, bin ich für ein Viertelstündchen ins kühle dämmerige Münster getreten. Hab' mich still auf eine der harten Bänke gesetzt, weit von dem leeren erzbischöflichen Thron, und hab' mir über das kurze Leben, das bisher hinter mir lag, und über das Ewige, zu dem ich, hin und hergeworfen von all den halbverdauten philosophischen Giften, den Glaubensschlüssel nicht finden oder nicht gebrauchen konnte, düstere Gedanken gemacht. Und wunderlicherweise haben diese Gedanken immer genau da eingesetzt, wo mir als Knabe die ersten bitteren Zweifel aufgestiegen waren. Zweifel, die mich kurz vor meiner

Konfirmation bei einem guten alten, dem Becher nicht abgeneigten Pfarrer, der allsonntäglich richtige Tränen über seine eigenen Predigten weinte, beinahe zu der Bitte gebracht hätten, von meiner Einsegnung abzusehen. Von der Bestätigung in einem Glauben, der mir voll unlöslicher Widersprüche schien. Diese bösen Widersprüche aber, das weiß ich noch ganz genau, meldeten sich zum erstenmal, herb und herrisch, als — in Quarta oder Untertertia — auf die Religionsstunde die Naturgeschichte folgte. Unser Religionslehrer, der klein, langhaarig und mit blondem Bart selbst ein wenig wie ein Apostel aussah, verbreitete sich mit Vorliebe über die unendliche Güte Gottes und seine Allmacht. Die folgende Naturgeschichtsstunde aber gab uns ein lieber echter Lehrer. Professor Noll hieß er, und seine gütige Art, die Knaben zu nehmen, ihre Fragen zu beantworten und ihre tastende Neugier für die tausend Wunder in der tier- und pflanzenwirkenden Natur zu interessieren, wird all seinen Schülern wie mir unvergessen geblieben sein. Er lehrte, wie der Maulwurf sich seine Vorratskammer für den Winter listig einrichtet, indem er Würmer und Käfer zusammensucht und die schwächeren Opfer seiner Gier halbtotbeißt, so daß ihnen die Lust und Möglichkeit vergeht, zu fliehen, daß sie aber unter Qualen noch weiterleben. In dem rasch und empört schlagenden Kinderherzen stieg damals zuerst der Zweifel auf an des Religionslehrers salbungsvollen Reden von der Allgüte über den Wolken, der die Allmacht über die erschaffene Erde gegeben ist. Und der Knabe dachte sich: wenn ein Schöpfer so etwas schaffen und anordnen kann, den Maulwurf, der die wehrlosen, kleineren Tiere quält und martert zu seiner Lust und Nahrung, so kann

der solches Duldende nicht gütig sein. Und wenn der Teufel — über dessen Existenz oder Nichtexistenz sich der Religionslehrer nicht aussprach, an den ich aber lange geglaubt habe und der mir oft allein die letzte Möglichkeit an die Hand gab, Gottes „Güte" zu retten — wenn der Teufel der Erfinder solch höllischer Marterkammer unter der Erde war, wo blieb dann der Allmächtige, der Allgütige, der seine Allmacht braucht, um dieser Niedertracht, dieser Grausamkeit ein Ende zu machen? ... Dem jungen Studenten, der unter den farbigen Fenstern des Münsters zu Freiburg saß, ist dann wieder der blutdürstige Maulwurf seiner Quintanerzeit durchs Gehirn gekrochen, und alle doctores illuminati und ecclesiastici, die sich, wie er gelesen, in der Scholastik und später bemühten, haben ihm nicht klar zu machen vermocht, warum eine allgütige Allmacht nicht Ordnung schaffen kann auf der Erde und unter der Erde, bei den Maulwürfen und bei den nicht besseren Menschen. Warum der Schrei der gequälten Kreatur den göttlichen Helfer nicht findet; und warum erst ein Reiner und Unschuldiger am Kreuz rostige Nägel durch Hände und Füße geschlagen bekommt und einen Essigschwamm gestoßen in das von Todespein verzerrte Gesicht, wenn der Allmächtige den Sündern verzeihen will.

So habe ich mich mit ernsten Problemen zäh und tapfer herumgeschlagen. Ganz für mich allein und ungestützt von Priestern, die ich nicht hörte, und von Philosophen, die ich nicht verstand. Wie ich überhaupt die Frömmigkeit, welche Richtung sie auch nimmt, durchaus für eine Tugend der Einsamkeit halte. Eine gefüllte Kirche — gleichviel, ob es in Frankfurt die nüchterne Langeweile der Nikolaikirche der Protestanten

oder in Rom die unsagbare Herrlichkeit der Peterskirche war — hat mich nie gestimmt. Schon weil ich die Geruchsnerven nicht ausschalten kann. Eine nur von wenigen Menschen besuchte, stille oder ganz leere Kirche, die mich allein ließ mit dem Lichtspiel ihrer bunten Fenster, mit ihren blumenbesteckten Bildern und dem Gedanken an den Glauben, der an hohen Festen diesen Raum zu füllen vermag, hat mich oft tief ergriffen, zu Gutem geweckt und ewigen Fragen in Andacht zugeführt. Ich begriff damals und immer den Alten Fritzen, der — gleichviel, ob in Wahrheit oder nur in stilechten Anekdoten — nach Beendigung des Siebenjährigen Krieges in der Schloßkirche das Tedeum von Graun befahl, um dann, ganz allein, ohne jede Begleitung vom Hof, zu erscheinen und dem Lobgesang zu lauschen, das alternde Haupt in die Hand gestützt, um zu weinen.

*

... Freilich, galt es einen Spaß, blitzte die Möglichkeit auf, einen gutmütigen Schabernack in unseren Kreisen zu spielen oder eine kleine Teufelei auszuhecken, so war ich mit ganzer, von allen düsteren Gedanken rasch befreiter Seele dabei. Und was später vielleicht zur Lust, fröhlich zu fabulieren, sich reinigend verdichtete, habe ich in meinen problematischen Studententagen in manchem braven und üblen Stück, bald derber, bald zarter, als eifriger Akteur gespielt. Von allerlei närrischen Reformideen angefangen — so suchten wir einmal auf einer Tanzgesellschaft den roten Frack einzuführen und standen nachher erschreckt über die eigene Kühnheit in unseren noch unbezahlten roten Fräcken an der Wand herum, während die Schwarzbefrackten tanzten — bis zu den kleinen Ränkespielen,

die — wenn ich sie heute rückschauend betrachte — des novellistischen Einschlages nicht entbehrten. Und von denen ich eines als Pröbchen hier erzählen will.

Unter meinen Studienfreunden war einer — nennen wir ihn Heinrich, er hieß anders — der noch wesentlich größere Neigung als ich damals zeigte, gelegentlich dumme Streiche zu machen. Er wohnte nicht weit von mir nach dem Bahnhof zu, studierte angeblich Jura und Kameralia, war selten in der Universität, aber schon in höheren Semestern und hatte als Sohn einer kinderreichen Beamtenfamilie einen nicht sehr erfreulichen Wechsel. Jede Woche schrieb einmal sein Vater und einmal seine Mutter an ihn, daß er sich mit dem Studium beeilen müsse, weil die Verhältnisse es nicht gestatteten, ihn weiter auf der Universität zu belassen. Von dieser Eile, die ihm angeraten wurde, merkte man wenig. Er hatte eine ganz nette Bude gefunden mit eigenem Eingang vom Flur bei einer jungen Witwe, die nur wenig älter war als er. Es war eine zur Fülle neigende Brünette, die stets entweder einen Putzlappen oder eine Handarbeit zwischen den Fingern hatte, gesprächig, neugierig, fanatisch sauber und zum Gesang von Volksliedern geneigt war.

Ob sie sich wirklich in Heinrich, der weder schön noch besonders gewandt in der Konversation war, sterblich verliebt hatte, oder ob sie eben nur unbedingt wieder heiraten wollte, mag dahingestellt sein. Jedenfalls blieb er ihr die Miete schuldig, und sie mahnte nicht. Er fühlte sich verpflichtet, und sie fragte ihn um Rat in tausend Dingen, von denen er nichts verstand. Dies tat sie mit Vorliebe abends, wenn die Lampe brannte. Und als er sich einmal erkältet hatte, machte sie ihm

Prießnitzumschläge; und als sein Geburtstag war, buk sie einen Napfkuchen und spendierte einen köstlichen Bohnenkaffee und einen grauenhaft süßen Schnaps. Im Januar, als Frau Lizzi ihm sein Zimmer mollig heizte, während wir anderen alle in unseren Buden froren wie die jungen Hunde, verdichtete sich in Heinrich das Gefühl der Verpflichtung zur Dankbarkeit und die Dankbarkeit zur Zuneigung. Im Februar verlobte er sich feierlich mit Frau Lizzi — oder besser: Frau Lizzi verlobte sich mit ihm. Im März sagte er mir, daß sie keinen angenehmen Hautgeruch habe und gräßlich eifersüchtig sei.

Anfang April sprach er davon, das langweilige Studium an den Nagel zu hängen, Frau Lizzi möglichst bald zu heiraten und die Wohnung im ersten Stock dazu zu nehmen und mit ihr vom Vermieten der überflüssigen Zimmer an Studenten zu leben. Natürlich an Studenten, die besser zahlten als er. Nebenbei wollte er dann dichten, malen und musizieren; denn in allen diesen Künsten verübte er einiges.

Ich aber hatte ihn gern. Obschon ich ihn für einen Waschlappen hielt und weder von seiner Dichtung noch von seiner Malerei besonders entzückt war.

Und weil ich ihn gern hatte, kaufte ich Mitte April ein Päckchen Haarnadeln, imitiert Schildpatt. Zelluloid. Ein Dutzend mußte ich nehmen, einzelne gab man nicht ab.

Neun von den zwölfen warf ich sofort in die Toilette. Die restlichen drei steckte ich zu mir, als ich früh am Morgen kurz vor acht Uhr Freund Heinrich zum Kolleg abholte. Sein Zimmerchen hatte, wie schon erwähnt, einen separaten Eingang von der Treppe, so daß ich Frau Lizzi nicht zu inkommodieren brauchte.

Heinrich saß blaß und hohläugig auf dem zerwühlten Bett und zog gerade stöhnend seinen rechten Stiefel an, was keine angenehme Sache war, da er an diesem Fuße beträchtliche Hühneraugen hatte.

„Ich war heute nacht eingeladen," sagte er. „Eingeladen — von den Rhenanen — und bin leider — leider — wie es scheint, arg angeödet nach Hause gekommen."

Ich wußte von diesem Fest. Auch von Heinrichs später Heimkehr wußte ich; denn er hatte mir noch einige harte Gegenstände an die Fenster geworfen, es war halb drei Uhr. Und gerade diese seine späte Heimkehr sollte mir helfen.

„Und jetzt hab' ich einen Brummschädel," seufzte Heinrich und suchte seine Kollegmappe an allerlei merkwürdigen Plätzen, an denen sonst wohl selten eine Kollegmappe gesucht wird.

Ich benutzte die Gelegenheit, da er gerade unter den Kleiderschrank leuchtete, bückte ich mich rasch zu dem noch mit tierischer Wärme gesättigten Bett, hob die Federdecke und schob zwei meiner sorglich mitgebrachten Haarnadeln — Schildpattimitation, Zelluloid — unter die Decke. Die dritte Haarnadel steckte ich rasch in die offenstehende Schublade des Nachtschränkchens.

„Sie hat mich nicht nach Hause kommen hören, die gute Lizzi," sagte er triumphierend, als wir unten vor dem Hause im Regen standen.

„Das ist gut," nickte ich.

„Wieso — gut?" — und fortfahrend, „ach so, ja, natürlich ... Weißt du, sie hat es nicht gern, wenn ich abends allein ausgehe ..."

Ich aber dachte an die drei Haarnadeln — Schildpattimitation.

Meine Berechnung ging so glatt auf an jenem Vormittag wie der Beweis für den Pythagoreischen Lehrsatz und glatter als manch andere Berechnung in meinem späteren Leben.

Kurz nach zwölf Uhr — ich versuchte mich gerade in meinem Kollegheft zurechtzufinden — erschien Heinrich bei mir. Sehr plötzlich, ohne anzuklopfen und sichtlich erregt. Sein linkes Auge war dick und rot, und er sah auch sonst nicht gut aus.

„Ich hab' mich an meinem Schrank gestoßen," sagte er.

Mir schien, der Schrank hatte fünf Finger.

Er trug seine beiden Handkoffer, die aber unverschlossen klafften und nur mit Riemen, sehr eilig, schien es, umschnürt waren, in den Händen.

„Ich habe mich entlobt," erklärte er. „Lizzi behauptet, drei Beweise meiner Untreue gefunden zu haben. Und als ich mich verteidigen wollte, denn ich war doch heute nacht — nur betrunken und nicht verliebt — da —"

„Da hast du dich am Schrank gestoßen," half ich aus.

„Ja. Übrigens, sag' mal, könntest du dir vorstellen — ich meine — daß einer so betrunken ist, daß er einen anderen — oder nein — daß er, sagen wir — eine Frau — — nun sagen wir, daß er sie einlädt, ihn zu begleiten — auf der Straße oder so — und daß er in seiner Betrunkenheit gar nicht merkt, ob — oder daß — ich meine ..."

„Ich habe gehört, daß so was vorkommt," sagte ich scheinheilig.

„Hm. Dann hätte sie am Ende doch ... Denn schließlich — sie lügt nicht. Und siehst du — die drei — dir kann ich's

ja sagen — die drei Haarnadeln habe ich selbst gesehen — auf ihrer Handfläche — einen Augenblick nur. Drei ganz hübsche Haarnadeln. Ich hielt sie für Schildpatt ... Aber Lizzi sagte: So eine trägt doch kein Schildpatt! Ganz gemeine Imitation sei es! Zelluloid!"

Das war — so listig und verschlagen es sich zunächst auch ansieht — vielleicht meine beste Tat in Freiburg.

... Das erste Semester neigte sich zu seinem Ende. Als ich heimfuhr und Heidelberg, das im Sommer die Stätte meiner Wirksamkeit werden sollte, aus dem Fenster sah, dachte ich bei mir: lieber Gott, wenn nicht mehr Ordnung kommt in meinen Studienplan, kann ich hundert Semester studieren! Oder ich sattle um und werde doch noch Jurist.

Hinter Bensheim aber hatte ich schon ein paar hoffnungsvolle Verse gemacht, die sich mit meiner Zuversicht in betreff des Studiums in Heidelberg befaßten.

*

Nach Heidelberg ins Sommersemester zog ich mit zwei Frankfurtern. Mit Gustav O., der sein Jahr bei den Marburger Jägern schon abgedient hatte, und Robert W., der schon in Karlsruhe mein Vizebruder und Zimmernachbar im Hause Trentlein gewesen, ein Jahr früher, als ich das Abiturium gemacht hatte und mit dem Band einer Berliner Landsmannschaft, die später Korps wurde, geschmückt, in den Heidelberger Sommer kam. Mein Freund Gustav ist heute Syndikus einer großen Gesellschaft in Südwestafrika; während Robert, zum Staatsanwalt im Kaiserreich gestiegen, jetzt in der Republik einen hohen Staatsposten bekleidet.

Damals beschäftigten wir uns durchaus nicht mit Politik oder mit Afrika. Es sei denn, daß wir uns mal über eine Rede Eugen Richters heftig entrüsteten oder auf ausgehängten Karten die Erfolge des kriegerischen Reichskommissars Wißmann im deutschen Gebiet Ostafrikas verfolgten.

Wir bewohnten in der sanft am Berg aufsteigenden Geisbergstraße drei ineinandergehende behagliche Zimmer, die wir — feierlich im Frack vor brennenden Lichtern sitzend — untereinander verlost hatten. Gustav bekam auf diese Weise das erste, gleich an der Flurtür, gegenüber einem stillen Ort, der nach unserer Wirtin rühmender Aussage eine in Heidelberg damals noch seltene „Wasserkunscht" hatte. Mein Mittelzimmer besaß den Vorzug eines kleinen Balkons mit Eisengeländer nach der Straße, auf dem sich einige vertrocknete Geranien langweilten. Und Roberts etwas dunkles, nach dem Berg zu gelegenes Zimmer hatte als Schmuck und Anhängsel ein Glashaus, will sagen, eine Art bescheidenen Wintergarten, in dem so manche würzige Bowle von uns gebraut und konsumiert wurde. Niemals ohne Gesang, oft mit geladenen Freunden. Wie die Nachbarschaft über diese u n s jedenfalls erfreuenden musikalischen Produktionen dachte, bleibe dahingestellt. Ein kleines Erlebnis ist vielleicht bezeichnend dafür. Eines Abends, da wir uns gerade wieder anschickten, dem schönen Lied „Alt-Heidelberg du feine..." den Rundgesang vom „Herrn von Rodenstein" folgen zu lassen, schellte es an unserer abgeschlossenen kleinen Wohnung. Wir ließen es eine Weile schellen und knobelten — wie stets in solchen Fällen — aus, wer den weiten Weg zur Korridortür machen müsse, um zu öffnen. Der von den Gewinnern dazu verurteilte Gustav

Bad Ems a. d. Lahn in den 80er Jahren

Rechts an die Lahn gerückt das Kurhaus, dahinter auf der rechten Lahnseite das Hotel „Vier Türme", dem gegenüber das „Haus Karlsbad" liegt

verhandelte, wie wir Zurückgebliebenen staunend hörten, draußen höflich mit einer Frauenstimme, dann öffnete er großartig die Tür zum Glashaus und ließ ein strammes, rotbackiges Dienstmädel vom Lande ein. Diese unerwartete Jungfrau machte uns dann halb beschämt, halb belustigt, eine dringende Bestellung, die im schönsten badischen Dialekt also lautete: „Ha also, die Frau Privatdozent S., die wo nebenan wohnt, läßt die Herre recht schön grüße und bestelle — ei, sie wär' halt dankbar, wann die Herre nit gar so viel *singe* däte, weil's der Frau Privatdozent gar nit so recht extra ischt, weil daß sie hent nacht ein Kindle kriegt. 's hat scho angefange!"

Darauf wünschten wir der Frau Privatdozent das Beste, kniffen jeder dem dafür nicht unempfänglichen Mädel in die Wange, spendierten ihr ein Lachsbrötchen und entließen sie. Als die Gute feixend gegangen war, rieben wir auf geflüstertes Kommando einen stillen Salamander auf das Wohl des zu erwartenden neuen Erdenbürgers. Gesungen wurde an diesem Abend nicht mehr im Glashaus. Aber am nächsten Morgen gingen wir in ein Blumengeschäft auf der Hauptstraße, kauften ein schönes großes Bukett, wie man es im Sommer in Heidelberg bekommt, und sandten diese sinnige Blumenspende durch das Luisle, eine der mit Anmut nicht zu heftig gesegneten Töchter unserer Wirtin, der Frau Privatdozent mit einem Kärtchen, das unsere drei Namen trug und darüber die Worte: „Die drei pflichtschuldigst stumm gewordenen Sänger aus dem Glashaus wünschen dem neuen Weltbürger, zu dessen Ankunft sie herzlich gratulieren, eine ebenso kräftige, aber eine schönere Stimme als die, deren sich die gehorsamst Endunterzeichneten rühmen dürfen." —

Da die beiden anderen, Gustav und Robert, dem dunklen Tag des Examens schon näher waren, so riß mich ihr Fleiß bis zu einem gewissen Grade mit. Aber meine Bestrebungen wurden hier auch besser unterstützt als in Freiburg. Ich belegte Vorlesungen über geschichtliche und kunstgeschichtliche Themen. Hörte Braune, Schelhäuser und von Duhn; während der Professor von R. M., der mich in der Badewanne empfangen hatte, sein Kolleg über Schopenhauer — wie jedes Semester — überhaupt nicht las.

Rasch und heftig begeisterte ich mich bald für die klare und schöne Art Kuno Fischers, vergangene Zeiten und vergangene Lehren vor den Herzen der Jugend leuchtend und lebendig wieder erstehen zu lassen. Im Freiburger Kolleg hatte ich zunächst nicht den zehnten Teil begriffen. Doch Kuno Fischer ist dem Aufmerksamen, selbst in der schwierigsten Materie, nie unklar geblieben.

Wenn die Aufgabe des Philosophen darin besteht: um eigene neue Ideen den Weisheitsschatz zu bereichern, neue verblüffende Probleme zu ersinnen, gleichviel, ob sie der Kritik standhalten, und ein Leben lang zur Verteidigung des mühselig gebauten und gekitteten Systems auf Ritterwache zu ziehen, so hat Kuno Fischer kein Anrecht darauf, in die erste Reihe zu treten. Wenn aber der Philosoph eine Mittlerrolle spielen darf zwischen allen großen, von anderen gedachten und oft in Wort und Werk kaum bewältigten Gedanken und einer lebendigen Welt; wenn es ein Verdienst ist, die längst wieder von Unkraut und Rankenwerk überwucherten Wege einsamer Höhenwanderer gangbar gemacht zu haben für ehrlich sich mühende Schwindelfreie und als ein nie den Weg ver-

fehlender Führer der Jugend den von den Kühnsten unter den Toten erstiegenen Ausblick über die eisigen Gipfel, weit über die Lande bis zu den letzten, den Menschensinnen gezogenen Grenzen geöffnet zu haben — ja, dann ist Kuno Fischer wohl einer der ersten Deutschen gewesen, wenn nicht der bedeutendste Lehrer der Philosophie seit der Neuerrichtung des Reiches.

Nicht mit starrem Trotz hat er den Wahrheitsuchenden ein selbstgefundenes eigenes System hingehalten und die Zögernden zum Schwur gezwungen: „Glaubt!" Er hat jedes System von Wert als ein Kleinod behandelt, das die wunderbare Fassung seiner durchdachten, formvollendeten Rede verdiente; hat jedem echten Denker das Recht gelassen, zunächst ungestört von kritischen Bedenken, den Tempel seiner Lehre vor den Schauenden von einem nachschaffenden, jeden Stil aufs feinste nachempfindenden Meister noch einmal aufgebaut zu sehen. Und erst, wenn der Bau in klaren und sicheren Linien, allen meßbar, wie ein tadelloses Modell vor unseren geistigen Augen stand, trat der nachschaffende Künstler zurück, deutete auf diesen Pfeiler, auf jenen Gebälkträger und kritisierte: „Sehen Sie dort den Bruch — gewahren Sie dort den Riß — erspähen Sie jene Schwäche des Unterbaus, durch die das Ganze stürzen muß — betrachten Sie jene kokette Verzierung, die eine späte Altersarbeit verrät." ... Das aber ist die einzige Art, die Jugend zu belehren, ohne sie verworren zu machen; die einzige Art, den Toten gerecht zu werden und den Lebenden den Respekt vor der Arbeit vergangener Jahrhunderte zu wahren. Ein begabter Tertianer kann heute schon in Platons Ideenlehre das Konstruierte, das Lebensferne und Unmögliche aufdeuten. Er ist eben im Elternhause — und sei es noch so

einfach — ist in der Schule und auf der Straße ein Kind der Zeit, die nicht nur den Naturkräften so viele ihrer Wunder und Geheimnisse abgekämpft und abgelistet hat, sondern die auch gesättigt ist mit dem vorgedachten Gedanken erlesener Geister, die längst die so schöne, aber primitive Philosophie der Hellenen überwunden haben. Es gilt also gerade in den begabten jungen Seelen mit der Kunst des Kenntnisreichen, der mit den Mitteln der Vergangenheit und auf dem Hintergrund der Vergangenheit aufbaut, den Respekt vor dem einst Geleisteten, auch vor dem schönen Irrtum wieder zu errichten. Das war die Größe Kuno Fischers. In den „Wanderjahren" hat Goethe erklärt, nichts Schrecklicheres zu kennen, als einen Lehrer, der nicht m e h r weiß, als die Schüler allenfalls wissen sollen. Wer andere belehren will, kann wohl oft das Beste verschweigen, was er weiß; aber er darf nicht halbwissend sein.

Dieser geborene Redner und Lehrer, der unabhängig von jedem Heft oder Zettel in vorbildlich kristallklaren Sätzen sprach, gab nie alles was er wußte; gab stets nur das Wesentliche, nur die große, den Stil bestimmende Linie. Deshalb verwischten sich die Konturen nie, deshalb störte Zierat und Beiwerk nicht die Erkenntnis des Gewollten. Er zeigte, selbst wenn er über die nüchternsten Probleme sprach, schaffende Künstler am Werk. Er machte den Aufbau jedes Systems zu einem Erlebnis und ließ die Hörer unter dem Zwang eines fremden Lebensganges, einer verrauschten Kampfepoche noch einmal mitempfinden, was für andere längst registrierter und katalogisierter Museumswert war. Dieser Vorzug des großen Lehrers ist dem Philosophen oft von seinen vielleicht im Eigenbau überragenden Gegnern als Fehler gebucht worden. Mit

Recht? Ist es für junge Leute, die vor ein paar Monaten oder vor zwei Jahren noch über die „Schuld der Jungfrau von Orleans" denken mußten, wie ihr Ordinarius in Prima, wirklich so schlimm, wenn sie — ohne Kritik und Skepsis — einmal acht Wochen so gedacht haben wie Baco von Verulam? wenn sie einmal mit Hobbes aus dem Naturzustand sich zur wechselseitigen Rechtsübertragung und zur absoluten Staatsgewalt bekehrt haben? wenn sie ein halbes Semester lang mit Leibniz das Lebensprinzip in der ursprünglichen und unzerstörbaren Monade gefunden glauben? Ich kann den Schaden nicht einsehen.

Schiller schreibt einmal in einem Brief an Lotte: „Um Interesse an den Dingen zu schöpfen, muß man das Herz dazu mitbringen." Fischer ist oft als kaltherziger Gelehrter gescholten worden, als eitler Egoist. Es ist wahr, er hat den einzelnen durch Wohlwollen nicht erdrückt. Aber er empfand dieses Kopf an Kopf gedrängte, von Jugend, Lernbegier, Wissensdurst erfüllte Auditorium als einen einzigen belebten und beseelten Organismus; d e n hat er geliebt. An dessen Bewunderung hat er sich immer wieder aufgerichtet. Für den hat er unermüdlich gearbeitet. In sein Auditorium brachte er das Herz mit, das er dem einzelnen freilich nicht zum Spielen gab. Diesen komplizierten Organismus, von dem und für den er lebte, hat er auch geachtet. Soigniert im Ausdruck wie in der Kleidung, gemessen in der Bewegung, vornehm in der Wahrung der Form, verkehrte er mit diesem hundertköpfigen Organismus wie ein Mentor und Freund. Der einzelne galt ihm nicht allzuviel. Seine Zeit, seine Arbeit gehörte allen. So füllte diesen Aristokraten des Geistes, der sich so gerne

„Exzellenz" nennen hörte, der einen ungenügenden Gruß überhaupt nicht erwiderte, der kurz und kühl den Abstand wahrte zwischen sich und der unwissenschaftlichen Menge, der demokratische Gedanke: daß er zu allen gehöre und alle zu ihm. Im Auditorium.

Man hörte oft: er war ein Komödiant. Ach ja, die Kleinen sehen immer das Kleine. Er hielt auf Form. Er hätte sich in der Rede einen schlecht konstruierten Satz so wenig verziehen wie in Gesellschaft schmutzige Manschetten. Er dachte zuweilen an *sich*, wenn er von bedeutenden Menschen sprach. Sein seltsam breiter, sauber rasierter Kopf nahm eine feierliche Miene an, wenn er sagte: „Es ist eine Unsitte, sich die Geschlechtshaare im Gesichte stehen zu lassen. Bedeutende Menschen haben fast niemals Bärte getragen." Man vergesse nicht: Schopenhauer hat zu seiner ganzen wundervollen Lehre vom Genie fast ausschließlich sich selber Modell gesessen. Ist sie dadurch schlechter geworden? Und war es eine so verwerfliche Eitelkeit, daß der berühmteste Hochschullehrer Badens, zu dessen Hörsaal Studierende aller Fakultäten sich drängten, sich nicht von jedem Schwätzer mit Fragen langweilen ließ und die Zudringlichen recht unhöflich abfahren lassen konnte? Schroff in seinem Urteil — das Wort vom groben Bierdichter Scheffel ist wohl in der Zeit, da sein Denkmal auf der Schloßterrasse enthüllt wurde, gesprochen worden — hat er manchen Schwärmer, manchen allzu Zarten verletzt; und eine gewisse Unduldsamkeit gegen lebende Andersdenkende konnte oft wie ein Rätsel erscheinen im Hinblick auf die liebevolle Schilderung des längst überholten, zerstörten Lebenswerks der Toten. Aber man vergesse nicht, daß der

durch Jahrzehnte sich immer verstärkende Beifall einer widerspruchslos hingerissenen Jugend, die scheue Bewunderung einer Stadtbevölkerung, die ihre sorgsam zu hütende Attraktion in dem berühmten Lehrer sah, und die einzigartige Machtstellung an der Universität (so durfte kein ordentlicher Professor für neuere deutsche Literatur bestellt werden, weil der Philosoph — Faust, Schiller und Lessing las!) in ihm ein gewisses Unfehlbarkeitsgefühl ausbilden mußte, das an dem Starrsinn fortschreitenden Alters noch besonderen Rückhalt bekam.

Wir aber, die ihn gehört und von ihm gelernt haben, werden ihn oft, oft noch vor den Blicken unserer Erinnerung auf dem Katheder sehen, die hellen Augen unter der von sprödem weißem Haar gesäumten hohen Stirne blitzend, die vom Schlägerhieb um ein Teilchen ihres Flügels gebrachte Nase den breiten schmallippigen Mund überschattend, die gepflegten Greisenfinger, mit den schmalen silbergefaßten Brillantringen daran, spielend mit dem kleinen Schlüsselchen, das ihm zum Vortrag unentbehrlich zu sein schien. Und er wird uns in einer an Worten reichen, an Rednern so armen Zeit erscheinen als das Vorbild eines Lehrers von Gottes Gnaden, der in glänzender, jedem Gedanken gehorchender Rede das Geschenk des Lessingschen Himmelsvaters unserer Jugend austeilte: den Trieb zur Wahrheit.

Was mir aus jenen unvergeßlichen Stunden im Heidelberger Auditorium, in dem großen lichten Saal linker Hand im Parterre zurückgeblieben, ist ein Respekt vor geistiger Arbeit, eine Sehnsucht nach Klarheit des Ausdrucks und des Gedankens, eine Bewunderung für die Form, die auch das

Schwierige, Spröde, Kantige gefällig zu adeln vermag. Und eine unauslöschliche Dankbarkeit für tiefwirkende Anregungen weit über Hörsaal, Studium und Jugend hinaus.

*

Der „Kuno" — anders und umständlicher wurde er nirgends genannt, wenn er nicht dabei war — der Kuno war in Heidelberg wohl jahrzehntelang die populärste Figur. Da kam die zwerghaft kleine Veilchenfrau, die allen Hochzeitsreisenden am Heidelberger Bahnhof mit gutmütigem Zuspruch die Groschensträußchen verkaufte, nicht dagegen auf; nicht der berühmte Dienstmann Muck oder der beliebte Pankarzt Keller, oder der kleine verwachsene Zeitungsverkäufer mit der Silbermähne, der allabendlich des Dr. Siegl „Bayrisches Vaterland" — das Preußen unter „Ausland" behandelte — an die Stammtische der Studenten trug. Die Heidelberger Philister wußten, daß weit über das Neckartal und über Deutschland hinaus der „Kuno" die Zelebrität war, dessen Ruhm und Namen unmittelbar mit Heidelberg verbunden blieb. Im Jubiläumsjahr war er zu seinem Ärger nicht Prorektor geworden — statt seiner der elegante, weißbärtige Pandekten-Becker — aber er hatte zum kleinen Trost dafür vom Großherzog den Titel eines Wirklichen Geheimen Rates mit dem Prädikat Exzellenz erhalten. Hatte auch in der Kirche die feierliche Festansprache an die erlesene Geistesschar gehalten, die — was wundernimmt bei seiner Gewohnheit und Sicherheit, ein Thema immer auf fünfundvierzig Minuten, auf Kolleggröße abzugrenzen — mehr als drei Stunden gedauert haben soll. So hat der Vater meines Freundes B. J., der ihr

beigewohnt hatte, nicht ohne Schauder der Erinnerung erzählt, er sei, von all den feuchtfröhlichen Vorfeiern angestrengt, nach etwa einer Stunde in seinem Kirchenstuhl eingeschlafen, und als er nach reichlichem Schlaf erwachte, habe er gerade oben auf der Kanzel den Kuno mit ungebrochener Stimme verkünden hören: „Wir treten jetzt ein in das ereignisreiche Jahr 1680 ..."

Die Anekdoten, die von der philosophischen Exzellenz erzählt wurden, waren Legion. An die bekannteste, daß er nämlich in einer Vorlesung gesagt haben soll: „In Deutschland lehren augenblicklich nur zwei bedeutende Philosophen. Der andere lebt in Leipzig ..." glaube ich nicht. Ich halte das Geschichtchen deshalb für apokryph, weil der Kuno von „anderen", die noch l e b t e n, überhaupt nicht gern und gar öffentlich sprach. Für sehr wahrscheinlich halte ich hingegen die andere Geschichte. Ein aufgeregter Kandidat, der die Geschichte der Philosophie — was in Heidelberg immer gefährlich war — als Nebenfach für das Doktorexamen genommen hatte, machte dem Wirklichen Geheimen seinen Besuch und brachte in seinen gestotterten Ausführungen in jedem Satz zweimal die Anrede „Exzellenz" unter. Nach einer Weile hob der Kuno leicht beschwörend die gepflegte Hand und äußerte: „Nicht so oft Exzellenz! In jedem zweiten Satz genügt's." ...

Die köstlichste Geschichte aber, die sehr kennzeichnend ist für ihn und seine Art, halte ich für verbürgt. In einem späteren Jahr seiner Lehrtätigkeit war einer seiner Kollegen, den er nicht ausstehen konnte — geliebt hat er die meisten nicht —, Dekan der Fakultät geworden. Nennen wir ihn Müller; in Wirklichkeit hatte er einen in der Wissenschaft sehr bekannten

Namen, der aber auch längst auf einer Grabplatte steht. Nun war ein Privatdozent der Fakultät gestorben, und die Professoren gingen nach Brauch alle mit zur Beerdigung. Müller hielt dabei, wie es sein Amt verlangte, die Gedächtnisrede, die schwungvoll und von schöner Wärme war und etwa in den Worten gipfelte: „So ruhe denn aus, du lieber Kollege, du tüchtiger Arbeiter im gesegneten Weinberg der Wissenschaften! Dein junges Leben hatte noch so viel versprochen, das grausame Schicksal hat es dir anders bestimmt. Du wurdest abgerufen mitten aus deinen Plänen und deiner Tätigkeit ..." Als der Kuno nach beschlossener Feier nach seinem Haus in der Rohrbacher Straße hinunterstieg, geschah es, daß sein Hausarzt an seiner Seite ging. Unterwegs blieb der bis dahin Schweigsame plötzlich stehen, faßte den Arzt mit heftigem Griff am Arm und sagte dringlich: „Lieber Sanitätsrat, versprechen Sie mir, daß Sie alles tun werden, mich noch mindestens ein Jahr am Leben zu erhalten!" — „Aber um Gottes willen, Exzellenz," entgegnete der Verblüffte, „Sie sind doch ganz gesund, was denken Sie denn! ..." — „Man kann's nie wissen, jedenfalls versprechen Sie mir, alles zu tun —?" — „Ja, gewiß! Aber warum denn, Exzellenz?!" — „Warum?! Ich möchte nicht von dieser Mediokrität, diesem Kollegen Müller geduzt werden!"

In jedem Semester gab der Kuno für diejenigen seiner Hörer, die er auszuzeichnen wünschte — er zeichnete niemand aus, der nicht mindestens drei Semester unter ihm gehört hatte — ein Mittagessen. Ich habe — da ich fünf Semester an der Ruperto-Karolina studierte und tatsächlich kaum ein Fischersches Kolleg versäumte — dreimal die Ehre gehabt,

dieser merkwürdigen Festlichkeit beizuwohnen. Seine scharmante dänische Frau, weißhaarig wie ein Marquise und mit einer gütigen, leicht nordisch getönten Stimme, machte die Honneurs, verwechselte in liebenswürdiger Weise die einzelnen Herren, wies die Plätze an, trat aber bei Tisch völlig zurück. Hier redete nur der Kuno und nahm seltene und bescheidene Zwischenbemerkungen der schüchternen Tischgäste zum Anlaß neuer Ausführungen und Darlegungen. Nach Tisch hielt er Cercle; nach einer Weile gab er selbst das Zeichen zum Aufbruch. Vor der Korridortür, auf der Treppe, stand ein Diener mit Zigarren und Zigaretten; denn es wurde nicht gewünscht, daß man in der Wohnung rauchte ... Sehr gemütlich waren diese feierlichen Zusammenkünfte nicht; aber ich zweifle, ob das Wort „Gemütlichkeit" überhaupt im sonst so reichhaltigen Lexikon der rastlos tätigen Exzellenz zu finden war.

Aber von all diesen Schrullen, Knorren und kleinen Menschlichkeiten abgesehen — dieser mittelgroße, glattrasierte, zur Fülle neigende alte Herr, dessen Gesicht etwas von einer nicht allzu gutmütigen energischen Dogge hatte, war eine Persönlichkeit, die man nicht vergißt. Eine Persönlichkeit, die ihre kleinen Freundlichkeiten wie göttliche Gnaden spendete, die jeden Gruß — und er wurde alle drei Schritte auf der Anlage in Heidelberg gegrüßt — mit der Würde eines sein Inkognito lüftenden Potentaten erwiderte und deren Feind zu sein kein Vergnügen gewesen sein muß. Der Kuno war ein guter Hasser. Ein Kollege seiner eigenen Fakultät, dessen Privatleben der alten Exzellenz nicht zusagte, hat die merkwürdige Erfahrung machen müssen, daß dieser Mann mit dem ungeheuren Gedächtnis sich den Namen des ihm Miß-

liebigen bis zu seinem Tode nicht merken konnte. Wenn ein unvorsichtiger Student ihm verriet, daß er auch bei dem Professor C. belegt habe, hielt der Kuno allemal interessiert die Hand ans Ohr: „Wie war sein Name?“ Und wenn der Gefragte diesen seit zwanzig Jahren im Vorlesungsanzeiger stehenden Namen wiederholte, hörte er die erstaunte Frage: „So. Lebt der Mann hier?“

Eine Professur für neuere Literatur hat Fischer, obschon die geeignete Kraft vorhanden gewesen wäre, stets verhindert, weil er selbst ein „Faust“-Kolleg und ein „Lessing“-Kolleg — beides wundervolle Proben seines ausgezeichneten Gedächtnisses, seiner subtilen Erklärungskunst und seiner hinreißenden Redegewandtheit — im größten Auditorium der Universität abhielt und die Konkurrenz auf dem immerhin mehr als den Faust und Lessing umfassenden Gebiet nicht duldete.

Mir selbst ist er, um das vorwegzunehmen, ein unvergeßlicher Lehrer gewesen, den ich aus meinem Lernen und Leben und selbst aus meinem Schaffen nicht wegdenken könnte. Er war in späteren Semestern auch gelegentlich besonders freundlich zu mir, wenn ich mit einer Frage oder einem wissenschaftlichen Anliegen kam. Aber eine gewisse eisige Atmosphäre lag immer über dem kleinen Zimmerchen, das in der Universität sein Sprechzimmer war, und lag — noch tiefer in der Temperatur — in dem reich mit Büchern ausgestatteten Studierzimmer seiner Wohnung, das von einer großen Bronzebüste Kants hinter dem Diwan beherrscht wurde. Als ich später zum Erstaunen meiner Freunde den mutigen Entschluß verkündete, mir von ihm eine Doktorarbeit geben zu lassen, zeigte er sich rasch bereit und gab mir ein Thema aus dem Streit der

Scholastik um den ontologischen Gottesbeweis, mit dem später Kant in seiner Kritik — spät genug — endgültig aufgeräumt hat. Schien es meinen Freunden schon mutig, daß ich unter dem Kuno mein Examen machen wollte, so waren sie starr vor Staunen, als ich nach sechs Wochen erklärte, das Thema — die Erklärung Gottes bloß aus der Notwendigkeit des Begriffes — wäre so grauenhaft langweilig, daß ich mir ein anderes geben ließe. Man war überzeugt, daß ich hinausgeworfen werden würde aus dem kleinen Zimmerchen, und drei meiner Freunde und Tischgenossen hielten sich tatsächlich, um das mit zu erleben, in schwüler Neugier auf dem Korridor auf, als ich nach dem Logikkolleg hineinging, um Fischer um ein anderes Thema zu bitten. Zunächst war die Exzellenz denn auch sehr ungnädig, und ich hielt die Schlacht schon für halb verloren. Da kam ich auf den kühnen, aber, wie sich's erwies, guten Einfall, zu sagen: „Exzellenz arbeiten doch jetzt an einem Werk über Schopenhauer. Da brauchen doch Exzellenz gewissermaßen als Baumeister vielleicht Handlanger, die in einer kleinen Nebenfrage sich nützlich machen und mit bescheidener Kraft Bausteine heranbringen können." Er sah mich einen Augenblick mit seinen hellen Eulenaugen an, dann sagte er, während ein leises Lächeln um seine von einem Schlägerhieb leicht angeschlagene Nase zuckte: „Das heißt auf deutsch, Sie möchten über Schopenhauer arbeiten." Auf mein rasches und ruhiges „Ja" gab er mir fast ohne Besinnen das Thema, über das ich dann später geschrieben habe: „Schopenhauers Ästhetik, verglichen mit Kant und Schiller"... Als ich, erregt und offenbar höchst fröhlich, auf den Korridor trat, sagte mein Freund, der meine roten Backen mißdeutete: „Ah, er hat dir

wohl ein paar Maulschellen befestigt?" — „Nicht ganz," lachte ich vergnügt, „er hat mir aber statt des schrecklichen Anselm von Canterbury ein Thema über Schopenhauer gegeben ..."

An diesem Abend wurde im Hinterstübchen der kleinen Weinstube von Schermers auf rasch bewilligten Antrag die Polizeistunde verlängert.

*

Aber ich habe weit vorgegriffen, sehr weit. In der Geisbergstraße lag das Examen mit seinen Schrecken noch in nebliger Ferne. Viel, viel näher lag das alte Schloß und die Molkenkur. Und es verging wohl kein Tag, an dem wir nicht rasch einmal von der Schloßterrasse das liebliche Bild der ins Tal geschmiegten Stadt genossen oder auf der Molkenkur die ersten aufblitzenden Sterne bei einem Schoppen grüßten. Mein Weg, auf dem mich dann allerdings die Freunde selten begleiteten, führte auch häufig die Geisbergstraße weiter bergauf zu dem wunderschönen Bergfriedhof der Stadt. Ich habe für Friedhöfe immer eine besondere Vorliebe gehabt. Vielleicht kam das daher, daß ich als Kind so oft die Mutter zu unseren gut gepflegten und immer freundlich aussehenden Gräbern begleitet habe, wo bei den Großeltern das Alfredchen lag; und daß sie mit ihren hübschen Erzählungen von vielen der Toten, deren Namen sie so langsam im Vorbeigehen von den Steinen las, mir jedes Grauen vor den Verstorbenen genommen und alle die Schlummernden, von denen ich viele nie lebend gesehen, zu meinen stillen Freunden gemacht hat. So kannte ich auf dem Frankfurter Friedhof viele weit auseinanderliegende Gräber,

die ich, so fern und so versteckt sie auch lagen, auch später immer wieder mühelos fand. Angefangen von der großen, schweren Steinplatte nicht weit von dem säulengetragenen hohen Portal links, auf dem nur zu lesen stand: „Schopenhauer", bis zu den versteckten Gräbern der von der Welt kaum Beachteten und rasch Vergessenen, die durch das gütige Herz meiner Mutter in unserem Hause in der Klüberstraße so etwas wie eine zweite Heimat gefunden.

Da lag unter einem einzigen schattenden Rosenbäumchen der gute Onkel Peiser — er war eigentlich nicht unser Onkel, aber wir Kinder nannten ihn so — ein alter Junggeselle, den ein rührender unbeirrter Optimismus durch sein ganzes Leben begleitet hatte. Ursprünglich wohl Journalist und Dr. phil., glaubte er bald genug verdient und sich erspart zu haben, um — nicht üppig, aber bequem — von seinen Zinsen leben zu können. Lebte dann auch im Kamelhaarschlafrock und gesticktem Hauskäppchen lesend und studierend ganz in der Welt der Künste; schalt nebenbei auf die Politik und spekulierte ein wenig an der Börse mit sprichwörtlichen Mißerfolgen. Er renommierte gern ein bißchen und verteilte in seinem in viele Paragraphen zerfallenden Testament, aus dem er uns zuweilen Mitteilungen machte, hübsche Legate, auch Schlipsnadeln und Brillantringe aus seinem Besitz an die geliebten Kinder seiner Freunde. Wie er auch zu Ostern den Hasen immer Biskuiteier an dieselben Stellen in seinem Zimmer legen ließ und am Heiligabend — wenn er bei uns kunstgerecht die Weihnachtsgans tranchierte — schwer verdauliches Marzipan aus geheimer Quelle in unerwünschten Mengen mitbrachte. Als er aber starb — böses Asthma hatte

ihn schon längere Zeit an den Sessel gebannt, aus dem er eines Tages wieder als gänzlich Genesener aufzustehen hoffte —, hinterließ er gerade so viel, daß ein anständiges Begräbnis bestritten werden konnte...

Nicht weit von dem braven Optimisten lag der im besten Mannesalter heimgegangene Musiklehrer meiner Schwester. Ein armer Teufel war er sein Leben lang gewesen. Ein ausgesprochen jüdischer Typ mit einem besonders jüdischen Namen. Schlicht, aber mit peinlichster Sauberkeit gekleidet, kam er, ganz leise wie ein Verbrecher die Treppe steigend, zweimal die Woche in einer Mittagsstunde, meiner Schwester, die nicht viel Talent zum Klavierspielen hatte, umständlichen Unterricht zu geben. Er war schwer schwindsüchtig, hatte unter dem großen Vollbart magere blutlose Backen und hinter der goldenen Brille ein Paar Augen, wie ich sie gütiger selten gesehen habe. Meine Mutter hatte ihm noch ein paar Musikstunden in befreundeter Familie beschafft. Und von diesen paar Unterrichtsstunden führte er sein ganz einfaches und bescheidenes Leben, von einem Blutsturz auf den anderen wartend, den Tod stets vor Augen und immer freundlich das Leben um sich betrachtend. Er hatte auch ein paar Kompositionen veröffentlicht, die er in Dankbarkeit meiner Mutter widmete. Darunter das kleine Goethesche Lied vom Kickelhahnhäuschen: „Über allen Gipfeln ist Ruh' — —." Die ganze Familie weinte ein bißchen, als er's, leise hüstelnd, uns vorspielte. Das Leben dieses stillen Sonderlings erlosch wie ein Licht. Zwei Tage vorher hatte er meiner Mutter und ein paar befreundeten Damen noch Bach — seinen Liebling — vorgespielt. Und ich sehe noch im Zwielicht des Abends seine langen blutleeren Finger mit

Emil Rittershaus
Nach einem Porträt von Ludwig Knaus

den kurzen bläulichen Nägeln daran über die weißen Tasten geistern. Ich hatte manchmal über den Lebenden ein bißchen gelacht. Viel später habe ich begriffen, was für ein armer guter Kerl dieser stille höfliche Jude war, der mir immer, wenn er zu den Klavierstunden meiner Schwester kam, zwei Stückchen Kristallzucker in ein buntes Papierchen gewickelt mitbrachte. Die hatte er sich am Sonntag von seiner Tasse Melange im Café Milani, der einzigen Ausschweifung, die der Sparsame sich gönnte, abgespart. Und die Mutter hatte mir gut eingeschärft, ein wenig Freude zu heucheln über das gutgemeinte Geschenk, das dann immer im Kaffee meiner Sophie endete, denn ich machte mir gar nichts aus Zucker...

Und noch eine musikalische Erinnerung habe ich immer, so oft ich auch hinkam, auf dem Frankfurter Friedhof gegrüßt. Tief und dankbar habe ich jedesmal den Hut gezogen vor dem efeugeschmückten Grabe der Frau Maria Bettina Sch., der Gattin des Oberregisseurs der Oper. Sie war mir die Befreierin gewesen von der einzigen schweren Qual meiner frohen Kindertage. Sie hatte eines Tages meine Mutter besuchen wollen und mußte, da diese noch beim Ankleiden war, ein wenig unter dem Gummibaum in der guten Stube warten. Diese gute Stube aber lag neben dem Wohnzimmer, in dem ich gerade Klavierstunde hatte bei einem deutschen Fräulein mit einem englischen Namen, einer ältlichen Jungfrau, die sich immer so stark parfümierte, daß man nach ihrem Weggehen stundenlang das Fenster öffnen mußte, und die selbst sehr schön Klavier spielte, aber mir in meiner gräßlichen Talentlosigkeit in drei Jahren nichts Rechtes hatte beibringen können. Man müßte denn gerade den „Gesang der Meermädchen" aus dem

„Oberon", den ich — mit zwei Händen „verschieden" — in sehr langsamem Tempo zu verüben vermochte, für ein genügendes Resultat dreijähriger heftiger Bemühungen halten. Frau Maria Bettina Sch. aber war selbst außerordentlich musikalisch und eine bedeutende Pianistin, die wohl früher sogar selbst mit gutem Erfolg Konzerte gegeben hatte. Als an jenem Tag meine Mutter endlich erschien und die Höflichkeitsphrasen gewechselt waren, fragte die Besucherin, die wohl noch unter den „Meermädchen" litt, plötzlich: „Wie lange, liebe Frau Doktor, hat wohl der Junge schon Unterricht?" — Meine Mutter, von böser Ahnung schon beängstigt, log ausnahmsweise und sagte: „Zwei Jahre." — „So?" urteilte Frau Maria Bettina, „ach — dann würde ich den Ärmsten aber doch aufhören lassen . . .!" Dieses mitleidige Urteil aus fachmännischem Munde, das noch vernichtender war, als die gute Dame ahnen konnte — denn ich übte ja schon d r e i Jahre, nicht erst zwei an dem fatalen „Gesang der Meermädchen" —, hat denn meine Mutter bewogen, den teuren und unnützen Spaß der Klavierstunde endlich aufzugeben. Das Parfüm der Lehrerin war noch eine Weile in der Nähe des Klaviers zu spüren. Aber sie selber kam nicht mehr zu uns, und ich durfte also wieder die Stunde, die ich sonst am Tage üben mußte, im Garten mit meinen Kaninchen oder im Zimmer mit meinen Bleisoldaten spielen.

Aber ich entdecke mit Entsetzen, daß ich schon wieder in Frankfurt bin — und gar nicht mehr in Heidelberg. Auf dem Heidelberger Friedhof lagen kein Onkel und kein Klavierlehrer, die ich gekannt hatte, aber zwischen biederen Bürgern, die dort den ewigen Schlaf schliefen, lagen viele Hochschul-

professoren, die noch vom Glanz und Ruhm der Ruprecht-Karls-Universität in vergangenen Zeiten erzählen. Träumten nicht weit voneinander der alte Johann Heinrich Voß von seiner homerischen Welt und der liebenswürdige Karl Nadler von seiner geliebten Pfalz, die er in ihrer kräftigen Mundart so froh und herzlich besungen. Mit meiner Vorliebe für diese einsamen, durch die gut gepflegten, blumengeschmückten Gräber führenden Gänge neckten mich die beiden mehr aufs Leben gerichteten Studienfreunde weidlich. Und als mitten in dem herrlichen Heidelberger Sommer, in die schöne Zeit der ersten Rosen und der reifsten Erdbeeren mein Geburtstag fiel, sannen sie sich einen echten Studentenspaß aus. Der kleine bucklige Zeitungshändler mit der zum Kranz gekämmten Silbermähne, der jeden Abend im schwarzen Rock und schwarzer Kappe das „Bayerische Vaterland" an die amüsierten Studententische trug, hatte zwei Jahre zuvor im großen historischen Festzug des Universitätsjubiläums den durch Scheffel unsterblichen, trunkfesten Zwerg Perkeo dargestellt. Sein Narrenkleid von damals, reich und streng im Geiste jener Zeit, besaß er noch. Und als nun der Julitag, der mit allerlei Ulk begangen wurde, auf der Höhe war, hörten wir vor dem Haus einen Wagen vorfahren und den Kutscher kräftig mit der Peitsche knallen. „Da kommt, scheint's, noch jemand, dir zu huldigen." Mit diesen Worten schoben mich die beiden Verschwörer auf den Balkon hinaus an das Geländer mit den vertrockneten Geranien. Und wahrhaftig, unten stand ein Wagen, in dem saß stolz und aufgerichtet in weißen Strümpfen und Schnallenschuhen, in grünem Rock und Dreispitz der alte Perkeo, puppenlustig und frisch rasiert, und grinste mit listigem Augen-

zwinkern zu mir hinauf. Aber der Kutscher hatte einen feierlichen schwarzen Mantel an und einen dicken Trauerflor um den hohen Zylinder. Auch von der Peitsche hingen lange Trauerschleifen herab. Der Perkeo aber selbst, der — natürlich von der ganzen Straßenjugend der Umgegend bereits bestaunt — umständlich in all seinem Glanz dem Wagen entstieg und die Treppe langsam und würdig heraufkam, trug wie eine höchste Köstlichkeit eine schwarze Ledermappe unterm Arm, die mit schwarzen Schnüren und dicken Siegeln verschlossen war. Wichtig trat er auf seinen Schnallenschuhen in den geschmückten Festraum ein, während die ihn hoch überragenden geistigen Urheber dieser wunderlichen Gesandtschaft, Robert und Gustav, mit ernsten Mienen links und rechts an seine Seite getreten waren. Mit einer kleinen, durch das Fehlen der Vorderzähne etwas undeutlichen Ansprache überreichte mir der Perkeo eine Urkunde, die mich, ganz im Schnörkelstil solch alter Dokumente abgefaßt, feierlichst im Namen aller längst verstorbenen Professoren, Dichter und Philister Heidelbergs zum „Ehrenobertotengräber" ernannte mit dem verbrieften Recht, von nun an immer einen umflorten Zylinder zu tragen ...

Selbstverständlich endigte der Spaß mit einer festlichen Kneiperei in Roberts Glashaus, der seine närrische Gnaden, der alte Zwerg Perkeo vom Heidelberger Schloß, allerhöchst persönlich präsidierte. Von diesem Tage an war der alte Zeitungshändler unser Freund und Gönner. Und immer abends, so gegen zehn Uhr, wenn er im „Rodensteiner" seine Zeitungen anpries, kam er an unseren Tisch. Dann stand ein Humpen für ihn bereit, den er, sich ein Weilchen zu uns setzend, mit

großem Behagen austrank bis auf die Nagelprobe, die er nie vergaß. Da aber seine Tisch- und Trinksitten just nicht die besten waren, so erlitt diese Freundschaft einen kleinen Stoß, als eines Tages der stark verschnupfte Zwerg unserem Freund Gustav, der ihm immer am wenigsten gewogen war, heftig mitten in die eben servierten Karotten nieste und dann, ein rotes Taschentuch von riesigen Dimensionen, aber leider ziemlich unappetitlich, entfaltend, bloß lächelnd äußerte: „Zur Gesundheit!" Vom Tage dieses Schnupfens an mußte der Perkeo sein Seidel stehend leeren, während der Schlimmes ahnende Gustav, tief gebeugt über seine Mahlzeit, sorglich den Teller schützte. Das Stehen fiel dem Perkeo aber um diese Zeit oft schon nicht mehr ganz leicht, da der wackere Alte meist schon an anderen Studententischen mehrere „Ehrenschoppen" hinter die Binde gegossen hatte.

Wir drei lebten, obschon politisch damals nirgends weniger als links stehend, durchaus als Edelkommunisten. Solange einer von uns dreien Geld hatte, hatten's die anderen auch. Aber Anfang der letzten Monatswoche hatte meist keiner mehr was. Dann kam die tieftraurige Notwendigkeit, mit verwandten Philistern in fernen Städten in Verbindung zu treten. Wir ließen dann nach alter Landsknechtmanier die Würfel entscheiden, wer derjenige von uns dreien sein sollte, der die Mutter, einen Onkel oder auch Vetter durch einen ulkigen Jammerbrief in Mitleidenschaft zog. Diese ernste Frage an das Schicksal wurde von uns dreien stets sehr feierlich getan. Wir zogen alle drei den Frack und die weiße Binde an und setzten uns in meinem Mittelzimmer um den großen runden Tisch. Die Fenster wurden dicht verhangen, und vor

jedem von uns brannte eine Kerze. Dann knobelten wir ernst und wortlos die schwierigsten Touren, „Hoher Türke", „Niedrigste Hausnummer mit Anbauenmüssen", „Pasch sequens, keins von beiden", „Frau Lukas, die vom Turme spuckt", und was der munteren Möglichkeiten noch mehr sind. Der erste, der „heraus" war, blies mit kräftiger Puste das vor ihm stehende Licht aus. Dann der zweite. Der dritte aber, vor dem das Licht brennen blieb, mußte sich alsogleich an den Schreibtisch setzen und — von den beiden anderen durch nicht immer ernst gemeinte Ratschläge kräftig unterstützt — einem lieben Verwandten beweglich unsere Nöte schildern und unser Vertrauen auf seine Güte und Kraft. Es ergab sich, daß die schon mehrfach angezapften Mütter zuweilen sauer reagierten. Meine Mutter, deren Jugend in die Blütezeit der Stammbücher gefallen war und die alle Sentenzen liebte, begann ihren Antwortbrief gern mit einem guten Spruch — etwa so: „Ordnung ist das halbe Leben — wenn du dich ordentlich eingerichtet hättest in der ersten Hälfte des Monats, wie könnte es da geschehen, daß ..." Roberts Mutter hingegen schrieb mit Vorliebe in ihren Antwortbriefen: „Lieber Robert, ich bin doch keine Prinzessin ..." Aber obgleich sie keine Prinzessin war, hat uns diese bis in ihr Alter sehr hübsche Frau doch mehrfach aus der Patsche geholfen. Mein Onkel in Wiesbaden half auch mal, wofür ich ihm als Gegenleistung auf seinen Wunsch einen Toast in Versen verfertigte, den er auf einem rheinischen Kellerfest — verlegt hatte, als er ihn halten wollte. Und dann — ja dann hatte ich damals meine erste Novelle geschrieben und zu meinem freudigen Erstaunen sofort an „Die Kunst für alle" verkauft, die mir fünfhundert Mark

dafür schickte. Das war ein Kapital! War eine Summe, mit der sich's rechnen ließ. „Poveretto" hieß die mehrere Fortsetzungen füllende Erzählung und behandelte die Geschichte eines buckligen Malers, der in Venedig ein süßes Mädelchen vor der Niedertracht ihrer Familie rettet und vor ihr verbirgt, sich dann in den holden Schützling, der sein Modell wurde, verliebt und schließlich die traurige Erfahrung machen muß, daß ihm ein leichtsinniger, aber hübscher Freund das Mädel wegschnappt und später in Not und Elend sitzen läßt. Diese traurige Angelegenheit hat uns viel fröhliche Tage verschafft. Das Geld traf Ende des letzten Monats des Semesters ein und verschönte unsere zahlreichen und verschiedenartigen Abschiedsfeiern. Ich behielt sogar noch so viel übrig, daß ich mit einiger Nachhilfe meiner Mutter in den Ferien an die italienischen Seen fahren konnte, wo ich mein Italienisch in der Richtung, die ich schon früher in Venedig und Genua eingeschlagen, vervollständigte und in Pallanza der Frau von Wildenbruch eine Flasche toskanischen Rotweins über das weiße Musselinkleid goß ... Viel später in Berlin habe ich — zuerst an den unvergeßlichen Abenden bei Julius Rodenberg, dann auch in anderen Kreisen — den prächtigen Ernst von Wildenbruch und seine Frau, die Enkelin Karl Maria von Webers, oft getroffen. Ganz verziehen hatte sie mir die Ungeschicklichkeit jenes herrlichen Abends im „Café Bolongoro" nie, da ich, eine Erzählung mit Handbewegungen illustrierend, den langen dünnen Hals eines italienischen Fiaskos so unglücklich getroffen hatte, daß sich der Chianti wie ein Bach von Blut über das schöne weiße Kleid ergoß. Das wundervolle Blumenbukett, das ich am nächsten Morgen ganz früh vom Gärtner der

Isola Bella kaufte und mit entschuldigenden Versen ins Hotel schickte, hat die Zürnende nicht ganz versöhnt. Ein sauersüßes Lächeln umspielte noch viele Jahre später den schon an und für sich etwas herben Mund dieser klugen Dichtersgattin, wenn der Schöpfer der „Quitzows" scherzend unserer ersten Begegnung am Ufer des Lago Maggiore gedachte. Ich mochte ihn in seiner famosen draufgängerischen Frische überhaupt lieber als die stets etwas reservierte Enkelin von Karl Maria von Weber. Vielleicht kam es daher, weil in *seinem* Anblick mein böses Gewissen schwieg. Denn ich hatte *ihm* ja keine Flasche Rotwein über die Hosen gegossen.

*

Und weil ich gerade bei der Isola Bella bin und der Pumpversuche gedacht habe, die zuweilen schriftlich oder bei zielbewußten Sonntagsbesuchen in Frankfurt meine Mutter beunruhigten, so will ich hier eines meiner übleren Streiche gedenken, der mit der schönsten der Borromeischen Inseln und mit der unschönsten der Unternehmungen Ende des Monats zusammenhängt.

Auf der Isola Bella wuchert ein fabelhafter Pflanzenwuchs. Das heißt, er wuchert eigentlich nicht, denn sorgsame Gärtner überwachen das Wachstum. Biegen bei, binden an, schneiden ab. Wenn hübsche Frauen die Isola Bella besuchen, schneiden die Gärtner ein paar leuchtende Kamelien aus dem dunklen Grün und überreichen sie mit einer Grandezza, als ob sie die ganze Isola Bella samt dem Fürsten Borromäo verschenkten. Ich habe keine Kamelien umsonst bekommen. Aber Gummi-

bäume habe ich gesehen. Die wachsen hier an sonnigsten Stellen im Freien. Das machen sie in Frankfurt nicht.

Meine Mutter aber in Frankfurt widmete sich, besonders als ihre Kinder groß geworden und in die Welt gegangen waren, fast ganz ihrem „Gepflänz", wie sie das nannte. Ihrem Gepflänz in zwei großen Blumenfenstern und in den Ecken der Zimmer. Dies tat sie, wenn sie nicht gerade Briefe an ihre Kinder schrieb oder zweimal in der Woche Skat um einen Zehntelpfennig mit zwei noch älteren Fräuleins spielte, von denen, wie die beiden anderen wußten, die eine ein bißchen mogelte.

Die alte Frau ging ganz auf in ihren Blumen oder in dem, was sie so nannte. Sie bog bei, sie band an, sie schnitt ab, ganz wie die Gärtner der Isola Bella, bloß nicht mit demselben blühenden Erfolg. Auch Kamelien konnte sie keine verschenken. Aber — sie hatte einen Gummibaum.

Oft sehe ich sie noch in meiner Erinnerung in stiller Bewunderung vor ihrem Gummibaum stehen, der in unserer guten Stube seinen Platz hatte gegenüber dem Apollo.

Für den Apollo brauchte man nicht viel mehr zu tun. Der stand tagaus, tagein wie er war. Das Mädchen puschelte ihm jeden Morgen die Nase mit einem Federwisch ab. Das war alles. Aber der Gummibaum!! Der bedurfte der liebevollsten Pflege. Meine Mutter begoß ihn selbst täglich mit Wasser von einer bestimmten Temperatur. Die Anzahl der Grade weiß ich nicht mehr, aber es war laues Wasser. Einmal in der Woche bekam der Gummibaum in seinen Kübel eine Dosis Kunstdünger, der — obschon es bloß Kunstdünger war — auch nicht sehr schön roch. Der Gummibaum war

einen Meter zweiundzwanzig hoch. Ohne Kübel. Und die vier Blätter, die er in seiner besten Zeit hatte — gewöhnlich waren es nur drei —, putzte meine Mutter persönlich mit einem feinen Wolläppchen jeden Tag ab; und sie legte dann ängstlich und behutsam die eine Hand unter das lange, glänzende Blatt zur Stütze, damit es ja nicht abbreche.

Manchmal bekam der Gummibaum oben eine etwas gekrümmte Spitze. Die war erst zart gelb, dann wurde sie zart grün. „Ein neues Blatt!" Das Entzücken, das die alte Frau in diese mit leuchtenden Augen abgegebene Erklärung des Phänomens legte, war ganz unbeschreiblich. Wenn über der Isola Bella die Sonne aufgeht, könnte ein deutscher Dichter auch nicht begeisterter dreinschauen.

Als Kind habe ich den Gummibaum ehrlich gehaßt. Denn wenn wir Buben die gute Stube in unsere Spiele einbezogen und die silbernen Taschenuhren auf den Kaminsims legten, um uns ein bißchen zu prügeln, war er uns sehr im Wege, der Gummibaum. Wehe uns, wenn er ein Blatt verlor. Später, als ich mich nicht mehr in geschlossenen Räumen prügelte, war er mir bloß langweilig, der Gummibaum; und ich begriff ganz und gar nicht, wie man an einem so traurigen Gesellen Freude haben konnte.

Viel später auf der Isola Bella habe ich es begriffen. Aber das waren schließlich andere Gummibäume. Und die Insel hatte meine Mutter nie gesehen, und sie hat doch begriffen.

... Ich war auf zwei Tage nach Frankfurt von Heidelberg herübergekommen mit dem heimlichen Gedanken, einen kleinen Pump anzulegen. Ich hatte frische Schmisse und roch nicht schön nach Jodoform. Der gerade neu gedüngte Gummibaum

roch auch nicht schön. Aber die Mutter, die sonst eine so empfindliche Nase hatte, ertrug uns beide, den Gummibaum und den Sohn, und freute sich nur. Denn ich hatte gerade meine Doktorarbeit bekommen und der Gummibaum ein neues Blatt.

Das heißt, das Blatt war erst in der Entwicklung. Die Mutter zeigte es mir stolz. Eine gelbliche Spitze, zwei Fingerglieder lang und mit einem zarten Häutchen überzogen. Am anderen Tag besuchte mich ein Freund, der Bankier lernte. (Er hat es vor der Inflation zu einer Villa im Taunus gebracht und reist jetzt in Zigarren.) Er interessiert sich sehr für meine Schmisse und die Art, wie man so etwas auf der Hirschgasse auf den Kopf bekommt. Und um ihm das beispielsmäßig zu erläutern, nahm ich bereitwillig seinen Spazierstock und markierte erst eine Quart — und dann eine Terz, und — — bei dieser Gelegenheit hat der Gummibaum seine Spitze verloren.

Ich war verblüfft und tief erschreckt und suchte nach der Spitze. Ich fand sie auf dem Teppich und versuchte sie wieder anzubringen an dem kahlen Ast. Es ging nicht. Meiner Mutter den Schmerz antun — auch noch gerade in dem Moment, da ich sie vor meiner Abreise anpumpen wollte —, nein, das ging nicht. Ich warf also die Spitze unter das Klavier, nahm ein abgebranntes Zündholz, trieb es vorsichtig ein Stück weit oben in den geköpften Ast. Dann umwickelte ich das herausragende Zündholz vorsichtig mit Zigarettenpapier. Mein alter Farbenkasten gab ein liebliches Grüngelb her, und für kurzsichtige Augen war die Täuschung vollkommen.

Am Abend reiste ich nach Heidelberg zurück, um hundert Mark und viel mehr gute als neue Ratschläge reicher. Im

Traum dieser Nacht, der allerdings durch eine Pfirsichbowle erschwert wurde, zielte ein dicker Teufel, der meinem Mathematiklehrer in Sekunda ähnlich sah, mit einer Lanze nach meinem Herzen. An der Spitze dieser Lanze aber erkannte ich deutlich die in blinkendes Erz gewandelte Spitze des Gummibaumes.

In den Briefen meiner Mutter, die stets ausführlich alles Wissenswerte enthielten, war in dieser Zeit auch häufig die Rede von dem Gummibaum. Das neue Blatt an der Spitze war, wie sie schrieb, reizend anzusehen. Wie doch die Natur, schrieb sie, so mütterlich für alles sorgte. Sie hatte ein ganz feines Häutchen um die Spitze herumgelegt. Freilich, das Wachstum ging sehr langsam vor sich. Das schrieb sie auch.

... Und dann kam eines Tages ein Brief. Kurz und kühl. Die Überschrift: „Lieber Sohn!" war schon in Eis getaucht.

Sie habe, schrieb sie, den abscheulichen Frevel an dem Gummibaum entdeckt. Auch das echte Blatt habe sie verwelkt und unansehnlich unter dem Pianino gefunden. Sie hätte mir — denn ein anderer komme nicht in Betracht — solche Frivolität der Empfindung nicht zugetraut.

Sie hat sich — wie immer — bald besänftigen lassen. Auch das Vertrauen ist wiedergekommen. Aber aus dem Zimmer, in dem der Gummibaum bei dem Apollo stand, entfernte sie mich bei späteren Besuchen so rasch wie möglich, und wir sprachen uns gemütlich in anderen Räumen aus, in denen kein Griechengott und keine Edelpflanze erinnerten an die herrliche Vegetation der Isola Bella und an den Frevel eines leichtsinnigen Studenten.

*

Und da ich nun mal bei dem Kapitel des studentischen Leichtsinns und der mütterlichen Güte bin, so mögen hier zwei kleine Erlebnisse ihren Platz finden. Ein hübsches Beispiel — eines von vielen — für die verschmitzte Munterkeit meiner Mutter und ein Geschichtchen, das mit der Botanik nichts zu tun hat, sondern mit der Zoologie.

Ich war — Student in den ersten Semestern — in den Sommerferien zu Hause. Ein hübsches badisches Mägdelein schrieb mir jeden Tag ein Briefchen, und das wurde immer mit der zweiten Post, so kurz nach zehn Uhr am Morgen bei uns ausgetragen. Dann war ich allemal zufällig im Vorgärtchen oder begegnete nicht minder zufällig dem Briefträger — einem alten wackeren Beamten vom alten Schlag, Ambrosch hieß er, das weiß ich noch — auf der Straße. Ich war fest davon überzeugt, daß meine Mutter nichts von dieser zarten Korrespondenz bemerkte. Was ja auch nicht unbedingt nötig war.

Kurz vor meinem Geburtstag Anfang Juli sprachen wir, meine Mutter und ich, von meinen Wünschen für diesen Festtag. Und wie beiläufig erwähnte sie, daß ich — damals schon — Bilder sammelte, und meint: „Hättest du vielleicht auch gern ein Bildchen von dem dir liebsten Menschen?"

Hallo! dachte ich aufhorchend. Aber ich sagte so harmlos, wie es eben anging: „Aber natürlich, Mama! Wenn du mir das mir liebste Menschenkind im Bild auftreiben kannst, dann — dann —"

„Nun — dann —?" Meine Mutter lächelte mich listig über den Tisch an.

„— dann — bist du die großartigste Mutter, die je mit Seheraugen ihrem Sohn ins Herz geschaut hat!"

„Na, wir wollen mal sehen," nickte die Mutter und brach das Gespräch ab.

Der Geburtstag kam. Und zwischen Rosen und Erdbeeren, gerade vor der üblichen Obsttorte, stand in goldenem, wie mir schien etwas überreich gewähltem Rahmen das wohlgetroffene Porträt — des Herrn Ambrosch, des Briefträgers der Klüberstraße.

Meine Mutter hatte ihn eigens für mich photographieren lassen. Im Dienstanzug mit der Ledertasche — einen kleinen Brief in der Hand ...

Und die andere, die zoologische Geschichte.

Meine Mutter mochte Hunde nicht sehr. Die Spitze bellten ihr zu laut. Die Windspiele zitterten ihr zuviel. Die Möpse waren ihr zu dumm und die Teckel zu unfolgsam. Von den Pudeln nahm sie an, daß sie Flöhe haben. Und die großen Rassen *fürchtete* sie. Sie hatte richtige Angst vor ihnen. Sie kamen ihr vor wie Raubtiere. Und sie wunderte sich sehr, daß es nicht polizeilich verboten war, diese Bestien frei herumlaufen zu lassen.

Da begab sich's in meinem vierten Universitätssemester — just um die Zeit der Gesinnungswende, als ich den festen Entschluß faßte, nicht nur die Kollegien zu besuchen — das tat ich konsequent und zu meinem großen Nutzen —, sondern wirklich zu arbeiten! —, begab sich's, daß ich meine Gelder überschlug. Nicht die Gelder, die ich *hatte*, sondern die ich *schuldig* war. Der Überschlag — Irrtümer vorbehalten — ergab ungefähr vierhundert Mark. Durch Ersparnisse vom Monatswechsel war *die* Summe nicht zu beschaffen. Diesen beliebten Witz, den sich das schlechte Gewissen mit dem ver-

gebens angerufenen „Spartrieb" macht, kannte ich zur Genüge. Ein Pumpversuch bei Freunden hätte mit einer Kneiperei geendet ohne greifbare oder überhaupt bare Resultate. Eine Beichte? — Das hätte mir die Ferien verdorben. Meine Mutter — ich kannte sie — wäre dann wochenlang in tiefer Bekümmernis mit dem gefalteten Gesicht einer spätgotischen Märtyrerin herumgegangen. Denn sie liebte zu verallgemeinern und hätte bei solchen Schulden im vierten Semester mein Ende auf dem Selbstmörderfriedhof von Monte Carlo vorausgesehen.

Da kam mir ein Gedanke. Der Verbindungsdiener einer Landsmannschaft hatte einen Hund, den offenbar niemand haben wollte. Eine nicht ganz echte Ulmer Dogge. Riesig. Fast so groß wie ein Kalb. Hochbeinig, klobig. Er trug zwar den Schwanz nicht schön; dafür waren aber seine Ohren unegal gestutzt. Er knickte etwas in den Hinterbeinen und hatte die Neigung, sich niederzusetzen und mit schiefgelegtem Kopf mißtrauisch knurrend alles ihm Fremde zu beobachten. Seine Augen standen hell, wie lichtblaue Glasknöpfe, in dem tiefschwarzen Kopf. Die Zunge hing, meist links, tröpfelnd aus dem Maul.

„Pluto" hieß dies Juwel. Nicht ganz mit Unrecht. Etwas von Unterwelt, Hölle, Acheron kam einem unwillkürlich in den Sinn, wenn man das schwarze, knochige Ungetüm so dasitzen sah.

Ich trat an den meist leise bekneipten Besitzer dieser Rarität heran mit dem Ansinnen, den Hund zu erwerben. Da es um die Faschingszeit war, hielt er's zunächst für einen Witz und verlangte ein Faß Champagner für das Tier. Als er merkte, daß es mir Ernst war, ermäßigte er seine Forderung auf fünfzig

Mark. Ich bot dreißig. Wir einigten uns unter Zuhilfenahme einiger Kognaks auf vierzig, zahlbar nach den großen Ferien.

Meine Studentenbude in der Anlage erwies sich als zu klein für den Zuwachs. Wenn Pluto nieste — und das tat er gern —, flogen meine Gardinen aus dem offenen Fenster. Wenn er mit dem Schwanz wedelte, fiel mein Rauchtisch um.

Ich war froh, als ich endlich mit ihm in der Bahn saß. In dem Abteil „Für Reisende mit Hunden", in dem schon ein Förster mit einem Gordon-Setter Platz genommen hatte und eine alte Dame mit einem King-Charles. Der aristokratische echte Setter kümmerte sich gar nicht um Pluto, erwiderte nicht einmal die jede Hundebekanntschaft eröffnende Beschnüffelung. Aber der nervöse King-Charles war außer sich über einen so großen Artgenossen und machte bis Darmstadt Skandal, wo die alte Dame, erschöpft und erledigt, ausstieg.

Meine Mutter holte mich in Frankfurt von der Bahn ab. Sie winkte schon von weitem. Zunächst dem Lokomotivführer. Dann einem fremden Herrn. Denn sie war kurzsichtig. Schließlich auch mir.

„Um Gottes willen, das ist doch nicht dein Hund ...?!" Das war ihr Begrüßungswort. Und als sie hörte, daß es doch mein Hund sei, sank ihre frohe Laune unter den Nullpunkt.

„Aber du weißt doch —," sagte sie. Und eine Träne trat ihr ins Auge. „Du weißt doch, daß ich Hunde — — und schon gar solche riesigen — —"

Ich aber log. Log mit dem festen Vorsatz, ihr später die Wahrheit zu sagen. „Also, Mama, der Hund ist mir so ans Herz gewachsen. Ich kann mich nicht von dem treuen Tier trennen."

./. Friedrich Stolze.

Und da sie forschte, warum nicht, deutete ich an, daß mir der Pluto so ungefähr wie das Leben gerettet habe, als in der dunklen Plöck, nicht weit vom Wrededenkmal, spät in der Nacht — ich kam natürlich vom Repetieren von einem Kommilitonen — ein paar Strolche mich bedrohten.

Dafür hatte meine Mutter nun wieder wehmütiges Verständnis ... Aber in einer Droschke mit dem Hund zusammen fahren — nein! Schwieriger Fall. Mein Koffer war schon oben. Der Hund auf dem Bock, das ging nicht. Ich auf dem Bock und Mama mit dem Hund in der Droschke — sie wäre lieber mit einem Nilpferd zusammen gefahren und sagte das auch. Der Hund und ich im Wagen — Mama auf dem Bock? Sie war bereit. Aber meine Ritterlichkeit und mein gesunder Menschenverstand wehrten sich. Also ging ich mit dem Pluto zu Fuß nach Hause. Und Mama fuhr allein mit meinem Gepäck nach der Klüberstraße. Sie winkte lange nicht mehr so froh und sorglos wie vorhin dem Lokomotivführer.

Pluto fühlte sich nicht wohl bei uns. Meine Mutter leider auch nicht mehr. War der Hund — angebunden natürlich — im Zimmer, so saß sie, fluchtbereit, auf einer Stuhlkante. Lag er auf dem Vorplatz, so schellte sie dem Mädchen, ihn festzuhalten, wenn sie den Korridor überqueren wollte. Schließlich sperrte ich mitleidsvoll den Pluto in den kleinen besonderen Gang, der vom Korridor nach einem stillen Platz ... Aber auch das erwies sich als untunlich, weil schließlich diese hohle Gasse der einzige Weg nach Küßnacht war ...

Wenn es klingelte, bellte der Pluto. Dann ließ meine Mutter ihre Tasse fallen oder die Brille oder was sie sonst gerade in der Hand hielt. Wenn er sich langweilte, heulte der

Pluto. Dann ging meine Mutter in der Befürchtung, daß das Tier toll werde, in ihr Schlafzimmer und verriegelte die Tür. Denn sie hatte Schreckliches von tollwütigen Hunden gelesen, die allemal zunächst ihren Herrn und dessen Verwandte anfielen und schließlich die Wände hochgingen.

In der Nacht träumte meiner Mutter, der Pluto hätte den Rentier Hirsch — das war ein bescheidener, viel verreister Junggeselle, ihr bester Mieter in unserem Haus — meuchlings totgebissen. Knapp vor dem Ersten. Und die Erben weigerten sich, die Miete zu zahlen.

Am anderen Morgen sagte meine Mutter: ich sei doch ein anständiger Mensch — ich nickte — und ein guter Mensch — ich bestätigte stumm — und ich könne doch nicht wollen, daß der Pluto den Herrn Hirsch totbeiße. Und das Bärbchen habe sich auch schon beschwert. Und der Pluto habe die Koteletten aus der Küche gefressen, die doch eigentlich wir selber ... Und Dankbarkeit gegen Tiere sei gewiß sehr schön. Aber — Und so meine sie, ob ich nicht den Hund — — —

Mich von ihm trennen?! Nie! Wer ersetzte mir den Verlust? — Ich hatte mal Schauspieler werden wollen.

Da seufzte meine Mutter und meinte: vielleicht, daß eine kleine Reise mich zerstreuen werde. Und wenn sie mir das Geld dazu gäbe, könnte währenddessen dieses schreckliche Tier ...

Ich erkundigte mich schonend, wohin sie denn diese meine Reise geplant und was sie dafür auszusetzen gedacht.

Sie meinte zögernd: die französische Schweiz zur Verbesserung meines Französisch. Und nannte eine Summe von dreihundert Mark.

Ich machte sie darauf aufmerksam, daß sie den Hund, die-

ses unschätzbare Prachtexemplar, für einen beträchtlichen Preis weiterverkaufen könne. Also mindestens die Hälfte meines Reisegeldes wieder hereinbekomme. So sei es ein ganz anständiges Geschäft, wenn ich das schmerzliche Opfer meiner Pietät mit vierhundert Mark bewerte.

In diesem Augenblick heulte zu meinem Glück der Pluto ganz schrecklich. Der Briefträger war gekommen, den haßte er wie alle uniformierten Menschen. So ward durch die bereits schon wieder verriegelte Schlafzimmertüre der Pakt zwischen meiner Mutter und mir rascher, als ich zu hoffen gewagt hatte, friedlich geschlossen.

Meine gute Mutter hat — auf meinen Rat — wochenlang das Bärbchen mit dem Pluto jeden Mittag nach Homburg vor der Höhe geschickt. Damit dort die reichen Engländer in den Prunkhotels auf das wertvolle Tier aufmerksam werden und es erwerben könnten. Einstweilen ließ ich mir den Kaufpreis auszahlen. Vier blaue Scheine.

Dafür reiste ich zwar nicht in die französische Schweiz, aber nach Heidelberg. Nur für einen Tag. Dort zahlte ich den erstaunten und erfreuten Philistern meine Schulden.

Den Pluto aber hat kein Engländer gekauft. So verrückt war keiner. Auch kein Deutscher hat ihn erworben. Schließlich hat ihn meine Mutter dem Zoo überlassen. Geschenkt.

... Wenn ich später auf unseren Familientagen den Damentoast hielt — das war meist mein Deputat —, so begann ich stets mit einem Lob auf meine vortreffliche Mutter und ihre Vorzüge und mit der Schilderung, wie gütig und treu sie mich geleitet und umsorgt. Ich sagte so ungefähr: „Der römische Koriolan hat gewiß gut gestanden mit seiner Mutter. Und

erst der jüdische Uriel Akosta! Überhaupt Helden des Dramas haben meist Mütter, die eine große Szene im dritten oder vierten Akt erlauben, in der der Sohn — gleichgültig, was er sonst für ein Ruppsack gewesen sein mag — sich in seiner ganzen Glorie zeigen kann. Den Aigist und den Hamlet nehme ich aus. Das sind besonders unangenehme Fälle durch allerlei, was in der Familie passiert ist. Ferne sei es auch von meiner Eitelkeit, daß ich *mich* mit solchen Helden vergleiche. Meine Mutter heißt aber auch nicht Volumnia, sondern Luise. Trotzdem habe ich immer glänzend mit ihr gestanden. Nur einmal, das muß ich, der traurigen Wahrheit die Ehre zu geben, erwähnen, hat mich diese brave und gütige Mutter schmählich übervorteilt. Bei einem Hundekauf. Meine Ulmer Dogge, den Pluto, habe ich ihr damals viel zu billig überlassen . . ."

Wenn ich aber an dieser Stelle meiner Rede angelangt war, dann drohte mir meine Mutter vom Kopfende des Tisches mit dem Finger, und die ganze Corona lachte vergnügt.

Schade, schade, daß sie ihrem Jungen nicht mehr drohen kann. Und auch viele, viele von denen, die mit uns gelacht haben, sind schon lange still geworden.

*

Nicht verhehlen will ich, daß in meinen Studentenjahren das fröhliche Kneipen eine größere Rolle spielte, als das heutzutage wohl, vielleicht zum Vorteil des „anderen Morgens", der Fall ist. Vielleicht ist wirklich so etwas wie eine neue Moral schon in die jungen Leute gefahren — höflicher, finde ich, waren *wir* — vielleicht hat der Ernst der Zeit, der die Kinder des ersten und zweiten Jahrzehnts des zwanzigsten Jahr-

hunderts zu jungen Männern reifen ließ, ihnen die Lust am Komment und allzu reichlichem Genuß gegorener Getränke genommen. Vielleicht ... Aber auch das ist eine Erklärung, so schnöd sie sich anhören mag, daß das Bier heute doppelt und dreimal so teuer ist als zu meiner Zeit. Und daß die Weine, die wir noch, ohne in den Schuldenpfuhl zu versinken, aus offenen Gemäßen schlürfen konnten, einfach für Studiosen von heute unerschwinglich teuer geworden sind.

Ich habe als Student wohl mehr Bier als Wein, aber immer lieber Wein als Bier getrunken; wie das schließlich bei einem jungen Menschen nicht merkwürdig ist, dessen einer Großvater Weinhändler und dessen anderer Großvater Bürgermeister von Rüdesheim war.

Ein Weinlied, das ich damals — wie manches andere — für den intimeren Freundeskreis schrieb, und das in keinem meiner Bücher steht, mag meinen frühen Standpunkt zu der Frage eines kühlen Trunkes hier als einzige kleine Probe meiner längst verrauschten Studentenpoesie und meiner Studentenfröhlichkeit fixieren ...

Meinen Reden, meinen Sängen
Schmeckt's selbst an der Unverstand,
Daß an deutschen Rebenhängen
Des Geschlechtes Wiege stand;
Daß mein Stammbaum — fern der Kiefer
In dem dünnen märk'schen Wald —
In den lieben rhein'schen Schiefer
Fest die Wurzeln hat gekrallt.

Und durch Not und Herzensqualen
Zuckt es wie ein tröstlich Licht,
Wenn in schimmernden Pokalen
Sich der Gruß der Sonne bricht.
Meines Lebens frömmster Glaube
— Nennt mich immer wahnbetört! —
Blieb es: daß der Saft der Traube
Zu des Menschen Glück gehört!

Und wie an des Hades Klippen
Einst Ulyß die Freunde rief,[1]
Neigten längst verblaßte Lippen
Sich auf Gläser, fromm und tief.
Schlachtgesang von frohen Siegen
Klang erinnernd uns ins Ohr;
Und die teuren Toten stiegen
In des Weines Geist empor.

Ob die Abstinenten grollten,
Wein und Bücher hält mein Haus;
Aber lauten Trunkenbolden
Weich' ich wie den Säuen aus.
Und der Herrgott wird's vergeben,
Steht auf meinem Sarkophag:
„Zwischen Rosen nur und Reben
Blühte ihm der Feiertag!"

[1] In der Odyssee wird erzählt, wie Odysseus an den Pforten des Totenreiches die Schatten das Blut der Opfertiere trinken läßt, damit sie mit ihm reden könnten.

Das war schon ein wenig ein Blick in die Zukunft. Denn „Wein und Bücher" hat „mein Haus" erst viel später gehalten. Dann aber wirklich nur gute Bücher und gute Weine.

Kaum eine freundliche Kritik, die ich in diesem Grunewaldhäuschen über meine späteren Bücher lesen durfte, hat mich aber so gefreut wie eine Besprechung in der „Täglichen Rundschau", in der ein Kritiker — er ist früh gestorben, sonst hätte ich seine persönliche Bekanntschaft erneuert — seinen Aufsatz begann: „Ich habe Rudolf Presber nur einmal persönlich gesehen, das war beim Heidelberger Kellerfest gelegentlich der Enthüllung des Scheffel-Denkmals, als wir beide als die letzten vom großen Faß an die frische Luft befördert wurden ..." Das war vielleicht, wie mancher denkt, kein rühmlicher Anfang einer kritischen Würdigung; mir aber ging dabei das Herz auf.

Denn vor den geistigen Augen des alten Heidelberger Studenten stieg ein Bildchen herauf, durch das Bekenntnis des Kritikers geweckt. Ich sah das alte Heidelberger Faß bekränzt. Fackeln hingen rings an den Kellerwänden. Alle Tische sind besetzt, und aus großen Stengelgläsern trinken die erhitzten Musensöhne den goldenen Pfälzer Wein, den anmutige Mädchen in der kleidsamen Gretchentracht, eilig hin und her laufend, vom alten Faß holen. Weiß glänzen die Stürmer der Saxoborussen; wie dunkelrote Blumen glühen in dem Dämmerlicht jener Ecke die Mützen der „Vandalen"; das grelle Gelb der „Schwaben"mützen mischt sich mit dem fröhlichen Blau der „Rhenanen". Frische Narben ziehen sich durch die jugendlichen Gesichter; den Philistern ist der Anblick ein Greuel — aber wo sind „Philister" im Heidelberger Schloß-

keller? Die kleinen blonden Mädchen sprechen von Quarten und Terzen, und die Mütter sitzen lächelnd dabei und denken der Zeit, da sie auch genau gewußt, wer draußen auf der „Hirschgasse" die „Abfuhr" bezogen. Und durch all das Gläserklingen, Kichern, Lachen und Rufen hindurchdringend hebt auf einmal eine kräftige Stimme den Sang an:

„Alt-Heidelberg, du feine,
Du Stadt an Ehren reich"...

Das dröhnt und donnert vom Gewölbe nieder. Die hübschen Schenkinnen sind an die Tische getreten und singen mit, im Arm eines blonden Burschen. Und wie die letzten Töne verklungen sind und Zuruf, Scherz und Salamanderkommandos wieder durcheinanderschwirren, da springt ein ausgelassener „Westphalen"-Fuchs, seine Mütze schief auf dem Ohr, auf den Sockel, auf dem des Perkeo seltsam buntes Bildnis neben seinem selbsterfundenen Uhrwerk steht. Eine Blumengirlande, die er irgendwo von Wand oder Tisch genommen, schlingt er dem alten Narren um den feisten Hals und mit kräftiger Stimme intoniert er:

„Das war der Zwerg Perkeo
Vom Heidelberger Schloß,
An Körper klein und winzig,
An Durst so riesengroß"...

Es ist kein Kirchengesang, wahrhaftig nicht, und manchmal schnappt die Stimme ein bißchen über. Aber aus allen Ecken fällt der Chorus ein:

„Man schalt ihn einen Narren.
Er dachte: Liebe Leut',
Wärt ihr doch, wie ich, alle —
Feuchtfröhlich und gescheut."

Immer neue Scharen stürmen die breite Kellertreppe hinunter und alles singt mit. Ja, draußen auf dem Schloßhof stimmen sie ein. Und der Geist Josef Viktor von Scheffels hält seinen Umzug durch das ganze alte Schloß. Hinter ihm der Herr von Rodenstein mit der Hetzmeute und all die fröhlichen Gesellen des „Gaudeamus"...

Ach ja, der genius loci Heidelbergs war feucht!

*

Einmal nach einem solchen Abend — am anderen Morgen — — Heidelberger Frühsommer, so herrlich und blütenreich, wie er nur im Neckartal lachen kann. Kuno Fischer las sein Scholastik-Kolleg. Sehr früh, denn er war — leider — Frühaufsteher und schritt mit seinen kurzen Beinen, den weichen Filz tief auf die vom Schlägerhieb leicht gespaltene Nase gedrückt, in kurzen, kräftigen Exzellenzschritten morgens schon um Dreiviertelsieben Uhr die Anlage entlang, am Café Häberlein vorbei, wo Wilhelm, der (damals) jugendliche Kellner, gerade auf der Treppe seine doppelte Früharbeit verrichtete: das Wetter des Tages zu begutachten und seine Nägel umständlich mit einem Zahnstocher zu reinigen.

Es war noch zu Anfang des Semesters, und wir hielten bei der neupythagoreischen Lehre, dem Versuch, die pythagoreische Lehre zur Weltreligion zu machen und einen mythischen Py-

thagoras in der Glorie des Weltheilandes erscheinen zu lassen. In der wundervoll klaren, eindringlichen Rede Kuno Fischers (ein Lehrer! ... Ich werde nimmer seinesgleichen sehen!) hatte immer der recht, von dem er gerade handelte. So diesmal Apollonius, der Neupythagoräer, von dem die Kaiserin Julia Domna, die Gattin des Septimus Severus, Denkwürdigkeiten besessen haben soll, die sie unvorsichtigerweise dem gelehrten Philostratos übergab, der dann in acht Büchern das Leben des Meisters schrieb, seine Lehrer, seine Leiden unter Domitian und sein übernatürliches Verschwinden von dieser Erde ... Und wieder hatte — durch Kunos Kunst und Güte — Apollonius recht — im Lehren, Leiden und Verschwinden.

Ich wohnte damals in der Anlage gegenüber dem Denkmal des Marschalls Wrede, dessen hohe Ehrung an so schöner Stelle uns in einer tiefangebrochenen Nacht so unangebracht schien, daß wir ihm, mühsam zu seiner Höhe emporkletternd, auf das unbedeckte Feldherrenhaupt ein blütenweißes, aber unansehnliches Gefäß stülpten, das unterm Bett eines Kommilitonen geraubt war ...

Drei Semester habe ich hier mit der heutigen Staatsstütze, meinem Freunde Robert, meist in schöner Eintracht, gewohnt. Später, als er ein Jahr früher als ich — er war ja auch ein Jahr früher Abiturient gewesen — sein Examen gemacht hatte, allein. Nicht übertrieben, aber sehr anständig: ein kleines Zimmer zum Schlafen und ein größeres zum Arbeiten und Wohnen. Ich habe immer gern nett gewohnt und lieber mal am Ende des Monats etwas unerfreulicher gegessen. Es ist jetzt sicher eine Tafel an dem Haus. Darauf steht: „Hier sind möblierte Zimmer zu vermieten." Die war damals schon.

Das Haus gehörte einer Persönlichkeit, die ebenso mythisch blieb, wie Apollonius aus Tyana in Kappadozien. Man sah sie nie. Die sehr vielen hübsch möblierten Zimmer vermietete in ihrem Auftrag eine ältere Dame, Fräulein Sch..., die immer erkältet war. Ich habe fünf Semester da gewohnt, aber nie konstatieren können, ob sie eigentlich eine Alt- oder eine Sopranstimme besaß; sie war immer heiser. Ihr zur Seite stand ein untersetztes, resolutes Hausmädchen, die Helene, die gut, fleißig und freundlich für ihre Studenten sorgte.

Eines Morgens befand sich an meiner Wohnzimmertür ein Zettel angeheftet, auf dem in meiner, nie sehr schönen Handschrift zu lesen war: „Liebe Helene — n i c h t wecken, bitte!“... Mir war offenbar bei der Heimkehr in der Nacht flüchtig zum Bewußtsein gekommen, daß mir nicht gut sein werde am anderen Morgen, und daß der mythische Apollonius aus Tyana in Kappadozien seine Anziehungskraft umsonst auf meine zu schwachen Lebensgeister ausüben werde.

Meine Ahnung trog nicht. Ich hatte — um es kurz zu sagen — einen der riesenhaftesten Kater meines in seinen früheren Stadien an solchen Peinlichkeiten nicht armen Lebens. Auch war ich nicht ganz ordnungsgemäß zu Bett gegangen; hatte das Haupt irrtümlich zum Schlummer auf einen harten Gegenstand gelegt und die Beine, ohne Rücksicht auf die erfrischende Morgenkühle, schlecht zugedeckt — mit einem Wort: mir war sehr übel zumute, als ich — ja, als ich d o c h geweckt wurde. Von Helene.

„Herr Doktor,“ sagte die Helene — man wurde damals allgemein „Herr Doktor“ genannt; lange eh' man's war. Als der Kutscher, der mich oft ins Neckartal hineingefahren, mich

später zum Examen fuhr und mir, da ich „Bestanden" herauskam, als erster mit Peitschenknall seinen Glückwunsch stammelte, da hielt er plötzlich in seiner Gratulation inne, von einem quälenden Gedanken sichtlich gehemmt, und meinte: „Ei ja, Herr Doktor, muß i dann jetzt Herr Professor zu Ihne saage?" ... Ich bin schon wieder woanders. Und will doch zum König von Griechenland.

Also: „Herr Doktor," sagte die Helene — „also Sie müsse ganz g'schwind aufstähe!"

„Wieso?" Ich glaube, ich habe damals bloß „wieso" gesagt. Aber in diesem „wieso" lag sicher mein ganzer tiefer Abscheu vor der bodenlosen Niedertracht dieses Vorschlages.

„Ei also," sagte die Helene, und ihr freundliches Gesicht nahm die Miene gelinder Verzweiflung an, „ei, also — der Kronprinz von Griechenland — ei, Sie wisse doch, der will seiner jungen Frau sei alt Wohnung zeige."

Wenn mir Helene gesagt hätte, der Schah von Persien wolle jetzt hier um meinen Nachttisch sofort ein Kamelwettrennen veranstalten oder die Fischerinnung von Spitzbergen habe mein Waschbecken angekauft, um junge Seehunde darin aufzupäppeln, so wäre mir das zunächst a u c h nicht abenteuerlicher erschienen. Und ich hatte ein Schädelweh — o Gott, ein Schädelweh —!!

„Der Kronprinz von Griechenland — wieso?"

„Ei, also" — die Helene fing ihre Sätze stets mit „ei, also" an; es gab aber auch einige verwickeltere Konstruktionen, die sie durch „also, ei" einleitete ... „Ei, also" — äußerte die Helene, „der Kronprinz von Griechenland hat im Viktoriahotel gefrühstückt" ...

„Gefrühstückt?! Daß er das kann!“ Mir erschien in Anbetracht meiner Magenzustände ein „Frühstück“ eine Heldenarbeit, mit der verglichen alle Arbeiten des Herkules zu neckischen Tändeleien zusammenschrumpften.

Die Helene sprach weiter, sprach viel, äußerte noch mehrfach „ei, also“ und auch „also, ei“ — aber der tiefste Kern ihrer wortreichen Darlegungen blieb immer die Tatsache, daß der Kronprinz von Griechenland gefrühstückt habe und hierher komme, und daß ich deshalb aufstehen müsse. Auch Fräulein Sch... meine dies, sagte Helene. Und der Briefträger habe sich gewundert, daß es noch nicht geschehen sei; denn der Kronprinz von Griechenland habe gefrühstückt und käme hierher.

Während sie so sprach, die gute Helene — Gott lohn's ihr heute noch, wenn's nicht schon geschehen ist — begann sie, von ihrem Ordnungssinn getrieben, heftig bei mir aufzuräumen. Was einesteil deshalb nicht leicht war, weil ich zur Nachtzeit seltsame und nicht ohne weiteres einleuchtende Arrangements getroffen hatte, andernteils, weil ich einiges, das sie suchen zu müssen glaubte, leider mit ins Bett genommen hatte, zum Beispiel meinen linken Strumpf.

In meinem Hirn aber, das auf die neue und unsympathische Gedankenarbeit durch gräßliches Hämmern und Klopfen reagierte, klärte sich langsam einiges. Konstantin, Herzog zu Sparta, Kronprinz von Griechenland, ein paar Jahre älter als ich, hatte hier in Heidelberg, das wußt' ich, studiert; hatte als schlanker, hübscher Bursch den weißen Stürmer der Saxoborussen auf dem Riesenstein und in der Hirschgasse getragen und — in meiner Wohnung gewohnt.

Das klingt sehr vornehm, was? Aber die Sache verein-

facht sich für mich. Seine Königliche Hoheit hatte nämlich die ganze Etage (oder doch einen großen Teil davon) innegehabt, von der ich nur zwei freundliche, aber nicht üppige Räume jetzt zu Zeugen meiner Katerschmach gemacht hatte. Er hatte mit seiner jungen Gemahlin, des Kaisers Schwester, Deutschland besuchend, und Altheidelberg, die feine, die Stadt an Ehren reich, in treuer Anhänglichkeit nicht vergessend, den liebenswürdigen Einfall, der Gattin auch die Räume zu zeigen, in denen er als Student gehaust. Und das mußte, so wollte es mein persönliches Pech — ausgerechnet an dem Tage stattfinden, wo mich ein Katzenjammer von einem Schweiß in den anderen trieb und aus meiner Stirnhöhle eine Zirkusgarderobe machte.

„Ei, also — das Fräulein Sch... meint, wann Se rasch Ihrn Frack anziehe täte, könnte Se ihm vorg'schtellt wärde."

Ich glaube, der Kronprinz Konstantin hätte an jenem Vormittag in Heidelberg keine reine Freude an meiner Bekanntschaft gehabt. Auch nicht an der meines Frackes, der die letzte Nacht mitgemacht und sich heimtückisch, wie so Fräcke sind, irgendwo an eine Kalkwand gelehnt hatte.

Einem schwachen Versuch, mich zu erheben, entnahm ich den Entschluß, liegen zu bleiben. Ich verständigte die Helene von diesem Vorsatz.

Sie war voll Entsetzen der Ansicht, daß mich dann die Polizei herausholen würde, was ich nicht glaubte. Auch daß der Himmel einstürzen könne, zog sie in den Kreis ihrer Betrachtung, und ich erwog d i e s e Möglichkeit schon hoffnungsvoller. Denn mir war sehr schlecht.

Schließlich holte sie Fräulein Sch..., die durch die halb-

geöffnete Tür, mit züchtig geschlossenen Augen und ihre Stimmbänder bis zur letzten Kraft anstrengend, mit mir parlamentierte, ob ich das neutrale Gebiet gutwillig verlassen wolle oder nicht.

Es waren nicht etwa demokratische Instinkte, die mir zunächst das Herz verhärteten. Ich fühlte mich einfach physisch der Riesenaufgabe des Aufstehens, Waschens und Ankleidens noch nicht gewachsen.

Schließlich siegte mein Edelmut. Denn ich sagte mir, daß der Herzog von Sparta unmöglich die Herzogin von Sparta in ein Zimmer führen könne, in dem ausgerechnet *ich*, unrasiert und verkatert, als wesentlichster Zimmerschmuck unter dem Porträt Napoleons im Bett läge ...

Venizelos hätte vielleicht später seine Freude an dem Gedanken gehabt, die ich damals beim Aufstehen über den Besuch des Herzogs von Sparta produzierte. Denn einen nicht ausgeschlafenen Kater schwerster Rasse im Eiltempo durch alle Stadien des Ankleidens hetzen, das ist eines der erlesensten Martyrien, auf das nicht einmal Nero oder Domitian gekommen ist. Und meine Beschäftigung mit den Neupythagoreern und der Hinblick auf das edle Vorbild des Apollonius aus Tyana in Kappadozien hat mir nicht das Mindeste dabei genutzt. So daß eine der Wurzeln meines tiefsten Mißtrauens gegen die Heilkraft der Philosophie in jener Stunde zu suchen ist, da ich, blaß, grollend und mit schweißbetropfter Stirn, dem Herzog von Sparta das Feld räumte.

Den Frack habe ich nicht angezogen. Der *Frack* sah nicht gut aus, *ich* sah nicht gut aus, und wir beide zusammen hätten an jenem Tage *auch* keinen imponierenden Eindruck erzielt.

Auch kam mir plötzlich der erschreckende Gedanke, der Herzog von Sparta könnte mich griechisch anreden — und gar das Gespräch auf die griechischen Weine bringen, die der Konsul Menzer in Neckargemünd sonst sehr zu meiner Freude verzapfte — was aber bei solcher Gesprächswendung bestimmt erfolgt wäre, das ist weder in der spanischen noch in der griechischen Hofetikette vorgesehen!

So ging ich — in dem Tempo älterer orientalischer Lokalbahnen — hinter dem Hause den sanft ansteigenden Weg des Gartens hinauf. Ohne Frühstück, ohne Hut, ohne wesentliche Hochschätzung vor meiner eigenen Person. Und ohne die Möglichkeit, den Herzog von Sparta zu fragen, warum er nicht einen Tag früher oder später der Herzogin meine Zimmer zeigen konnte...

Der Herzog von Sparta ist dann einige Jahre König der Hellenen gewesen. An die Heidelberger Zeit, so schön sie war, wird er im Schatten der Akropolis selten zurückgedacht haben. Ich aber konnte nie seinen Namen lesen, sein Bild sehen, ohne lächelnd an jenen furchtbaren Vormittag zu denken, an dem für ihn Saloniki und für mich Berlin weit, so weit lagen. Und an dem ich — ei, also — „beinahe" seine Bekanntschaft gemacht hätte.

Auf einem Presseball viele, viele Jahre später in Berlin — ich war längst kein Student mehr — legte eine in ihrer Neugier etwas taktlose ältere Dame, der ich die Zelebritäten des Festes zu zeigen und zu erklären den Vorzug hatte, den ringgeschmückten Finger an meine Ordenskette, hob behutsam das besonders hübsche griechische Erlöserkreuz daraus hervor und fragte: „Wofür haben Sie d a s wohl bekommen?"

Haus Ithaka, Ostseebad Graal in Mecklenburg

„Wenn Sie es nicht weiter sagen," antwortete ich ernst, „so will ich es Ihnen verraten. Der Herzog von Sparta hat einmal, als er vor Jahren Heidelberg besuchte, in seinem Zimmer — einen Strumpf von mir gefunden." Verbeugte mich und ließ sie stehen.

Ich glaube, sie hat mich für verrückt gehalten. Und doch war das mit dem Herzog von Sparta richtig. Die Helene hat mir's später mit verschämtem Lachen erzählt.

Das „Erlöserkreuz" allerdings hab' ich erst viel später bekommen. Und seine Verleihung hing mit dem Sockenfund in keiner Weise zusammen.

*

Ich will ja in diesen meinen Erinnerungen an eine fröhliche Jugendzeit keine Anleitung zu philosophischem Studium geben. Ja, es mag fast, wenn ich so von unseren sorglosen Tagen erzähle, den Anschein erwecken, als ob ich überhaupt nichts oder nur sehr wenig gearbeitet hätte. Das ist aber nicht richtig. Hätte auch kaum zu einem Erfolg geführt vor einem Prüfungskollegium, dem die gestrenge Exzellenz präsidierte.

Aber ich hatte von Anfang an in Heidelberg, auch als ich noch nicht beim „Büffeln" war und die frohen Feste nicht immer sauren Wochen folgten, wenigstens die Kollegien regelmäßig besucht, niemals ohne zwingenden Grund gefehlt und war mit Aufmerksamkeit, ohne stenographieren zu können, nachschreibend dem Vortrag gefolgt. Wobei ich bemerken möchte, daß ich heute noch die Stenographie zwar für etwas ungemein Nützliches und Praktisches halte, aber im Kolleg nach wie vor den größeren Vorteil darin sehe, nicht mechanisch

zu stenographieren. Man ist dann nämlich gezwungen, gleich bei der ersten Niederschrift nur das Wesentliche in Kennworten, oft in Sätzchen eigner Prägung zu notieren, also gut aufzupassen und bei der späteren Ausarbeitung des Heftes das in Stichworten Festgehaltene noch einmal nachspürend zu überdenken. Während der Stenographiekundige und sich auch im Kolleg der Kurzschrift bedienende sehr leicht dazu kommt, ohne viel mühsames Nachdenken so ziemlich alles, auch das Unwesentliche, das Beiläufige mit zu notieren. Wenn er dann später die zahllosen Blätter seiner Aufzeichnungen durcharbeitet, findet er sich zwischen dem Wesentlichen und dem Unwesentlichen nicht mehr mit voller Sicherheit zurecht. Und hat nach meiner Erfahrung eine größere und schwierigere Arbeit als der aufmerksam und intelligent in Kurrentschrift nur das Wichtigste des Gehörten Notierende.

Dieser regelmäßige Kollegienbesuch und die vernünftig durchgeführten Notizen halfen später viel. Denn das gesprochene Wort haftet ganz anders als das gelesene; man hört an der im Gedächtnis wieder anklingenden Betonung, worauf es wirklich ankommt, und was in der Lehre oder dem Lebensgang eines Führenden bloß von nebensächlicher Bedeutung ist. Auch war es vielleicht klug von mir, der ich Philosophie im Hauptfach studierte, mir nur e i n e n Lehrer für die ganze Studienzeit — denn das erste Freiburger Semester rechnet kaum — zu wählen. Da es schließlich bei diesem Studium — wenigstens im Examen, das des Studiums nächstliegendes Ziel ist — mehr als bei anderen Wissenschaften, in denen es sich weniger um Gedankensysteme und schwankende Fragen als um feststehende Tatsachen handelt, darauf ankommt, zunächst mal —

Revision durch eigene Erkenntnis vorbehalten — in verba magistri zu schwören.

Für die Literaturgeschichte aber hatte ich in einem Professor, der damals noch nicht prüfte, aber als einziger — neben Fischers „Faust"- und „Lessing"-Kolleg — neue deutsche Literatur las, einen Helfer und Wegweiser gefunden, der, soweit es der Abstand zwischen Dozent und Student erlaubte, allmählich mir ein gütiger Freund wurde.

Im selben Hause, in dem ich oben wohnte, hatte der von Czernowitz nach Heidelberg übergesiedelte Wiener Professor Dr. Max Freiherr von Waldberg sein gemütliches, bücherreiches Junggesellenwigwam aufgeschlagen. Er war begeisterter und dankbarer Schüler Wilhelm Scherers und Erich Schmidts; war Freund und Studiengenosse von Brahm und Schlenther, deren von Stauffer-Bern radierte Köpfe sein Arbeitszimmer schmückten. Als er, vermutlich noch etwas klopfenden Herzens, seine erste „Hörerliste" in Heidelberg auflegte, war ich — sein Hausgenosse in der Anlage — zufällig der Erste, der sich einzeichnete. So hat eine gewisse abergläubische Einstellung den Schüler mit dem hier sein Glück versuchenden Lehrer verbunden. Und da dieser Schüler fünf Semester lang seinem Lehrer treu blieb, sein Seminar fleißig besuchte und ihm auch — als Hausgenosse, und manchmal der Ehre gewürdigt, an seinem Abendtisch im Rodensteiner mit ihm und dem Professor Heimburger von der juristischen Fakultät zu Abend zu essen — menschlich näher kam; und da dieser Lehrer, einer der liebenswürdigsten und hilfreichsten Gelehrten, seinen Rat und seine überaus reiche Bibliothek dem dankbaren Schüler oft und willig zur Verfügung stellte, so

entwickelten sich freundschaftliche Beziehungen. Die haben sich zwar später nie in geistreicher und formvollendeter Korrespondenz ausgelebt, haben aber jedes Wiedersehen zwischen Lehrer und Schüler für beide zu einem freudigen Erlebnis gemacht.

Sogar ein recht übles Danaergeschenk, das meine mißleitete Dankbarkeit dem guten Professor machte, hat er mir rasch verziehen. Und das kam so. Ich sann und sann, da ich häufig und aufs beste von ihm beraten und eifrig seine Bibliothek benutzend tief in seiner Schuld war, wie ich mich dem Professor einmal irgendwie dankbar erweisen könnte. Da fand ich in den Ferien auf einer Ausstellung in meiner Vaterstadt die ersten wunderlich blanken Gegenstände aus dem neu gefundenen federleichten Metall, das sich „Aluminium" nannte. Unter dem vielbeachteten Ausgestellten auch Schlüssel jeglicher Art. Nun war unser Heidelberger Hausschlüssel, vielmehr der Schlüssel, der das Gartentor zu dem dicht am Berg liegenden Hause öffnete, ein eisernes Ungeheuer, das dem Träger entweder von der Tasche aus ins Bein stieß und den Schenkel drückte oder das hinten an der Hosenschnalle wie der Klöppel einer Glocke herumhing. So beschloß ich, stolz auf meinen Einfall, zwei Hausschlüssel kleineren Formats aus dem neuen federleichten Metall herstellen zu lassen, und den einen davon feierlich dem Professor, der solch herrliches Geschenk sicher schätzte, zum Präsent zu machen. Gesagt, getan. Waldberg hatte eine feine Wiener Art, sich zu freuen und zu danken. Und ich ging, beseligt über meine gute Idee, am Abend dieses Tages friedlich schlafen.

Die Nacht aber war unruhig. Und als am nächsten Morgen der Gustav, nicht mein längst wieder in Marburg das

Examen vorbereitende Gustav O., sondern unser ausgezeichneter Hausdiener, einer der bravsten Burschen, die ich je gekannt, treu wie Gold und für seine Herren besorgt wie der Tronjer Hagen für seine Burgondenkönige — er hat übrigens später die nette rundliche Helene geheiratet und hat durch Waldbergs Vermittlung ein Kustodenpöstchen an einem Institut der Universität bekommen — — Doch zurück aus diesem unerhört langen Satz! Also, als am nächsten Morgen der Gustav meine blitzblank gewichsten Stiefel brachte, fragte ich ärgerlich: „Was ist denn das heut nacht für ein Affenlärm am Gartentor gewesen?! Wer ist denn da schon wieder besoffen nach Hause gekommen?!"

„Ha, nein!" sagte der Gustav feixend, „betrunken war er nit. Das macht er doch überhaupt nit, der Herr Professor."

„Was denn für ein Professor?" fragte ich, schon mißtrauisch.

„Ha, als wie der Herr Baron — der Herr Professor von Waldberg. Der hat jetzt so einen neumodischen Schlüssel fürs Tor. Und wie der heut nacht nach Hause gekomme ischt, da ischt ihm doch gleich das Malifizding am Bart abgebroche! Ha, da hat er halt über das hohe Gittertor klettern müsse. Und ischt so e wüschte Turnerei doch auch nit mehr so g'wöhnt . . ."

Allmächtiger, mein Präsent! Mein Schlüssel! Am Ende denkt er, ich habe einen Witz mit ihm machen wollen! — —

Aber der Professor von Waldberg hat so schlimme Gedanken über andere nicht gehegt. Er hat mir den Schlüssel verziehen und hat an meine gute Absicht geglaubt — und nicht an einen schlechten Witz. Der es auch in diesem Fall — das

kann ich nach so vielen Jahren noch ehrlich beteuern — wirklich nicht gewesen ist.

*

Andere freilich — Freunde und Kneipgenossen — wenn denen etwas passierte, das eine fatale Ähnlichkeit mit einem kleinen Schabernack hatte, so pflegten sie mit Geßler, dem sterbenden Landvogt, nach meiner Wenigkeit hindrohend zu äußern: „Ich kenn' den Schützen — suche keinen andern!"

Doch haben solche unwillkommenen Tellgeschosse zuweilen auch ihren Nutzen gebracht. Wofür in meinem Gedächtnis just ein Beispiel auszuwählen ist.

In Heidelberg gab es, als ich studierte, einen dicken, schrecklich dicken Dienstmann. Der „Muck" hieß er. Wie er wirklich hieß, wußte kein Mensch. Ich glaube fast, er selbst nicht mehr. Der Muck war der umfangreichste Dienstmann, den ich je in Deutschland oder woanders gesehen. Und er hatte die röteste Nase, die je leuchtend ins Bereich meiner Augen gestrahlt.

Der Muck war nicht töricht; aber er redete nicht gern. Das Reden ermüdete ihn. Auch war er nie ganz nüchtern; ein Zustand, der den Dienst der Zunge bekanntlich erschwert. Der Muck hatte den Fleiß nicht erfunden. Pakete, deren Gewicht ein Pfund überstieg, trug und besorgte er ungern. Auch bis nach Neuenheim auf die andere Seite des Neckars bemühte er sich nur ohne rechte Lust. Es zog ihm zu sehr auf der alten Brücke. Bekam er einen Auftrag nach Neuenheim, so winkte er gewöhnlich einen jungen, nie rasierten Kollegen heran, den er onkelhaft begönnerte, und empfahl dem Auftraggeber diesen dankbaren Jüngling für das lästige Geschäft.

Der Muck stand immer am selben Platz; zwischen der Universitätsbuchhandlung und dem schmucken Juweliergeschäft, dessen Inhaber ein Bruder des berühmten Malers Wilhelm Trübner war. Hier lehnte der Muck malerisch in einer Mauerecke und wartete, ob ein Saxoborusse vielleicht ein Veilchensträußchen für eine englische Miß ins Hotel Viktoria getragen haben wollte, oder ob ein Vandale noch rasch einen Eilbrief an seinen alten Herrn in den Zug nach Hamburg zu besorgen hatte. Dann schlug der Muck den Betrag für die Trambahnfahrt hin und zurück gleich auf das geforderte Honorar — und bestieg seufzend den Wagen, um sich gewissenhaft zu betätigen.

Aber er war doch nicht — beinah hätte ich gesagt „adelsstolz" — der Muck. Er besorgte auch Aufträge für Studenten, die nicht den weißen Stürmer trugen, wenn er angemessen honoriert wurde. Und, wie schon erwähnt, die Besorgung seine vom Alkohol geschwächte Körperkraft nicht überstieg.

Da ich damals auch häufig Veilchensträußchen zu überbringen hatte, und der vorbildlichen Diskretion des Muck gewiß war, der niemals in Gegenwart Fremder oder gar verwandter Personen den Namen seines Auftraggebers nannte, so standen wir in Geschäftsverbindung, der Muck und ich. Und da meine Aufträge manchmal munterer Natur waren und der Muck im Grunde ein vergnügter Knopp war, so hatte er mich, glaub' ich, ganz gern und nannte mich „Herr Baron", obschon er so gut wie ich selbst wußte, daß mein Koffer ganz schlicht „R. P." gezeichnet war und in dem Hause Anlage 22 hinter der Zimmerdusche stand.

Damals hatte ich unter meinen Studienfreunden einen —

er ist längst tot — es war ein lieber, netter Kerl, nur spielte er immer den „Feuerzauber" auf einem verstimmten Klavier, wenn man ihn besuchte — ja, also, den wollte seine Familie durchaus mit einem sehr begüterten Mädchen in seiner Heimat verheiraten. Natürlich erst, wenn das Examen bestanden war. Sie war aus bester Familie und sehr hübsch — das sagten die Eltern. Er sagte gar nichts. Aber er wollte nicht. Er nannte sie nur den „Goldfisch", wenn er von ihr sprach.

Seine Mutter hatte anfangs des Semesters ein paar Wochen oben auf dem „Kohlhof" gewohnt. Und jedesmal, wenn wir sie dort besuchten, nahm sie mich in mütterlicher Besorgnis beiseite und sagte: „Versprechen Sie mir, lieber Herr Rudolf, daß Sie meinem Heinrich g u t zureden." Sie nannte „gut zureden": den Goldfisch mit schönen Reden anpreisen. Und dann hatte sie gehört — von irgendeinem Undisziplinierten —, daß ihr Heinrich eine kleine Freundin in Heidelberg habe — ein Bürgermädel. Das griff aber eigentlich den Ereignissen vor. Er „hatte" sie nicht — er liebte sie nur — und hoffte.

Als ich mich dann am Bahnhof mit vielem Hackenplappen, wie das damals vorgeschriebene Mode war, von Heinrichs Mutter verabschiedete, sagte sie, indem sie mich wieder beiseite zog, so daß wir beinahe die zwergenhafte Blumenfrau umgerannt hätten, die hier seit vielen Jahren den Abfahrenden Veilchen anbot — sagte sie halblaut: „Ich habe also Ihr Wort, Herr Rudolf, Sie sind sein Freund! Und sobald er Dummheiten machen will mit der Kleinen, erinnern Sie ihn an — Sie wissen ..."

„An den Goldfisch."

„Nun ja. Sie tun für sein Leben ein gutes Werk. Glauben Sie seiner Mutter!"

... Jetzt war es Sommer. Und eines Nachmittags — das hatte ich nicht direkt von Heinrich erfahren, aber so aus allerlei Vorbereitungen mit der Spürnase, die man für so was hat, ganz gut gemerkt — sollte so um fünf Uhr ein kleiner „Tee" bei ihm stattfinden auf seiner sturmfreien Bude. — Na ja, er erwartete Wunderdinge vor diesem Nachmittag und diesem Tee, zu dem weiter keine Einladungen ergangen waren als nur eine einzige. Im Gegenteil — seiner Wirtin hatte er ein Retourbillett nach Neckarsteinach geschenkt. Sie mußte dort unbedingt mal unter blühenden Kastanien Kaffee trinken! Uns hatte er erzählt, er führe nach Mannheim am Nachmittag, um dort abends die „Walküre" zu hören. Aber die Kastanien in Neckarsteinach blühten schon längst nicht mehr — und im Mannheimer Hoftheater wurde an jenem Abend der „Wildschütz" gegeben.

Der Auftrag der besorgten Mutter fiel mir ein. Außerdem ärgerte mich die Heimlichtuerei des Freundes. Wenn er denn schon — warum dann —?

So ging ich zu Muck an die bewußte Ecke. „Muck," sagte ich, „wissen Sie hier irgendwo eine zoologische Handlung?"

„Wollen Sie einen Hund kaufen, Herr Baron?" fragte Muck freundlich, denn er witterte Prozente.

„Nein, keinen Hund, Muck. Einen Fisch."

Mucks Gesicht spiegelte Enttäuschung. „Ach so, eine Fischhandlung —? Die ist oben in der Plöck."

„Nein, keine Fischhandlung. Ich brauche lebende Fische. Und keine Speisefische — ich will Goldfische."

Muck wußte auch dafür Rat. „Ja, oben in der Nähe vom Bahnhof — wir werden am besten mit der Trambahn . . .“

Und wir fuhren mit der Trambahn, der Muck und ich. Fanden das Geschäft und die Goldfische. Ich erstand zu Mucks nicht geringem Erstaunen acht lebende Goldfische und, was ihn noch mehr wundernahm, acht Fischglocken, von denen ich die Hälfte billiger bekam, weil sie einen Sprung hatten. Aber die anderen waren a u c h keine Ausstellungsobjekte.

„So, jetzt setzen wir je einen Goldfisch in je eine Glocke. Und nun geben Sie gut acht, lieber Muck! Ich engagiere Sie für zwei Stunden heute nachmittag — von fünf bis sieben Uhr.“

„Um Gottes willen!“ stöhnte Muck, dem zwei Stunden Arbeit hintereinander durchaus unbekömmlich erschienen. Außerdem war er gewöhnt, um halb Sieben einen Abendschoppen beim „Kümmelspalter“ zu machen. Das sagte er mir ehrlich.

Ich redete ihm den Abendschoppen aus. Auch die Abendzeitungen konnte er dem Baron Bernus — das war ein richtiger Baron und Sarobo russe, der mit einem Temporalisschmiß in der Klappe lag — noch nach Sieben bringen . . .

„Also, Muck,“ belehrte ich ihn, „Sie haben doch eine Uhr? — Und w a s für eine — ich sehe schon — bei Ihnen ist alles gigantisch. Schön. Jetzt stellen Sie sich die acht Goldfischgläser — Sie können natürlich nur immer zwei auf einmal transportieren — die stellen Sie sich irgendwohin in die Nähe des ‚Silbernen Hirschen‘. Dort wohnt, Sie wissen, mein Freund, der —“

Muck nickte — er war im Bilde. Er schlug mir selber vor, die acht Goldfischgläser ins Café Häberlein zu stellen. Das

war zwei Häuser vom „Silbernen Hirschen" entfernt. Und außerdem gab es dort wie in jedem Café auch Kognak.

„Was aber sollte weiter geschehen?" forschte der Muck.

„Weiter? — Alle Viertelstunde, genau nach Ihrer tadellosen Uhr, lieber Muck, gehen Sie nun in den Silbernen Hirschen in den ersten Stock, gleich rechts die Tür an der Treppe, zu meinem Freund, dem Herrn Heinrich —, und geben ihm persönlich — verstehen Sie, per—sön—lich! — er ist zu Hause, wenn er auch zunächst nicht so tut, und er bleibt zu Hause — geben Sie ihm also persönlich einen Goldfisch im Glase ab."

„Alle Viertelstunde — einen Goldfisch?"

„Jawohl. Sagen Sie ihm aber nicht, wer Sie schickt. Und deuten Sie niemals an, daß in einer Viertelstunde wieder ein Goldfisch antanzt. Um sieben Uhr geben Sie den letzten Goldfisch — das ist also der achte — da oben ab."

„— wenn mich der Herr Baron nicht schon beim vierten oder sechsten die Treppe hinuntergeworfen hat!"

„Das wird er nicht, lieber Muck. Übrigens, Sie kennen ja die Treppe, sie ist nicht unbequem — und Sie sehen sich vor."

„Ja, ja — das mach' ich schon." Mucks rote Nase zuckte. Über sein weinrotes Gesicht wetterleuchtete eine heftige Fröhlichkeit. Alle Viertelstunde einen Goldfisch — und das nicht weit weg — gleich im Nebenhaus abgeben — und — das war für ihn kein Zweifel — einen Beschenkten damit ärgern — und ernst dabei bleiben und feierlich! Das war ein Geschäft für Muck, wie es durchaus seinem Wunsch und Wesen entsprach ...

Von einer entfernten Bank in den Anlagen — da, wo jetzt im Erzbild der Entdecker der Spektralanalyse, Bunsen, sitzt, denke ich, die famose alte Exzellenz, die als lebendiger Bräutigam ihren eigenen Hochzeitstag vergaß und dann für immer ledig blieb — von dort beobachtete ich die Expeditionen des braven Muck.

Punkt fünf Uhr kam er, sein Goldfischglas wie eine geweihte Schale, in den gewaltigen Händen vor sich her tragend, bedächtig aus dem Café Häberlein und verschwand zwei Häuser weiter im „Silbernen Hirschen". Drei Minuten später kam er, schmunzelnd wie nach vollbrachter guter Tat, wieder heraus. Er hatte begriffen — er hatte gewirkt.

So tat er jede Viertelstunde mit dem Glockenschlag. Als er, von der Ablieferung des fünften Fisches zurückkommend, die Schwelle des Hauses überschritt, wurde oben ein Fenster heftig aufgerissen. In den Händen Heinrichs, der sich für den intimen „Tee" mit einer Pekesche geschmückt hatte, blitzte ein Goldfischglas. Wasser ergoß sich in dickem Strahl sturzbachartig über den unten zusammenzuckenden Muck. In der Wasserflut blitzte es goldig auf.

Ein paar Minuten später huschte, wie von Hunden gehetzt, ein hübsches schlankes Mädel, den eilig aufgestülpten Hut schief auf dem blonden Wuschelkopf, mit einem Arm erst im Mäntelchen, über die nassen Fliesen. Ohne sich umzusehen, rannte sie nach dem Stadtpark zu davon.

Oben aber beugte sich Heinrich in der Pekesche weit aus dem Fenster: „Elli — Elli —!"

Aber Elli hörte nicht. Dahingegen wäre sie beinahe mit dem tüchtigen Muck zusammengestoßen, der gerade, gewissenhaft,

Fisch Nummer sechs behutsam im Glase balancierend, seinen versprochenen Gang wieder antrat...

Am nächsten Morgen schickte mir Heinrich seine Zeugen: Säbel ohne Binden und Bandagen bis zur Abfuhr. Aber die Zeugen, so würdig sie sich benehmen wollten, konnten kaum das Lachen verbeißen, während sie ihre Forderung begründeten. Und ich lachte auch. Dann tranken wir zusammen einen Schnaps, die Zeugen und ich, und schließlich — zwei Tage später — lachte Heinrich auch. Der Zorn war verraucht — der Humor siegte. Die krummen Säbel sind nicht bemüht worden in der Hirschgasse.

Mit den Goldfischen hat er das siebenjährige Söhnchen seiner Wirtin glücklich gemacht.

Den „Goldfisch" hat er zwei Jahre später geheiratet.

Jetzt ist er schon eine ganze Reihe von Jahren tot. Die Witwe, eine nette, stille Frau, habe ich mal besucht. Ihre beiden Jungens spielten gerade mit dem Aquarium.

„Vater hat's uns noch geschenkt," sagte der Älteste. „Er hat die Goldfische so gern gehabt."

„So?" sagte ich, „das wußte ich gar nicht. Und der Muck ist auch schon tot."

Aber da merkte ich, daß ich eine Dummheit gesagt hatte — und ging.

*

Allmählich — wie's das Leben, auch das fröhliche Leben des Studenten von Anno dazumal so mit sich brachte — traten die Kneipereien, Späße und Wanderfahrten mehr in den Hintergrund, und die ernste Arbeit füllte den Tag.

Ich hatte alle Blätter, die meine lyrischen und prosaischen

Phantastereien füllten, sorgsam grün versiegelt — ich siegelte damals bezeichnenderweise immer „grün" — und im Pult verschlossen, damit sie mich nicht locken und stören sollten. Denn ich wollte in aller Stille meinen „Doktor bauen". Ich büffelte bei verhangenen Fenstern Hobbes „Leviathan, sive de materia, forma et potestate civitatis ecclesiasticae et civilis", erfrischte mich an Lockes Originalvorstellungen im Gebiet der Sensation und Reflexion und bemühte mich, mit René Descartes an allem zu zweifeln, um dann de omnibus dubitans dahinter zu kommen: ich zweifle — also ich denke — also: ich bin. Ergo sum —! Abends in dem Weinstübchen bei Schermers auf der Hauptstraße — es existiert nicht mehr und keiner ahnt mehr, wie köstlich und urgemütlich es in dem Hinterstübchen bei diesem mit Feinkost handelnden Holländer zuging, den wir wegen seines kleinen Toupés den „Perückles" nannten — in dem Hinterzimmerchen bei Schermers brummte mir noch der Kopf. Wer diese Zeiten durchgemacht hat, der weiß, daß der Himmel der Philosophie durchaus nicht voller Baßgeigen hängt und daß ein zweiundzwanzigjähriger Student, der eben das Senkblei des Zweifels tief in das Meer der Schein- und Sinnenwelt niedertauchen läßt, wenig Neigung und Humor übrig hat für die Heiterkeit der schönen Künste.

Es sei denn erstens, daß er abends spät mit lieben Kneipgenossen — wie ich sie in Hermann Abresch und Walter Arnsperger besaß — sie sind beide tragisch gestorben. Segen ihrem Andenken! — sich ein Türkenblut mischen und singen kann: „Glücklich ist, wer vergißt —"

Und es sei denn zweitens —

Ich kannte damals in Heidelberg eine Dame, eine junge

Dame, eine hübsche, junge Dame, eine mir liebe, hübsche, junge Dame. Sie studierte nicht, das war überhaupt damals noch nicht so Mode bei den Damen.

Aber sie beschäftigte sich.

Sie ging auf dem Drahtseil und schwang japanische bunte Schirme dazu. Auch hatte sie zwei dressierte Tauben, die sich ihr auf die Schultern setzten, wenn sie auf dem Drahtseil ging. Wenigstens, wenn sie gut gelaunt waren, taten sie das.

Das Publikum fand das sehr schön und rührend und klatschte heftig.

Und doch — die Künstlerin machte gar kein so vergnügtes Gesicht, wie man das erwarten sollte von einer Dame, die in goldenen Schuhen mit bunten japanischen Schirmen balancierend, Tauben auf der Schulter, über ein Drahtseil geht. Später kam dann eine Pantomime im Zirkus. Man wird gemerkt haben, daß ich von einem Zirkus rede, der freilich nicht in Heidelberg selbst, aber nahe genug seine Vorstellungen gab. Diese Pantomime, reichlich albern, wie alle solche Zirkuspantomimen, brachte vor der Schlußapotheose eine Schleifenjagd zu Pferd. Und meine Miß Soundso — eine „Miß" war's natürlich auf dem Zettel, damals ging das noch nicht anders — saß auf einem schlanken Fuchs und nahm die Hürden wundervoll.

Und jedesmal fiel mir auf, wie fröhlich ihr Gesicht war, wenn sie so — hoppla! — die Hürde nahm; wie sie die hübschen weißen Raubtierzähne zwischen den roten Lippen zeigte und jede Muskel Freude, Glück und Leben blitzte. Bloß daß sie eine strohblonde Perücke unter dem Dreispitz trug, die sie entstellte, fand ich albern ...

Und ich sagte mal zu ihr: „Wie kommt das nur, daß du auf dem Drahtseil ...“ Pardon, es mag auffallen, daß ich sie duzte. Aber wenn man jung ist — und kunstbegeistert ... Und dann: nehmen wir an, wir hätten ein Vielliebchen gegessen. Und ich sagte: „Wie kommt es nur, daß du auf dem Drahtseil immer so ein ernstes, fast böses Gesicht machst? Und wenn du auf dem Fuchs sitzt, strahlst du ordentlich.“

Da lachte sie und sagte: „Das ist ganz einfach. Ich bin Drahtseilkünstlerin — weil mich das ernährt. Schulreiterinnen gibt's schon so viele. Und das Publikum will nicht, daß man zwei Sachen kann. Drum steh' ich auch nicht als Reiterin auf dem Zettel. Und drum muß ich die ekelhafte Flachsperücke aufsetzen, wenn ich mittue. Erkennen soll mich keiner, der mich auf dem Drahtseil gesehen hat. Aber ich reite leidenschaftlich gern. Je wilder so ein Gaul ist, desto besser. Das bißchen Drahtseillaufen kommt mir wie Spielerei vor. Mir ist's, als ob's jeder könnte, wenn er nur will. Aber so ein Pferd unter sich haben und regieren ganz nach seinem Willen — das gibt Arbeit und Freude! Aber niemand darf wissen, daß ich es bin — die Drahtseilkünstlerin —, die den Fuchs über die Hürden zwingt. Denn ...“

„Ich weiß schon,“ nickte ich nachdenklich, „das Publikum will nicht, daß man zwei Sachen kann ...“

Ich weiß nicht, ob und wo sie jetzt noch mit japanischen Schirmen auf dem Drahtseil geht. Ich hoffe: nein. Obschon ja heute der Sinn des Satzes sich erfüllt hat, von dem mein verstorbener Freund Franz von Schönthan immer behauptete, er stünde im kleinen Plötz: „Die Großmutter fängt tausend Schmetterlinge ...“ Vielleicht ist sie mit einem ungarischen

Magnaten verheiratet, die Taubenkönigin von damals, und lebt im Winter in Nizza. Vielleicht ist sie schon im Armenhaus in Antwerpen gestorben. Sie hatte zu beidem Talent. Und die Tauben — ich weiß nicht, wie alt Tauben werden, wenn sie dressiert sind. Vielleicht standen sie längst irgendwo auf einer Speisekarte.

Aber das Wort der kleinen Zirkuskünstlerin, auf die ich einmal junge und heiße Gedichte gemacht habe, ist mir oft, oft durch den Sinn gegangen. „Das Publikum will nicht, daß man zwei Sachen kann."

Daher der Name „Spezialität". Es gibt einen Arzt, der gute Theaterstücke schreibt. Er kriegt, fürcht' ich, keine Patienten mehr. Pasteur wäre beinahe vom Kurpfuscherparagraphen geklappt worden; denn er war „eigentlich" Chemiker, und die Hühnercholera und die Tollwut gingen ihn doch wirklich nichts an. Dem alten Mommsen — dem großen, nicht dem kleinen — hat das Publikum erst allmählich verziehen, daß er Jurist war und die Geschichte Roms schrieb. Von den Entdeckern gar nicht zu reden, die auf Gebieten, die sie eigentlich den Teufel scheren, wichtige Entdeckungen machten. „Dilettanten" sind das; und die Zunft, die hübsch unter sich bleiben will, lehnt sie ab oder höhnt sie tot. Und das Publikum „will das nicht". Es ist ihm unbequem, selbst bei Abnormitäten soll's bei *einer* Abnormität bleiben. Wenn eine Wunderziege schon fünf Beine hat — gut. Aber daß sie dann auch noch zwei Schwänze oder drei Hörner hat — das geht nicht! Ordnung muß sein. Dichter haben zu dichten, nicht zu komponieren. Maler haben zu malen, nicht zu dichten. Lyriker haben selbstverständlich keine Ahnung vom Theater. Humoristen haben Späße zu machen,

nicht philosophische Themen abzuhandeln. Was nicht zu klassifizieren und zu katalogisieren ist, stört die Ordnung. Der Kredit eines jeden reicht nur für die Branche aus, in der er offiziell geführt wird.

Ich habe — als die Universität und die Taubenköniginnen hinter mir lagen — als Feuilletonist begonnen. Das hat mich ernährt und vorwärts gebracht. Da war ich der „Plauderer". Jetzt hab' ich dicke Bücher geschrieben, mich an Charakteren und Menschenschicksalen versucht. (Und die Feuilletons hab' ich, von einem dünnen Bändchen aus der Kriegszeit abgesehen, trotz vieler Ermahnungen und Angebote n i e gesammelt.) Aber für manchen, der mir sonst freundlich gesinnt ist, bin ich der „Plauderer". Heute noch. Nach sieben dicken Romanen, voller Menschen und Schicksale, nach einem Dutzend Novellensammlungen.

„Das Publikum will nicht, daß man zwei Sachen kann!" sagte meine kleine Freundin auf dem Drahtseil mit den Tauben.

Ich grüße in dankbarem Gedenken ihr süßes, kluges Köpfchen.

*

Die letzten Wochen und Tage vor dem Examen wurde ich nervös.

War es eine gewisse jugendliche Unreife, eine ernste Koketterie mit dem Tode, war es in einer Stunde der Ermattung nach zu vieler Arbeit und ewigen Repetitionen, bitterer Ernst — jedenfalls, ich hatte einen geladenen Revolver in meinem Schreibtisch und spielte in trüben Gedanken mit der Möglichkeit, freiwillig aus der Welt zu gehen, wenn das Examen vorbeigelingen sollte.

Es gelang nicht vorbei. Allen, die in ein Examen gehen, sei es gesagt, so eine Prüfung ist nicht so einfach wie man's im ersten Semester und nicht so schlimm, wie man's im letzten Semester sich vorstellt. Knapp vor den gefährlichen Stunden fällt nämlich dem gemarterten und gehetzten, einseitig überbürdeten Hirn, in das Namen, Zahlen, Tatsachen, Möglichkeiten, Systeme hineingestopft und immer wieder gestopft worden sind, nur noch ein, wo die Lücken unseres Wissens zu finden sind. Das viele aber, das man gelernt und erworben hat, das man weiß und als unverlierbaren Besitz buchen kann, scheint mit einer gewissen Selbstverständlichkeit für das gefährliche Frage- und Antwortspiel im Frack gar nicht in Betracht zu kommen.

So fiel mir plötzlich zwei Tage vor dem Termin im Dezember, der mir bestimmt war, ein, daß ich von Dantes schwer zu verstehendem, viel kommentiertem Lebenswerk eigentlich verflucht wenig wisse. Und wie eine fixe Idee verfolgte mich plötzlich das Schrecknis, daß unbedingt Dante in meinem Examen eine große, ja vielleicht eine entscheidende Rolle spielen müsse. Ein, weil ich selten träume, besonders von mir bemerkter Traum — ich sah ganz deutlich das ragende Denkmal des Höllensängers — bestärkte den damals zu allerlei Mystik Neigenden in dieser bösen Gewißheit. Vielleicht kam, diese visionartige Zwangsvorstellung verstärkend, der Umstand hinzu, daß ich vor gar nicht so langer Zeit erst durch den Volto Barbaro wieder einmal die ernste Piazza dei Signori betreten hatte, jenen kleinen wundervollen Platz Veronas, der, umhegt von alten Palästen der Skaliger, noch ein Bild gibt längst entschwundener Kunst und waffenfroher Zeit. Hinter mir der

muntere Marktlärm der Piazza D'Erbe, wo auf altem Brunnenbau die strahlenkronengeschmückte Statue Veronas thront, umtost von dem Schwarm hübscher Mädchen, dicker Matronen, die unter den weitgespannten, bunten Schirmen der Händler um Melonen und Artischocken feilschen. Auf der Piazza dei Signori alles still und ruhig. Im schmalen Schatten des Palazzo della Ragione sitzt eine weißgekleidete Engländerin und malt die berühmte Loggia. Ein paar braune Buben spielen um Pfirsische am Portal zum Palazzo della Prefettura. Heiß liegt die Sommersonne, Trägheit und Stille heischend auf den glatten Steinen. Nur ein paar Tauben, kokett die kleinen, schillernden Köpfchen wiegend, schreiten gravitätisch um den Sockel von Zanonis ragender Dante-Statue.

... Genau, genau so sah ich's angstvoll im Traum. Und ich bildete mir felsenfest ein, daß eine der ersten Fragen zu meinem Unglück lauten würde: „Was wissen Sie von Dantes Beziehungen zu Deutschland, Herr Kandidat?"

Ja, was wußte ich?

Seine Biographien reden davon, daß er als junger Mann, zum Franziskaner bestimmt, in Paris, auch in England gewesen sei. Von Deutschland ist nicht die Rede. Dann reiste er viel später aus dem Veroneser Exil, dem siebenten Heinrich, dem Luxemburger entgegen, als der hoffnungsvolle Fürst seinen Römerzug rüstete. Vielleicht hat er ihm in Lausanne mit anderen Verbannten und vielen Edlen aus der Lombardei und Toskana gehuldigt; vielleicht ist er auch damals ganz kurz in Deutschland gewesen. Gewiß aber kann kein deutscher Gastwirt die schöne Reklametafel feierlich enthüllen lassen: „In

diesem Hause dichtete Dante Alighieri auf seiner Reise zum Kaiser an seiner Divina Commedia ..." Dantes Beziehungen zu Deutschland sind rein geistige. Aus Deutschland erwartete er das Licht einer neuen Zeit, und nicht der fromme Heide, nicht die geliebte Lichtgestalt der Beatrice konnten ihm künden, daß aus seiner eigenen in Sehnsucht gehaßten Vaterstadt Florenz dieses Licht der Renaissance ausstrahlen sollte. Für die Zerrissenheit seines Vaterlandes, gegen den Parteihader und die Frechheit kleiner Fürsten, gegen die Übergriffe der Kirche, in deren schlechter Führung er die Ursache der Schlechtigkeit der Welt sah, erwartet er die Rettung durch den Monarchen, durch den Kaiser. Selbst ein Kind der Republik und mit allen ihren Widerwärtigkeiten bekannt, sehnt er sich nach dem Frieden, den nur die starke Hand eines Einzelnen bringen kann; sendet er seinen Jubel dem anziehenden Erretter, dem Kaiser Heinrich über die Alpen entgegen. Es ist ein stolzer, aber ein kurzer Traum gewesen. Der Kaiser hat den Frieden nicht stiften können. In der Blüte seiner Wünsche und seiner Kraft ist der Kaiser — wohl an Gift — gestorben. Unerfüllt sind des Dichters Ideale geblieben. Seine Werke trugen sie als Vermächtnis auf spätere Geschlechter.

... Das ging leidlich, wenn alles so richtig war, aber ... die Werke! Nun quälte mich der entsetzliche Gedanke, daß mir eine Stelle aus der „Divina Commedia" vorgelegt werden könnte, die ich — unter Beziehung auf den damaligen Stand der kirchlichen Lehre, der Geschichte und der Philosophie — kommentieren sollte. Und mein glatter Durchfall, mein ruhmloser Untergang schienen mir einfach eine beschlossene Sache.

Noch auf der Treppe zu dem entsetzlichen Raum, in dem die Professoren — der Kuno feierlich in der Mitte — um den großen grünen Tisch herumsaßen, während im Hintergrund die gewiß sehr appetitlichen und doch schrecklichsten Sandwichs meines Lebens — für die erfrischende Pause zwischen dem Hauptfach und den Nebenfächern — auf unsere Eßlust warteten, hab' ich geglaubt, ja hätte ich beschworen: du wirst über Dante — du wirst im „Inferno" geprüft!

Natürlich kam kein Wort von Dante im ganzen Examen vor. Und plötzlich — nachdem ich die ersten Fragen über die Lehren des Pythagoras ohne Stocken beantworten konnte — kam ein höchst seltsamer Moment, wie eine herrliche Erleuchtung und Erlösung —, und von diesem Augenblick an war das ganze Examen für mich nur noch eine für meine Zuversicht schon gewonnene, eine fast vergnügliche Schlacht.

Dies aber trug sich so zu: Die alte Exzellenz fragte plötzlich — die Fragen schwirrten wie Pfeilschüsse, nach kurzem Schweigen auf den Kandidaten zu — fragte also: „Unter wessen Einfluß stand Plato?"

Ich nannte den Kratylos, der dem Jüngling den Geist Heraklits nahezubringen suchte, nannte den Euklides, den der Gerettete in Megara aufsuchte; sprach auch — da ich Fischers dringender forschende Augen und das ungeduldige Spiel seiner Finger beobachtete — von dem älteren Dionys, der wohl in der pythagoreischen Lehre erzogen war und seinen Gast in Syrakus gewiß zu beeinflussen suchte. Dann stockte ich.

„Na und — und —?" drängt die Exzellenz ärgerlich forschend weiter.

Ich war ratlos. Nach einer kurzen, aber peinlichen Pause

sagte ich, eigentlich mich dieser Erwähnung schämend: „Und — natürlich Sokrates."

„Nun also — Sokrates!" Die Exzellenz nickte heftig zustimmend.

Da dachte ich bei mir: wenn man solch kindliche Fragen, denen jeder Quintaner die Antwort weiß, im philosophischen Doktor-Examen gefragt werden kann — dann man zu! Von diesem Augenblick an war ich ruhig. Dantes drohendes Inferno hatte seine letzten Schrecken verloren, und ich gab, jeder Furcht ledig, ruhige und sichere Antworten.

In der Pause bei den Sandwichs — ich hatte natürlich ein Lachsbrötchen erwischt, und Fische sind mir immer gräßlich gewesen — fiel mir freilich ein: im Hauptfach ist's gut gegangen; die schriftliche Arbeit scheint — nach Andeutungen Fischers — auch durchaus in Ordnung. Wenn aber der blondbärtige Hüne, Professor Braune, dem die Wotanslocke in ein leicht abirrendes Auge fiel, mich nun in seinem eigentlichen Gebiet, dem Mittelhochdeutschen, prüfte, konnten mir die philosophischen Lorbeeren arg zerzaust werden.

Aber als wir uns die Finger und den Mund abgewischt hatten von dem schrecklichen Mahl, meinte der Riese mit einem gütigen, fast ein wenig verlegenen Lächeln: „Mit welcher Epoche der deutschen Literatur haben Sie sich zumeist beschäftigt?"

„Von den Minnesängern aufwärts, Herr Professor!" erwiderte ich kühn, während mein Herz hoffnungsvoll schlug.

„Schön," nickte Braune und fing bei den — Meistersingern zu prüfen an. Kam bald in die klassische Zeit, unterhielt sich — fast gesprächsweise — mit mir über Goethes

Beziehungen zu Frankfurt und hatte, was mir später bestätigt wurde, für mein Gefühl das noble Bestreben, mir die gute Note nicht zu verderben, die mir die schriftliche Arbeit und die Prüfung im Hauptfach in Aussicht gestellt.

Zwei Stunden später saß ich — im Frack noch, denn zum Umziehen war keine Zeit, und der wackere alte Kutscher Kühlmann hatte sich beeilen müssen, den Bahnhof noch zu erreichen — im Baseler D-Zug nach Frankfurt. Und die rollenden Räder sangen mir ein Lied, immer dasselbe Lied. Und die vorbeifliegenden Telegraphenstangen schlugen den Takt dazu, und ein junges, dummes, unsinnig glückliches Menschenherz sang in heftigen Stößen mit:

Mag-na cum lau-de, mag-na cum lau-de . . .!

Zwei unvorbereitete Frauen aber habe ich an diesem schneeverwehten Dezemberabend glücklich gemacht mit meiner gejubelten Freudenbotschaft. Eine alte Frau, die gerade, vor ihrem „Kannitz" sitzend, die Brille auf der Nase, in den alten Briefen ihrer Kinder las, als ich herein stürmte in mein Elternhaus. Und dann — eine halbe Stunde später — ein junges, ganz junges bildschönes Mädelchen draußen vor dem Friedberger Tor.

Auch dieses Mädelchen saß gerade vor ihrem kleinen Schreibtisch und schrieb mit der Rechten in ihrer schönen, klaren Handschrift, die ihr heute noch eignet, einen Brief an den Heidelberger Studenten, und mit der Linken kraute sie das lockige Ohr des treuen Gordon-Setter, den er ihr als ganz junges Tier geschenkt und der Boncoeur hieß.

Der brave Boncoeur ist längst tot. Aber das Mädchen ist eine tapfere Frau geworden, die drüben in Amerika in Kalifornien

mit eigener Kraft in den Wäldern stiller Berge ein kleines eigenes Besitztum in Ordnung hält. Allmonatlich schreibt sie einmal einen langen Brief an den Studenten von damals. Denn sie sind Freunde geworden. Freunde, zwischen denen der Ozean liegt und ein Leben von Leid, Sturm und Entsagen.

Die alte Frau aber, die damals vor dem „Kaunitz" aufsprang und die Arme ausbreitete, hat lange, lange schon ihre guten Augen geschlossen. Sie schläft auf dem schönen Frankfurter Friedhof, den sie so gut kannte und den sie liebte, neben ihrem Hermann. Ganz bescheiden sich schmiegend an das schöne Denkmal ihres geliebten Mannes, das der Frankfurter Meister Schirholz modelliert hat, schläft sie ihren letzten Schlaf. Und ich weiß, wenn sie träumen könnte, träumte sie noch lächelnd vom Glück ihres einzigen Sohnes, den ihr das Schicksal gelassen hatte.

*

Als meine Mutter in Frankfurt in der stillen Klüberstraße 15, just da, wo das Sträßchen ein Knie bildet und vielleicht noch stiller wird, in ihrem Schlafzimmer nach den Gärten hinaus, die dort von vier Grundstücken zusammenstoßen, im Sterben lag, saß ich an ihrem Bett. Mit kurzen Unterbrechungen wohl zehn Stunden lang.

Der Hausarzt der alten Frau, der zwanzig Jahre lang ihr Vertrauter war, der blondbärtige, gütige Dr. Rudolf von Wild, einer der schönsten und liebenswürdigsten Männer, denen ich begegnet bin, hatte mich telephonisch aus Berlin gerufen: es geht zu Ende. Ich war gekommen. Und sie hatte mich nicht gleich, aber vielleicht in der dritten Stunde, da ich an ihrem Bette saß, erkannt, und leise lächelnd gesagt: „Mein

Bub." Dann schlief sie wieder ein. Ich aber — der „Bub" von zweiundvierzig Jahren damals — sah mich, während ich ihre matte Hand hielt, im Zimmer um.

Genau so stand das Mahagonibett, genau so hingen in alten Biedermeierrahmen die Bilder, genau so standen die Möbel, lagen die bescheidenen Teppiche im Zimmer, wie ich alles von meiner frühesten Kindheit kannte. Und wie sie, das wußte ich aus Erzählungen genau, gestanden und gelegen hatten, als ich hier am 4. Juli 1868 geboren wurde.

Und wenn ich nicht all das gewußt hätte in der Sterbestunde meiner Mutter, da sie geschlossenen Auges, das kühlende Tuch auf der Stirn, die längst silbern schimmernden Haare glatt über die hübschen kleinen Ohren gekämmt, wie sie schon auf ihren Brautbildern lagen, nur blaß, so blaß, schwer atmend und ohne Bewußtsein auf dem Rücken ruhte — in diesen Stunden, da durch die offene Tür aus dem kleinen Eßzimmer nebenan die Uhr unter dem Glassturz tickte und schlug und die Schwester mit dem weißen Häubchen und der großen Schürze, unwahrscheinlich still und reglos, mir gegenüber saß, die Hand am Puls der Sterbenden — in diesen Stunden hätte ich's mir eingeprägt. Links und rechts am Fenster die Waschtische der Mutter und des längst verstorbenen Vaters. Und dort der große einfache Kleiderschrank, darüber der Urgroßvater — Vater ihrer Mutter — in einer Schützenoberſten- oder Bürgerkapitänsuniform von Anno dazumal; ein biederer Bürger, Mangold geheißen, aus der altertümlichen Stadt Rothenburg ob der Tauber. Auf dem Nachttisch neben des Vaters längst nicht mehr benutztem Bett, das nie weggerückt werden durfte, immer noch die kleinen Gebrauchsgegenstände, die seine

Gewohnheit dort gesucht hatte. Der Uhrständer, das Wasserglas, die kleine Marmorschale, um die Knöpfe von Hemd und Manschetten abzulegen.

Damals kam mir zum Bewußtsein, was es heißt, das Bild seines Elternhauses durch die Kinderzeit, das Knabenalter, die Jugendjahre immer in derselben Form in sich aufzunehmen: ohne immer wieder, wie die Kinder umherziehender Beamter und oft versetzter Offiziere, von neuen Eindrücken die alten verwischen zu lassen. Ein Elternhaus, das bleibt in seinem Aussehen, in seinen Formen, in seinen Möglichkeiten, in seinem Geist und seiner inneren Festigkeit.

Und die Geschichte meiner Jugend abschließend, grüße ich mein Elternhaus und seine hellen sauberen Stuben. Grüße den Geist der Pflichttreue und der Rechtlichkeit, der dort waltete. Grüße die Schatten der teuren Menschen, die dort ein und aus gingen! Grüße das längst verklungene Lachen, das in diesen lieben Räumen oft das Echo reiner Menschenfröhlichkeit war.

*

Und hiermit endigen meine Jugenderinnerungen.

Ein zweiter Band, der mein weiteres Leben schildert, der die Hoffnungen, Kämpfe, Gedanken, Irrtümer, Reisen, Begegnungen bringen soll des in Arbeit Gereiften, der doch nur das Produkt seiner Jugend und ihrer Bilder und Begebnisse war, wird einmal folgen. Hoffentlich noch lange nicht; denn meine Hinterbliebenen sollen ihn erst herausgeben.

Heut und hier will ich — dies bunte Buch meiner Jugend abschließend — nur einen ganz kurzen Blick über mein späteres Leben werfen, das reicher und ernster dahinfloß, als es dem bei

der Geburt lächelnden Knaben von Tanten und weisen Frauen geweissagt worden war.

Dies aber war ungefähr die Linie meines Lebens. Der Student hatte heimlich mit der Dozentenkarrière geliebäugelt. Aber die plötzlich aufflackernde Liebe zu einem reizenden jungen Mädel machte ihm einen dicken Strich durch diesen Plan. Die gute Mutter hätte ihn selbst, ihn allein, wohl eine Weile als Privatdozenten über Wasser halten können. Die Familie, der er zusteuerte, nicht. So bin ich — durch Gottes Zorn oder Gottes Güte, das ist noch nicht heraus — zunächst Journalist geworden. Als solcher habe ich einige Jahre in Frankfurt, meiner Vaterstadt, mit schöner Zuversicht über Dinge orakelt, die meinem Chefredakteur zu langweilig waren; habe viele Menschen, Bücher, Theaterstücke kennengelernt und ein kritisches Urteil darüber, heilig überzeugt von seinem Wert und Widerhall, in Druckerschwärze abgegeben. Ich glaube heute noch, daß ich zuweilen recht hatte. Ich habe allerdings auch damals einige Unsterblichkeiten prophezeit von Leuten, die heute niemand mehr kennt.

So um die Jahrhundertwende kam ich nach Berlin. Als Geheimnis und köstlichsten Schatz führte ich, verpackt und versiegelt, Plan und Bruchstücke von Szenen einer romantischen Tragödie mit, die mich — so träumt' ich — mit einem Schlage berühmt machen sollte.

Die romantische Tragödie ist nie fertig geworden. Und darum darf ich mit Liebe von ihr reden wie von einem kranken, einem früh gestorbenen Kinde. Sie heißt „Sancta Juventus" — und ich war sehr jung, als ich vier Treppen hoch im westlichen Frankfurt sie begann.

Als ich damals auf dem Anhalter Bahnhof ankam, war ich betrübt und erstaunt, daß ich eigentlich von niemandem hier erwartet wurde. Ich fand mich nicht leicht in den Straßen und schwerer in den Bewohnern zurecht und machte die Erfahrung, daß die Eingeborenen hier alles besser wissen als die Zugereisten. Aber wenn sie — was auch vorkam — mich ausreden ließen, besänftigte sie mein Dialekt, und ich wurde freundlich aufgenommen.

Berlin hat mir damals viel gegeben: Brot, Bausteine, Wein — den ich allerdings lieber woanders her bezog —, Arbeit, auch einige Lorbeerblättchen und hat mir im Laufe der Jahre so gut gefallen, daß ich, wenn's irgend ging, stets große Reisen gemacht habe. Einmal nach dem Norden, zweimal nach dem Westen, mehrfach nach dem Orient und oft, oft — am liebsten zu Schiff um Spanien herum — nach Italien.

An der Schweizer Grenze im herrlichen Kanton Tessin habe ich ein köstliches Jahrzehnt lang ein hübsches Landhaus am See besessen, das mir meine Bücher und meine Stücke gebaut hatten. Die Bücher existieren noch, das Landhaus aber haben Krieg und Inflation mitgenommen. Wie leider vieles andere ... Ein Häuschen an der Ostsee hab' ich gerettet, in dem ich mich im Sommer vom Berliner Winter erhole, von seiner Arbeit, seinen Festen, seinen Notwendigkeiten (dabei gewesen zu sein), und von einem chronischen Occipitalschmerz, für den mir von zwölf Ärzten jeder etwas anderes und keiner etwas Helfendes verordnet hat.

Ich habe das seltsame Schicksal gehabt, in zwei voneinander getrennten Lebensaltern blonde Kinder mich umspielen zu sehen. Die einen, als ich jung von ihnen ging, haben mir fast das

Herz gebrochen; die anderen, die mir die Jugend wiedergegeben haben, guckten manchmal mit großen, neugierigen Augen auf diese Blätter der Erinnerungen, als ich sie schrieb ...

Heute lebe ich als freier Schriftsteller. Der erste, der mir nach Prüfung meiner mit klopfendem Herzen gebrachten Versuche sagte, ich solle ruhig weiter lyrische Gedichte und Geschichten schreiben, war der alte Friedrich von Bodenstedt, der damals in Wiesbaden wohnende persische Mirza-Schaffy, der so freundlich mit schmerzenden Augen über die blaue Brille hinweg die Jugend betrachtete. Meinen Novellen hat der mir damals noch persönlich unbekannte Detlev von Liliencron die erste wirksame Fanfare geblasen. Seitdem marschieren sie. Meine Romane ... Ja, mein Gott, wenn Sie sie nicht kennen, was rede ich davon? Und wenn Sie sie kennen, dann wissen Sie ja Bescheid!

Unter den Menschen, die ich schildere und die ich mir zum Umgang wähle, ziehe ich die stilleren den lauteren vor, die Fröhlichen aber den Betrübten, die Amüsanten allemal den Langweiligen. Ich fühle mich als Kind der Zeit und fahre, nicht immer begeistert von ihren Geschwindigkeiten, im Wirbel der Geschehnisse mit. Aber durch meinen liebsten Traum klingt noch das Posthorn von Thurn und Taxis.

In meinen Büchern gehen selten Revolver los, und meine Helden schneide ich nicht vom Galgen und hole sie mir nicht aus den Tollhäusern. Aber die kleinen Narren, die's gar nicht wissen, daß sie's sind, die liebe ich über alles und nehm's keinem übel, wenn er in manchen meiner Schrullen eine Verwandtschaft mit ihm selber nachweist.

Alles in allem denke ich bei mir und über mich:

Ich bin nicht so gut, wie die Liebste gedacht,
So schlecht nicht, wie mich meine Neider gemacht;
So dumm nicht, wie mich mein Lehrer gescholten,
So klug nicht, wie ich den Schülern gegolten,
So reich nicht, wie Mütterchen hoffte, an Ehr';
Doch bin ich — für heute und morgen — wer.

*

Abgeschlossen liegt meine Arbeit vor mir. Fast wie ein Roman so dick und doch kein ausgesonnener, ausgesponnener Roman, sondern aus Wehmut der Sehnsucht und Fröhlichkeit der Erinnerung neugewebtes Erlebnis.

Und den Schweiß meines Fleißes abzuwaschen, aus der geträumten Vergangenheit wieder heimzufinden, bin ich ans Meer gefahren.

Hinter dieses Waldgürtels sturmzerfetzten gespenstischen Bäumen liegt im friedlichen Garten Haus Ithaka.

Ich sitze am Strande in der hellen Morgensonne.

Nur das Meer rauscht und wirft, wie kleine grüne Teppiche mit feinem weißen Spitzenrand, die flachen Wellen bis dicht an den Sandwall, der meinen wettergeprüften Strandkorb umgibt.

Wenn ich mich vorbeuge, sehe ich rechts und links die weißen Dünen ins Blau des Unendlichen fliehen. Und leuchtende Erinnerung zuckt auf an ferne köstliche Weisen im Süden — an viel Sonne und Sand, an einen heißen Ritt in die Wüste hinein, zu den rotragenden Gräbern großmächtiger Könige Ägyptens, zu den sandverwehten Mumien der heiligen Stiere. Die breiten Spuren des Weges der Kamele

trug damals, als einziges Zeichen vorüberziehenden Lebens, der Sand.

Hier über die Sandwellen laufen die Spuren absatzloser Strandschuhe und kleiner nackter Kinderfüße. Und die ganze heiße Sehnsucht der ewig verdurstenden Wüste liegt, erfüllt, in unendlicher glitzernder Fläche vor mir — das Wasser, das Meer. Dem jung aufsteigenden Tagesgestirn und der See ist mein Korb zugekehrt. Geborgen wie ein Muscheltier komme ich mir vor, das, selber unentdeckt, aus den vorsichtig geöffneten Muschelklappen blinzelnd, in die helle Welt schaut.

Die von hinten, vom Waldrand her, die Dünen Herabsteigenden gewahren den frühen Träumer nicht. Niemanden vermuten die durch den Sand Watenden noch in dem harmlosen Korbgeflecht, das wie hundert Gleichartige hier im Sande sein schützendes Dach breitet.

Es ist seltsam, Menschen zu sehen, die sich unbewacht glauben in der Natur. Kinder posieren wichtig die Großen. Alte Herren in weißen Hosen tragen wehende Fähnchen in der Hand, wie der Kaspar — heißt er nicht so? — im „Struwwelpeter". Pärchen wandern untergefaßt, mit verschränkten Händen, als schritten sie durch Arkadien. Ein spätes Fräulein badet, scheu in die Ferne spähend, seinen vom allzu eitlen Schuh geschwollenen Fuß.

Und ich denke: die Füße der Menschen, die man hier so tausendfach hüllenlos sieht, sind doch verdammt ehrlich! Wie reden sie mit geröteten Knöcheln, verbogenen Zehen von bestrafter Eitelkeit, vom dummen Modenzwang der Kultur; von zu spät geschenkter Einsicht und Freiheit! Und leider, leider sind es manchmal die *schönsten* Frauen, die ... Denn

schmales, spitzes Schuhwerk soll unerhörtes Wunder der Natur vortäuschen. Heine spricht gern von den „süßen Füßen" seiner Geliebten. Das muß früher in seinem Norderney anders gewesen sein als hier in Graal. Ach nein, es gibt so wenig „süße Füße" noch heutzutage ... Überhaupt, was weiß man als kulturgebändigter Mitteleuropäer, als Städter und Gesellschaftsmensch, von der Frau, die man liebt, umarmt, heiratet, zur Mutter macht? Was weiß man von ihr, wenn man sie nicht gesehen hat in dem flatternden dünnen Gewand, das ihr eine Hülle und eine Beichte ist. Wenn man sie nicht durch die Dünen gehen, nicht gegen den Seewind kämpfen sah, der nur das echte Gelocke gelten läßt; wenn man sie nicht auf nackten Füßen, die Hände ohne Fächer und Täschchen in die echte Hüfte gestützt, den Wellen entgegenlaufen sah, die sie als ehrliches Modell des Plastikers wieder entlassen an den nichts retuschierenden Strand ... Dann freilich kommt gleich der malerische Mantel in den grellen, modernen Farben, der aus der eben noch Schaumgeborenen einen bunten Sonnenfleck macht, eine Flagge, eine Riesenblume, ein Flammensignal und ein Mimikri ... Und der Schauende ist schon wieder betrogen. Und der „Wahn" fängt an, der so kurz und dessen Reue so lang ist.

Keine Häuser sieht man von meinem geliebten Strand aus — nicht meines und nicht die der anderen. Keine Hotels, keine Mauern und Menschenbauten. Dort in der Ferne die Bretter der Badeanstalt rechnen nicht mit. Da gehen nur die Gichtigen hin, die allzu Dicken und die mit den großen Leberflecken im Nacken — wer sonst? Was noch die Glieder regen kann und zeigen darf, badet frei vom Strande, vom Strandkorb aus. Ohne Geschrei und Roheit — Tausende von Meilen ge-

trennt von dem Unfug märkischer Freibad-„Fröhlichkeit" — in Freiheit wohlerzogen. Und doch wie seltsam, wenn sich im Berliner Westen eine Dame aus- oder anzieht und dem Fenster zu nahe kommt, in das der Nachbar über die Straße spähen kann — o Schrecken, o Graus! O Gerede beim Frühstück über das geschehene Malheur, o Gezeter über den undelikaten Nachbar!... Hier auf dem gelben Sand in der Sonne, wenn der Mittag, heiß und leuchtend, heraufkommt — wieviel nackte Beine, wieviel schöne entblößte Arme, wieviel gleitende Gewänder, wieviel enthüllte Froufrous! Und dann dazwischen die Herren der Schöpfung; losgelöst von Beruf und Milieu, freuen sie sich nackten Leibes Mensch-an-sich sein zu dürfen. Sie mimen, klassischer Erinnerungen voll — des Apoll von Belvedere gedenkend und der Genus-Regeln — die Antike. Sie posieren den Athleten, der im Zeitalter triumphierender Leichtgewichte langsam die humanistische Bildung verdrängt. Sie lassen rollende Muskeln das hohe Lied des Sportes spielen. Und dazwischen rauhbehaarte Primitive, die bloß direkt aus dem Zoo zu kommen scheinen, denen man rasch den Kletterbaum aufrichten möchte und die Holzkugeln zurollen...

Ehrlich ist der Strand. Seht euch die Schlafenden an! Noch die salzigen Tropfen an Stirn und Achselhärchen, liegen sie, sich sonnend, auf den weiß gebreiteten Tüchern im Sande. Unbewacht und unbeherrscht sind ihre Gesichter. Die Kinder rein und trieblos. Vom Raffaelschen Englein der Sixtina bis zum Straßenjungen Murillos — jeder Typ in köstlichen Exemplaren.

Wie anders dort der alte Raffketyp! Die aufgeworfenen, blaurasierten Lippen unter der sonnengerötenten Nase lassen den

krachenden, schnarchenden Atem durch. Und alles an ihm bis auf die in den Sand gekrallten Finger, an denen die Steine funkeln, prahlt mit Wagners Fafner: „Ich lieg' und besitz' — laß mich schlafen!" ... Und dort das Mädel träumt — das Lächeln unter dem Stumpfnäschen verrät's — von lieben anmutigen Dingen. Vielleicht rauscht ihrem Schlummer die Welle die leichte Melodie eines muntern Schlagers zu: „Wenn wir beide Hochzeit machen — Blas' ich auf der Schalmei — All die wunderschönen Sachen — Von Liebe, Lenz und Mai..." Dort bei dem Dicken ist hinter der Kulturmaske der Stumpfsinn hervorgetreten, der sein Innerstes füllt, der seinen Beruf und seine Tage regelt wie seine Hoffnungen... Und um die gesunkenen Augen der schönen, im Blond nicht ganz echten Frau dort, die gestern noch im Tanztournier in der „Strandperle" den Preis gewann, liegt die in der durchtanzten Nacht sanft weggeschminkte, laut weggelachte Sorge um einen Abend, der kommen muß nach kurzen, rasch gelebten Tagen. Um ein einsames Elend, das vielleicht der heute noch viel Umworbenen schon näher und näher schleicht... Die Schlafenden sind ehrlich. Die in Sand und Sonne Schlafenden sind noch ehrlicher als die sich in die Dunkelheit des Alkovens zum Schlummer Verlierenden.

Und deshalb sind die Kinder so lieblich anzusehen, die schlafend auf den weißen Tüchern liegen, wie Moses gelegen hat am Nil, wie vielleicht ein noch Zukunftsreicherer dalag in Bethlehems Stall. Sie dürfen noch ehrlich sein, ohne den Himmel und die Menschen zu betrüben.

Ich werde ihn vermissen, ich fühl's, im Herbst und Winter, den Anblick, der so rein ist wie diese Sonne über den Wellen,

wie dieser Wind über den Dünen — wie dieser herrliche Atem der See...

Am schönsten ist's aber doch ganz früh am Morgen hier. Wenn keine Badenden mich umjauchzen und keine vom Wellenkampf Ermatteten hier im Sande liegen.

Während rings noch die Erschöpften schlafen,
Müd' vom Jazz und Jimmy heißer Nacht,
Geh' ich einsam hin am Strand und Hafen
In der jungen Sonne früher Pracht.

Blaue Fläche dehnt sich in die Weiten,
Plätschernd singt ihr Morgenlied die See:
Und die Welt mit ihren Niederigkeiten
Liegt so tot und fern wie Ninive.

Hinterm Walde krähen noch die Hähne.
Um die Füße sprüht mir weißer Schaum.
Fern die Segel kleiner Fischerkähne
Streichen möwengleich durch meinen Traum.

Irgendwo in einer Kinderkehle
Ist ein schlichtes Volkslied aufgewacht;
Sanft, wie Trauerkleider, von der Seele
Gleiten mir die Sorgen dieser Nacht.

Und ich fühl' mich heiter und geborgen,
Und das Herz von Hoffnung leis' geschwellt —
Nur am Meer an einem Sonntagmorgen
Lebt der wahre Friede dieser Welt...

Verzeichnis der Abbildungen

Rudolf Presber als achtjähriger Junge ..... Titelbild

neben Seite

Frankfurt a/M. (1867) 16

Der Friedensschluß im „Schwan" zu Frankfurt a/Main 32

Der Großvater Philipp L. Presber 64

Die Familie Berck nach einer Miniatur 80

Das Stammhaus der Großeltern Berck auf der Zeil 17 112

Der Vater Dr. Hermann Presber 128

Die Mutter Louise Presber, geb. Berck 160

Das Alfredchen. Kurz vor seinem Tode gemalt 176

Die Schwester Johanna von Ibell, geb. Presber 224

Der Kannix — Der Davidsburg. Zwei Frankfurter Originale aus den 70er Jahren 240

Bad Ems a. d. Lahn in den 80er Jahren 304

Emil Rittershaus 320

Friedrich Stoltze 336

Haus Ithaka, Ostseebad Graal i/M 352

Bücher

von

Rudolf Presber

Bei der Deutschen Verlags-Anstalt Stuttgart erschienen ferner:

Haus Ithaka.

Roman. 21.–23. Tausend. In Leinen gebunden M 7.–

Köstlicher Humor nimmt uns gefangen, der zugleich für das bunte Leben der großen Welt und seiner Täuschungen symbolisch wird. Das „Haus Ithaka" läßt uns nicht aus seinem Bann und zeigt die reiche Begabung Presbers, das Vielleben bedeutender Naturen in einen engen Rahmen, der uns menschlich fesselt, hineinzubannen.

Vossische Zeitung, Berlin.

Der silberne Kranich.

Roman. 41.–45. Tausend. Leinen M 7.25

Presber schrieb und zeichnete eine Bilderfolge um ein Thema aus unseren Tagen: von der entthronten Fürstenfamilie. Unerschöpflich sprudelt Presbers Anekdotenquell. Immer reizvoll sind die Milieuschilderungen: des höfischen Zeremoniells, des Salzschlirfer Badelebens, des kleinen Theaterbetriebs. Es ist, wie gesagt, ein höchst unterhaltsames, in seiner Aufrichtigkeit begrüßenswertes Buch, das ein fesselndes Abbild von der inneren und äußeren Verworrenheit unseres Zeitalters teils mit kritischem Temperament, teils im Spiegel einer nie versagenden Satire zeigt.

Hans Tetzner in der Täglichen Rundschau.

Mein Bruder Benjamin.

Roman. 78.–80. Tauf. Leinen M 7.50

Es ist ein wunderfeines Buch, die Geschichte eines jener Sonnenkinder, die unbekümmert durchs Leben gehen können, sich und den anderen zur Freude, die ihre Gaben ausstreuen, verschwenden und doch nicht verarmen. Das Ganze übersonnt und durchflutet von Lebenslust und feinstem Humor, wie ihn eben wirklich nur Presber anzuwenden versteht, nicht etwa „wohl abgewogen", sondern natürlich, sprudelnd, überquellend.

Süddeutsche Zeitung, Stuttgart.

Die bunte Kuh.

Humorist. Roman. 26.–30. Tauf. Leinen M 8.–

Ein Buch voll Leben und Wahrheit, ein Buch voll Lust und Wehmut, voll Milde und Kraft. Niemals will Presber predigen, niemals fällt er in lehrhaften Ton. Es ist ein Kulturwerk, in dem eben Menschliches gezeigt wird. Und der Dichter, dem es gelang, Alltägliches neu zu beleben, Bekanntes in neuem Licht zu zeigen, verdient unseren innigen Dank. Denn wir haben durch ihn den humoristischen Roman des zwanzigsten Jahrhunderts.

Neues Wiener Tageblatt.

Der Don Juan der Bella Riva.

Ein Geschichtenbuch. 13. und 14. Auflage. Gebunden M 6.–

Ein Dutzend Meisterstücke epischer Kleinkunst, originell erfunden und mit vollendeter Wortkunst gestaltet, alle zusammengenommen aber eine köstliche Vereinigung von funkelndem Witz und herzenswarmem Humor, mit gemildertem, oft genug auch boshaftem Sarkasmus und überlegen lächelnder Ironie. Doch zwischen den vielen lustigen gibt es auch manchen klugen Einfall, in den drolligen Szenen und übermütigen Spaßhaftigkeiten für den, der es bemerken will, des Nachdenklichen genug. Schlesische Zeitung, Breslau.

Der Tag von Damaskus.

Humoristische Novellen. 10. u. 11. Auflage. Leinen M 6.25

Eine Sammlung kleiner kapriziöser Erzählungen . . . Sie bieten Anregung zu interessanten Betrachtungen, und ihr Genuß wird am größten, wenn sie im trauten Kreise laut vorgelesen werden. Dann erfüllen seine humordurchglühten Figuren die Kaminecke mit frisch pulsierendem Leben. General-Anzeiger, Frankfurt a. M.

Die sieben törichten Jungfrauen.

Humoristische Novellen. 14.–16. Auflage. Leinen M 6.–

Es ist ja solche Wonne, einmal so recht herzhaft sich auslachen zu können zwischen dem Ernst der Tage, daß eine warme Dankbarkeitswelle Rudolf Presber aus dem Leserkreis entgegenschlagen wird, ihn spornend zu neuem Schaffen, ihn lohnend für schon Gegebenes. Die Gartenlaube.

Von Kindern und jungen Hunden.

Humoristische Novellen. 29. und 30. Tausend. Leinen M 6.–

Köstlichere Humoresken wird man nicht leicht lesen. Man lese einmal den „Flocki", und man wird sich darüber klar sein, an Rudolf Presber einen deutschen Mark Twain zu besitzen, aber vielleicht einen verbesserten. Heimgarten, Graz.

Das Mädchen vom Nil.

Novellen. 11. u. 12. Taus. Lein. M 4.50

Rudolf Presber, bei dem man sich nicht krank-, sondern gesundlachen kann, dieser köstliche Sorgenbrecher, beweist durch die vermehrte Auflage seiner Novellen aufs neue, daß er nicht nur das Zwerchfell zu erschüttern, sondern auch tief ans Herz zu greifen versteht.

Pester Lloyd, Budapest.

Von Leutchen, die ich liebgewann.

Ein Skizzenbuch. 63. und 64. Tausend. Illustriert. Leinen M 6.50

Nur wenige Dichter, die heute mit uns und hinter uns leben, verstehen es, mit solcher Herzlichkeit zu schreiben, mit so viel echtem Gemüt zu erzählen, wie dieser Poet, um dessen Lippen immer ein Lächeln zu schweben scheint, aus dessen leuchtenden Augen stets ein warmes Leuchten bricht. Dresdner Nachrichten.

Die Diva und andere Satiren.

12. und 13. Tausend. Gebunden M 4.50

Einen hohen und seltenen Genuß verschafft die Lektüre dieser von sonnigem Humor und sprudelnder Heiterkeit erfüllten Skizzen.

Münchner Neueste Nachrichten.

Ernte.

Eine Auswahl aus meinen Versen. Gebunden M 4.50

Es hat immer etwas eigen Reizvolles, Heimliches, Intimes, wenn ein Dichter (— ein Dichter! —) sich selbst herausgibt. Das Leben des Dichters steht vor unserem geistigen Auge auf, wenn wir diese formschönen und gefühlsechten Verse lesen. Das Leben eines Menschen, in dem das rheinische Temperament immer wieder durchbricht und alle Stimmungen umgoldet und durchleuchtet. Ein Buch voller Balsam gerade für unsere Zeit. Danziger Neueste Nachrichten.

Aus zwei Seelen.

Neue Gedichte. 3. und 4. Auflage. Geb. M 5.25

Wenn einer wie Presber den Mut hat, unberührt durch den ganzen hypermodernen Hokuspokus, zu dichten, wirklich zu dichten, so soll man seine Gabe mit Dank entgegennehmen und sich ihrer von Herzen freuen . . . Er findet zarteste Töne für die Regungen des Herzens, er malt mit liebevoller Eindringlichkeit die Bilder aus Gottes freier Natur, er wird wuchtig, schroff und machtvoll in seinen Balladen.

Deutsche Zeitung, Berlin.

Von Ihr und Ihm.

Dialoge. 12. und 13. Tausend. Leinen M 5.50

Presber versteht es, mit einem längst bewiesenen schlagfrischen Witz und durch geistreiche, wohlgeformte Rede seine Leser zu fesseln . . .

Mannheimer Tageblatt.

Deutsche Verlags-Anstalt / Stuttgart Berlin Leipzig

Date Due

OCT 26.

OCT 3 1962

FRANKLIN AND MARSHALL COLLEGE
PT2631.R35 Z5 1928 010101 000
Presber, Rudolf,
Aus der Jugendzeit mit 16 abbi

0 1114 0059220 5

PT
2631
R35Z5
1928